

DAVID FRIEDRICH STRAUSS IN SEINEM LEGEN UND SEINEN SCHRIFTEN

Eduard Zeller



X/1263.





X/1263.

David Friedrich Strauß

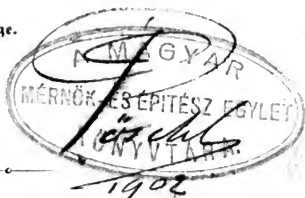
in seinem Leben und seinen Schriften

geschildert

von

Eduard Beller.

Zweite Auflage.



Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1874.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

610.2
5911.9
Z51 da
1874
cop. 2

Vorwort.

1903. 11. 15.

Unmittelbar nach dem Tode des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, wurde ich von der Redaktion des Schwäbischen Merkurs gebeten, für ihre Zeitung einen Nekrolog desselben zu schreiben. Ich versprach es, nur mußte ich mir, durch anderweitige Verpflichtungen für die nächste Zeit abgehalten, eine etwas längere Frist ausbedingen. Als ich nun aber in den letzten Osterferien an die Ausführung gieng, überzeugte ich mich bald, daß ich meine Darstellung, wenn sie mich selbst nicht allzu unbefriedigt lassen sollte, weder ihrem Inhalt noch ihrem Umfang nach in den Schranken halten dürfte, welche ihr in einem politischen Tagblatt der Natur der Sache nach gesteckt waren. Ich entschloß mich daher, sie von vorne herein etwas größer anzulegen und mehr in sie aufzunehmen, als sich mit ihrem ursprünglichen Zweck vertragen haben würde, dem letzteren dagegen durch einen Auszug aus ihr zu genügen. So entstand die vorliegende Schrift.

10. 14. 60

Was sie geben will, ist keine Biographie, sondern eine biographische Schilderung: nicht ein ausgeführtes Gemälde, sondern ein erster Umriss. Um die Biographie eines Mannes, wie Strauß, zu schreiben, hätte ich ein weit vollständigeres Material und viel mehr Zeit haben müssen, als mir in diesem Augenblick zur Verfügung stand; überhaupt aber läßt sich die Geschichte eines Lebens nicht erschöpfend darstellen, ehe dasselbe von der Gegenwart des Darstellenden so weit abliegt, daß die Personen und die Verhältnisse, die auf seinen Gang einwirkten, ohne Verletzung berechtigter Gefühle und Rücksichten nach allen Seiten öffentlich besprochen werden können. Selbst wo kein solches Bedenken obwaltete, waren meiner Arbeit durch ihre ganze Anlage und durch die Beschränktheit der Zeit, die ich auf sie verwenden konnte, bestimmte Grenzen gezogen. Mit manchem, was ich hätte geben können, mußte ich zurückhalten, weil seine Mittheilung das Ebenmaß des Ganzen zu sehr gestört hätte; über Menschen, die Strauß nahe standen, persönliche Verbindungen, die ihm lieb und werth waren, mußte ich mit Stillschweigen oder mit flüchtigen Andeutungen weggehen, weil ich nur in einer umfassenderen Erzählung Raum genug gehabt hätte, um dem ihnen fernestehenden Leser jene Menschen bekannt, diese Verhältnisse verständlich zu machen; weil die Hauptfigur nicht mit der vollen Deutlichkeit hervor-

treten konnte, wenn sie in dem engen Rahmen von zu vielen Nebenfiguren umgeben war, welche ihrerseits gleichfalls, um erkennbar zu sein, mit einer gewissen Sorgfalt hätten behandelt werden müssen.

Die Grundlage der nachstehenden Darstellung bildeten neben Strauß' Schriften und einigen gedruckten Mittheilungen über ihn in erster Reihe meine eigenen Erinnerungen. Diese erstreckten sich über den größeren Theil von Strauß' Leben; denn ich hatte ihn noch vor seinem Abgang von der Universität kennen gelernt, hatte ihn bald nachher zum Lehrer gehabt und mehrere Jahre mit ihm unter Einem Dache gelebt, und war von da an in einer Verbindung mit ihm geblieben, die immer von Zeit zu Zeit, je nachdem unsere Wohnorte es erlaubten, durch ein kürzeres oder längeres Wiedersehen aufgefrischt wurde. Dazu kamen mehr als zweihundert Briefe, welche vom Ende des Jahres 1835 bis in die letzten Wochen vor dem Tod meines Freundes herabreichen. Wo diese Quellen mich im Stich ließen, was aber doch im ganzen nur selten der Fall war, wurde bei denen, welche in verschiedenen Zeitpunkten in seiner Nähe gewesen waren, Erkundigungen eingezo- gen. Eine höchst werthvolle Ergänzung meines eigenen Wissens gewährten mir endlich die von Strauß hinterlassenen Aufzeichnungen über sein Leben und die Gedichte, welche mir von seinen Kindern im Verlauf meiner Arbeit in

zuvorkommendster Weise mitgetheilt wurden. Durch diese Hülfsmittel darf ich wohl hoffen über das, wovon ich hier spreche, hinreichend unterrichtet, und so viel auch dieser Abriß an Vollständigkeit zu wünschen übrig läßt, wenigstens vor Irrthümern von irgend welcher Erheblichkeit bewahrt worden zu sein.

Berlin, 1. Mai 1874.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	1
Geburtsort und Eltern	4
Knabenzeit	8
Das Seminar Blaubeuren	9
Universitätsjahre: romantische Periode	12
Schleiermacher und Hegel	16
Vikariat; Repetentenstelle in Maulbronn	23
Berlin	25
Strauß als Repetent in Tübingen	29
Das Leben Jesu	31
Aufnahme desselben	39
Charakteristik des Verfassers	40
Schulamt in Ludwigsburg	43
Uebersiedlung nach Stuttgart; Streitschriften	45
Kleinere Arbeiten; Vergängliches und Bleibendes	48
Züricher Berufung	52
Tod der Eltern	53
Glaubenslehre	55
Abwendung von der Theologie	62
Heirath; Leben in Heilbronn	64
Julian; Schubart	67
Das Jahr 1848	68
München, Weimar und Köln	73
Biographie Märklin's	75
Rikodemus Frischlin	77

	Seite
<u>Strauß in Heidelberg</u>	<u>78</u>
<u>Ulrich von Hutten</u>	<u>80</u>
<u>Dichterbiographien; Kleine Schriften</u>	<u>84</u>
<u>Rückkehr zur Theologie; Keimarus</u>	<u>85</u>
<u>Zweites Leben Jesu</u>	<u>86</u>
<u>Der Christus des Glaubens; die Halben und die Ganzen . . .</u>	<u>93</u>
<u>Zweiter Aufenthalt in Heilbronn; Darmstadt</u>	<u>95</u>
<u>Voltaire</u>	<u>98</u>
<u>Briefe an Renan</u>	<u>99</u>
<u>Der alte und der neue Glaube</u>	<u>101</u>
<u>Aufnahme der Schrift; Nachwort</u>	<u>108</u>
<u>Krankheit und Tod</u>	<u>113</u>
<u>Begräbniß. Schluß</u>	<u>124</u>

Der schwäbische Stamm hat sich an dem geistigen Leben unseres Volkes von jeher, doch am lebhaftesten während der letzten hundert Jahre betheiligt. Es ist aus ihm in diesem Zeitraum eine stattliche Reihe von Gelehrten und Künstlern, von Dichtern und Denkern hervorgegangen, deren Name und Einfluß die Grenzen ihrer engeren Heimath, nicht selten die des deutschen Sprachgebiets, weit überschritt. Aber nicht viele darunter sind an Begabung und geschichtlicher Bedeutung dem Manne zu vergleichen, von dessen Leben und Persönlichkeit diese Blätter ein Bild zu entwerfen versuchen. David Friedrich Strauß hat schon als junger Mann durch epochemachende theologische Werke eine Bewegung hervorgerufen, welche nicht bloß innerhalb dieser Wissenschaft sich bis heute nicht gelegt, sondern auch auf die Philosophie und den allgemeinen Bildungszustand unserer Zeit, in entscheidender Weise herübergewirkt hat. Er hat in der Folge die deutsche und außerdeutsche Literaturgeschichte mit einer ansehnlichen Zahl von geistvollen, gründlich und fein gearbeiteten Biographien bereichert. Er hat in der zweiten

Bearbeitung des Lebens Jesu, unter grundsätzlicher Festhaltung seines früheren Standpunkts, aus der dreißigjährigen Arbeit der deutschen Evangelienkritik, zu der er selbst den Anstoß gegeben hatte, das Endergebniß gezogen. Er hat in seiner letzten Schrift, die so großes Aufsehen erregte, nicht allein seine früheren kritischen Arbeiten zu einem in seiner Art unübertrefflichen Kunstwerk zusammengefaßt, sondern er hat es auch gewagt, im ausgesprochenen Gegensatz zu dem, was den meisten für unantastbare Wahrheit gilt, die Grundlinien einer neuen, der heutigen Natur- und Geschichtsfenntniß, dem heutigen Stande des Denkens entsprechenderen Lebens- und Weltanschauung zu ziehen; und er hat damit jedenfalls — wie man auch über die Haltbarkeit seiner Ansichten urtheilen möge — Fragen aufgeworfen, Gedanken ausgesprochen, Aufgaben gestellt, die einer tiefer dringenden Forschung noch lange die Anregung und den Stoff zu ernstem Nachdenken bieten werden. Aber er hat noch mehr gethan als dieses. Er hat der Welt das lebendige Beispiel eines Mannes gegeben, der von unauslöschlichem Wahrheitsdurst getrieben, nie aufhört zu suchen und zu streben, dessen Entwicklung nie stille steht, nie in der Bequemlichkeit des Besizes und Genusses erlischt; den keine Auktorität abhält, zu prüfen und zu fragen und das, was er gefunden hat, unumwunden, ohne Furcht und ohne Rücksichten, auszusprechen; der es als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet, Vorurtheile zu zerstören, den Schlagwörtern der Zeit und

der Partheien ihre Schwäche nachzuweisen, von den Worten zu den Sachen, von unbestimmten Vorstellungen zu deutlichen Begriffen und sicheren Beobachtungen zurückzurufen; zugleich aber eines Mannes, dem es mehr noch um Geistesbildung als um Wissen, und bei der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, dem umfassendsten Interesse für die Natur und die Menschheit, doch vor allem um Einheit mit sich selbst, um das Gleichmaß und die Vollendung seines inneren Lebens, um die reine, ungestörte, allseitige Entfaltung seiner geistigen Individualität zu thun ist. Dieß war es auch, worauf die Anziehungskraft und der Erfolg von Strauß' Schriften nicht zum geringsten Theile beruhte. Man hatte es bei ihm nie bloß mit dem Gelehrten, mit dem Denker, mit dem Meister in Darstellung und Sprache, sondern immer zugleich mit dem Menschen zu thun; man fand sich selbst in seinen strengwissenschaftlichen Arbeiten, noch viel mehr aber in den populäreren Schriften, einer eigenartigen reichgebildeten Persönlichkeit gegenübergestellt, in eine innere Zwiesprache mit ihr hineingezogen, man war immer angeregt und unterhalten, immer in der besten Gesellschaft, und diesem Reiz eines persönlichen Verkehrs mit dem geistreichen und lebenswürdigen Schriftsteller vermochten gebildete Menschen auch dann nur schwer zu widerstehen, wenn sie vor dem zweischneidigen Kritiker flohen und vor dem Reher ein Kreuz schlugen. Eben deßhalb stehen aber auch seine Schriften, mögen sie sich anscheinend noch so sehr als objektive

Kunstwerke von der Person ihres Verfassers abgelöst haben, doch zu derselben fortwährend in einer so engen Beziehung, daß manches darin nicht vollkommen verstanden und genossen werden kann, wenn man nicht mit jener bis zu einem gewissen Grade bekannt ist.

Estrauß wurde den 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren, derselben Stadt, in der seine Freunde Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer zur Welt kamen; und er hat dieser seiner Vaterstadt sein Leben lang eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Sie gewährte ihm wirklich auch vieles, was den Knaben an sie fesseln und den Mann noch aus der Fremde dankbar und sehnsüchtig an sie zurückdenken lassen konnte. Nicht allein das elterliche Haus und den Garten, die frische Luft und die prächtigen Spielplätze in den weiten Straßen und Alleen des geräuschlosen Ortes und des Schlossparks; sondern auch die behagliche Beschränktheit bürgerlicher Verhältnisse, in der die Entwicklung des Körpers und des Geistes während der ersten Lebensperiode in der Regel ungleich gesunder und besser gedeiht, als unter dem Lärm und den Zerstreuungen einer Großstadt. Dazu eine Schule, die nach damaligen Verhältnissen den Ansprüchen an den Gymnasialunterricht bis zum vierzehnten Jahre genügte; und da Ludwigsburg nicht nur die Hauptgarnisonsstadt des Landes, sondern auch seit seiner Gründung neben dem nahen Stuttgart die Residenz seiner Fürsten war, so viel Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben, so viel

unmittelbare Theilnahme an den Ueberlieferungen über Karl Alexander (dem im Ludwigsburger Schlosse der Teufel den Hals umgedreht haben sollte) und „Herzog Karl“, über Schubart und Schiller und die andern Persönlichkeiten der neueren württembergischen Geschichte, so viel Anschauung der Bewegungen, welche die große Zeit der napoleonischen Kriege und dann die württembergischen Verfassungskämpfe mit sich brachten, daß der Blick des Knaben doch nicht zu sehr an das Enge und Kleine gebannt blieb. Die Verhältnisse, aus denen Strauß hervorging und in denen er aufwuchs, waren im allgemeinen die des höheren Bürgerstandes, so wie dieser in jener Zeit in einer vom Weltverkehr seitab liegenden süddeutschen Kleinstadt beschaffen zu sein pflegte. Aber wie er von seinen Eltern eine eigenartig angelegte Individualität geerbt hatte, so fehlte es auch im elterlichen Hause nicht an Eindrücken und Einflüssen, die ihre Entwicklung in eigenthümlicher Weise bestimmten. Der Vater war ein auf den Kleinhandel beschränkter Kaufmann, dessen äußere Lage eine ganz gute gewesen wäre, wenn er nicht in der Folge durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Mißgriffe Verluste erfahren hätte, unter denen der Wohlstand der Familie und die Stimmung im Hause empfindlich zu leiden hatte. Bei schönen Gaben und guter Schulbildung würde er sich wahrscheinlich in einem gelehrten Berufe wohler befunden haben, als in dem gewerblichen. Er las neben den neueren Dichtern auch

seinen Horaz, Ovid und Virgil in der Ursprache, und setzte sich wohl, wenn er über Land gieng, mit einem von diesen Klassikern in der Hand allein in den Wirthsgarten; er hatte, wie sein Sohn von ihm rühmt, zu schriftlichen Ausarbeitungen jeder Art ein angeborenes Geschick, war auch nicht ohne Talent für Poesie, widmete der Obstzucht und Bienenzucht mehr Zeit, als für sein Geschäft gut war, und vertiefte sich dazwischen in den Mysticismus des Stilling'schen „Grauen Mannes“. Er war mit Einem Wort eine überwiegend beschauliche, geistigen Interessen zugewandte Natur; gutherzig, aber von einem reizbaren, rasch und heftig aufbrausenden Temperament, und in dem Geschäftsverkehr des kleinen Kaufmanns, an dem er ohnedem keine Freude hatte, nicht immer so höflich gegen die Kunden, wie es diese von andern gewohnt waren. Eine in ihrer Art ausgezeichnete Frau war Strauß' Mutter, die er selbst uns in einem reizenden kleinen Lebensbild (Kl. Schr. N. F. 233 ff.) mit vieler Liebe geschildert hat. Von kleinem und zartem Wuchse, einfachem, schlichtem, genügsamem Wesen, kerngesund in ihrem Urtheil und Gefühl, heiter, freundlich, voll guten Humors; mit lebhafter Empfänglichkeit für Naturschönheit, für alles naive und volksthümliche begabt, aber auch höheren geistigen Interessen nicht verschlossen; in Sachen der Religion ebenso entschieden auf das praktische, faßliche und rationale gerichtet, wie ihr Mann auf Dogmenglauben und Mystik; eine tüchtige Hausfrau, eine liebevolle, verständige, und

wenn es sein mußte, wohl auch strenge Mutter, in schwierigen Lagen eine treue und kluge Beratherin ihres nicht ganz leicht zu behandelnden Gatten, war sie der gute Geist ihres Hauses, und ihr bekennt auch der dankbare Sohn das beste zu verdanken, was in ihm war. Von ihr hatte er nicht bloß das längliche, feingeschnittene, beim ersten Anblick ansprechende und gewinnende Gesicht geerbt, das von einer schöngewölbten Stirne und großen, geistig durchleuchteten dunkeln Augen beherrscht war: auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen. Der helle Geist, die Freude am Lernen, das eiserne Gedächtniß, das er an ihr hervorhebt, ist nicht das einzige, worin er ihr gleich: auch die Feinheit der Empfindung, den heiteren, freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder, der Ungelehrten liebevoll einzugehen, die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hat er mit ihr getheilt. Daneben fehlt aber die Beimischung der väterlichen Eigenschaften gleichfalls nicht. Das heftige Temperament, der durchgreifende Wille des Vaters war auch auf ihn übergegangen; die Fertigkeit in schriftlichen Darstellungen, die er jenem nachrühmt, wurde bei ihm zur vollendeten Kunst, die literarischen und ästhetischen Neigungen zum umfassenden Studium und zum feinsinnigen Verständniß der Literatur, der Poesie, der bildenden Künste, selbst der Musik, der er von Hause aus

eine geringere natürliche Begabung entgegenbrachte. Wenn der Vater bisweilen einen gelungenen Vers machte, so liegt uns von dem Sohne nicht bloß eine Sammlung reizender kleiner Gedichte vor, von denen uns einige Proben noch begegnen werden, sondern er hat überhaupt (wie er selbst in einer seiner Aufzeichnungen bemerkt) nichts, weder großes noch kleines, geschrieben, wobei ihm der Poet in ihm nicht zu statten gekommen wäre. Wenn jenen seine natürliche Anlage zu einer gelehrten Laufbahn geführt hätte, so hat dieser in der Wissenschaft seine Lebensaufgabe und seinen geschichtlichen Beruf gefunden. Selbst der mystische Hang des Vaters blieb ihm, wie wir finden werden, nicht fremd; nur daß für ihn das ein bloßer Durchgangspunkt war, worüber jener, durch Naturanlage und Bildungsgang, weniger begünstigt, nicht hinauskam.

Strauß war das dritte Kind seiner Eltern: die beiden älteren, ein Mädchen und ein Knabe, waren schon vor seiner Geburt wieder gestorben. Dem letzteren war er in Wesen und Aussehen sehr ähnlich, und auch der Name desselben, Fritz, gieng auf ihn über; er selbst jedoch schrieb sich später immer mit seinem vollen Taufnamen, David Friedrich. Von zwei jüngeren Brüdern blieb nur der eine, im Alter ihm nahestehend, am Leben; er war später Fabrikant in Köln und erlag 1863 einem langwierigen Herzleiden; dem Andenken desselben hat sein Bruder (M. Schr. N. F. 341 f.) eine Gedächtnißrede gewidmet,

welche die Tüchtigkeit seines Wesens, die Freiheit seines Geistes, sein ernstes Interesse an den tiefsten Aufgaben der Forschung, seine Seelenstärke unter schweren Leiden warm und beredt schildert. Unser Strauß war, wie uns sein Schulkamerad Vischer erzählt *), ein zartgebautes etwas schwächliches Kind, und wurde dadurch von den wilderen Knabenspielen ausgeschlossen, während schon frühe in den friedlicheren und sinnigeren Unterhaltungen seine geistige Lebendigkeit und poetische Erfindungskraft zum Vorschein kam. In der Schule verrieth sich, wie der gleiche Gewährsmann bemerkt, an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtniß, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten; es war daher sicher gesunkert, wenn späterhin einer seiner damaligen Lehrer, der den Ruhm seines Schülers noch erlebte, für sich das Verdienst in Anspruch nahm, durch reichliche Züchtigungen den Grund zu demselben gelegt zu haben.

In seinem vierzehnten Jahre, im Herbst 1821, kam Strauß in das niedere evangelische Seminar zu Blaubeuren; eine von den Schulen, welche in Württemberg im sechzehnten Jahrhundert zur Heranbildung künftiger Theologen in früheren Klöstern errichtet wurden, und

*) Krit. Gänge I, 84 in dem schon 1838 verfaßten Aufsatz: Strauß und die Württemberger, der jetzt ein neues Interesse gewonnen hat.

daher heute noch Klöster genannt werden. Es sind deren vier, und nach der damaligen, neuerdings abgeänderten Einrichtung brachten die jungen Leute die vier Jahre bis zu ihrem Uebergang auf die Universität in demselben „Kloster“ zu, in das sie mit 14 Jahren eingetreten waren. In Einem Gebäude zusammenwohnend, in ihren Arbeiten und ihrem Verhalten sorgfältig überwacht, erhalten sie den Unterricht in den üblichen Gymnasialfächern von dem Ephorus des Seminars, zwei Professoren und zwei jüngeren Männern, die unter dem Namen von Repetenten die unmittelbare Aufsicht über die Zöglinge zu führen haben. Von dem Leben und Treiben in dem Seminar Blaubeuren hat Strauß selbst in seiner Biographie Märklin's eine lebendige Schilderung gegeben. Es hatte sich für ihn glücklich getroffen, daß er gerade diesem Jahrgang und dieser Anstalt zufiel. Neben den schönen Umgebungen des kleinen, am Südrhang der schwäbischen Alb, zwei Meilen von Ulm, im Blauthal gelegenen Städtchens hielt auch die gastfreie Freundlichkeit seiner Bewohner die Seminaristen für die Entfernung von der Heimath und den Zwang der noch halb klösterlichen Hausordnung bis zu einem gewissen Grad schadlos; die Hauptsache war aber, daß sich unter den 50 jungen Leuten, welche sich hier für einen so langen und entscheidenden Lebensabschnitt zusammengefunden hatten, eine ungewöhnliche Anzahl von fähigen, zum Theil hervorragend befähigten Köpfen, von aufgeweckten, witzigen und streb-

samen Persönlichkeiten bestand*), und daß die wichtigsten Unterrichtsfächer in die Hand von zwei Männern gelegt waren, die sich so glücklich ergänzten, und jeder in seiner Art ihrer Aufgabe in solchem Maße gewachsen waren, wie die beiden damals noch im ersten Mannesalter stehenden Professoren K e r n und B a u r; beide giengen in der Folge bald nach Strauß' Abgang von Blaubeuren in die theologische Facultät zu Tübingen über, wo er sie wieder zu Lehrern hatte, und von dem einen von ihnen, dem berühmten Begründer der „Tübinger Schule“, die nachhaltigsten Anregungen empfieng. Vorerst war es die klassische Literatur und die alte Geschichte, in deren Geist die empfänglichen unter den Zöglingen von ihren Lehrern eingeführt, an deren Hand die Liebe zum Idealen, das Streben nach Wahrheit, der Sinn für Schönheit, Größe und Humanität in ihnen geweckt und genährt wurde; und Strauß gehörte zu denen, in welchen diese Ausfaat die reichsten Früchte getragen hat. Die vier Jahre in Blaubeuren waren überhaupt für seine Entwicklung von der höchsten Bedeutung. Als er dort eintrat, war er ein scheuer, von dem lärmenden Treiben seiner Kameraden verschüchterter Knabe, der in den ersten Wochen stark am Heimweh litt. Als er im Herbst 1825 durch seinen Eintritt in das evangelisch-theologische Seminar zu Tübingen

*) Man vgl. die von Strauß selbst Märklin 21 ff. gegebenen Namen und Charakteristiken.

auf die Universität übergieng, war er zu einem Jüngling herangereift, der Altersgenossen und Lehrern, bei all seiner Feiterkeit und Liebenswürdigeit, doch zugleich unverkennbar Achtung einflößte; und wenn man zunächst allerdings, wie Vischer sagt, in der stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit den altdeutschen Haaren und dem Johanneskopfe den künftigen Kritiker nicht vermuthet hätte, so würde doch vielleicht ein tieferer Menschenkenner die Anlage zu demselben in dem Ernst der wissenschaftlichen Arbeit, der Selbständigkeit des Urtheils, der geistigen Originalität, dem entschiedenen Wesen erkannt haben, wodurch er sich schon während seiner Studienzeit auszeichnete.

In Tübingen sollten nun nach der damals für die Böglinge des evangelischen Seminars bestehenden Studienordnung zwei volle Jahre philosophischen, auch philologischen und historischen, drei weitere theologischen Studien gewidmet werden. Hier hatten aber freilich Strauß und seine Freunde, zunächst in der Philosophie, mit ihren Lehrern nicht das gleiche Glück, das sie in Blaubeuren gehabt hatten. Er selbst erzählt uns in seinem Märklin (S. 31 ff.), wie sie unter der Dürre des Unterrichts litten, der ihnen ertheilt wurde. Was insbesondere die Philosophie, den Hauptgegenstand ihrer jetzigen Studien, anbelangt, so sahen sie sich hier ganz überwiegend auf sich selbst angewiesen; und da war es denn zunächst Schelling, welcher Strauß, wie die meisten, am stärksten

anzog und am lebhaftesten begeisterte. Ihm lag diese Richtung um so näher, da gleichzeitig auch die Zwillingsschwester der Schelling'schen Naturphilosophie, die romantische Poesie, mit allen ihren Zaubern auf ihn wirkte. Von dem Lärm des gewöhnlichen Studentenlebens abgestoßen, gegen seine Illusionen kühl und ironisch, hatte er sich an einen kleinen Kreis von dichterisch begabten und gestimmten Freunden angeschlossen; Spätlinge der Romantik, die mit jugendlichem Enthusiasmus für Novalis und Tieck schwärmten, die Platten und Gemeinen verspotteten, und sich eine eigene, allen anderen unverständliche und unbekannte, wunderliche Mythologie ersannen; deren Bestrebungen wir aber doch nicht gering schätzen werden, nachdem aus ihnen so köstliche Früchte, wie Mörike's Dichtungen, hervorgegangen sind. Gerade mit Mörike blieb auch Strauß selbst bis zu seinem Tode nahe verbunden; und er schätzte in ihm den liebenswürdigen, vom geistreichsten Humor überfließenden Menschen nicht weniger, als den Dichter, dessen Liedern an Reinheit der poetischen Stimmung, Zartheit der Empfindung und Schönheit der Sprache in dem ganzen Gebiete der deutschen Dichtung sich nicht allzuvielen vergleichen lassen. Damals nun vollends, in seinen ersten Universitätsjahren, überließ er sich mit vollen Segeln dem Zug der Romantik. Auch an den dichterischen Versuchen seiner Freunde theilte er sich mit Glück; und wenn nicht die übrigen Kräfte seiner Natur über die

dichterische Begabung das Uebergewicht gehabt und ihn verhindert hätten, aus der Poesie mehr, als ein schmückendes Beiwerk seines Lebens und einen durch andere Elemente gebundenen Bestandtheil seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu machen, würde er sich ohne Zweifel auch als Dichter einen geachteten Namen erworben haben *).

*) Ich habe der Gedichte bereits erwähnt, welche Strauß handschriftlich hinterlassen hat. Von denen aus seiner letzten Krankheit werden unten einige mitgetheilt werden. Um aber auch aus der früheren Zeit seines Lebens für das oben ausgesprochene Urtheil einen Beleg zu geben, lasse ich hier ein Lied folgen, das sich in seiner melodischen Einfachheit meinem Gefühl nach dem vollendetsten anreicht, was wir in dieser Gattung besitzen, während es uns zugleich in Strauß' gemüthliche Beziehungen zu Vater und Vaterhaus und in seine zarte Naturempfindung einen Blick eröffnet.

Linde.

O Lindenduft, o Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheits Traum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie da die Bienen sich bemü'h'n
Und saugen so geschwinde.
Mein Vater liebte Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Küßchen doppelt fein

Bald wurde er aber von der Romantik noch weiter, in einen mystischen Glauben und Ueberglauben geführt, von dem man vielleicht bezweifeln würde, daß er ihn jemals in diesem Grade getheilt hat, wenn nicht er selbst uns darüber schon längst in seiner bekannten anmuthigen Schilderung Justinus Kerner's *) unterrichtet hätte. Er erzählt uns dort, wie er beim Beginn seiner Universitätsjahre Kant keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und seine Probleme nicht begriff, dafür aber sich Schelling's intellektueller Anschauung und zugleich auch Jacobi's Gefühlsphilosophie in die Arme warf; wie er bald Jakob Böhme noch über Schelling stellte und an seine Aussprüche ebenso fest glaubte, als er bis dahin an die Bibel geglaubt hatte, ja noch eine tiefere und unmittelbarere Offenbarung in ihnen verehrte, als in jener; wie er mit drei Freunden zu einer Wahrsagerin reiste, und unterwegs die Bekanntschaft eines Schäfers machte, der an einem aus der Gesellschaft eine Wunderkur verrichtete; wie er sich in Kerner's Geschichte zweier Somnambülen vertiefte, in der Folge (es scheint in den Osterferien 1827 gewesen zu sein) den merkwürdigen Mann selbst in seinem reizenden Sitze zu Weinsberg aufsuchte, und außer

Von einem schönen Kinde.
 Dem Vater bring' ich dieses Glas,
 Der auch nicht gerne trocken saß
 Im Schatten einer Linde.

*) Zwei friedliche Blätter. Altona 1839. S. 10 ff.

ihm auch mit der anziehenden und gemüthvollen Frau, die Kerner später als die „Seherin von Prevorst“ der Welt bekannt gemacht hat, in freundschaftliche Verbindung trat. Man möchte fragen, wie aus dem mystischen Schwärmer jener Tage in wenigen Jahren der schneidend scharfe unbarmherzige Kritiker werden konnte, als den Strauß im Leben Jesu sich uns zeigt. Wer aber mit der Geschichte des religiösen Geistes näher bekannt ist, der weiß, daß schon sehr oft die Mystik sowohl Einzelnen als ganzen Zeiten den Uebergang vom gewohnheitsmäßigen Auktoritätsglauben zur selbständigen Prüfung des Ueberlieferten vermittelt hat; und wer in das Wesen desselben tiefer eingedrungen ist, der wird auch in dieser uns so remdartig anprechenden Form nur eine von den Verpuppungen erkennen, in welche das Denken sich flüchtet, ehe ihm zum freieren Aufschwung die Flügel gewachsen sind.

Aber um zu dieser Selbständigkeit zu gelangen, bedurfte Strauß eines Führers, und diesen fand er zunächst an Schleiermacher. Seinem befreienden Einfluß hatte er es zu verdanken, daß er nicht länger, als ihm gut war, in dem Zwielficht der romantischen Zaubernacht, in den dunkeln Tiefen der Theosophie und bei den verlockenden Traumgestalten des Somnambulismus verweilte. Und gerade Schleiermacher war in jener Zeit mehr als jeder andere dazu geeignet, ihm diesen Dienst zu leisten. Als Philosoph bot er mit seinem Pantheismus dem Schellin-

gianer, als Theolog mit seinem christlichen Bewußtsein dem Religiösen und seiner Mystik, als Schriftsteller durch die ästhetische Form seiner Reden und Monologe dem Romantiker in vertrauenerweckender Weise die Hand; während er gleichzeitig mit der Schärfe seiner Dialektik einen nach dem andern von den Fäden zerschnitt, welche den Geist seines Schülers bis dahin bei unbewiesenen Voraussetzungen und unklaren Anschauungen festgehalten hatten. „Ein Stück reflektirender Vermittlung um das andere (sagt Strauß a. a. O.) schob sich unvermerkt in unser Bewußtsein ein, und ehe wir's uns versahen, standen wir auf einem ganz neuen geistigen Boden, von welchem aus uns das alte Zauberland des Hellschens, der Magie und Sympathie, wenn wir auf dasselbe zurückblickten, wie auf den Kopf gestellt erscheinen mußte“; und in einem handschriftlich erhaltenen Rückblick auf seine Entwicklung bemerkt er: erst jetzt, als er die Gabe des dialektischen Denkens in sich entdeckte, sei der rechte Zug, ja eigentliche Leidenschaft in sein Studium gekommen; erst von dieser Zeit an habe er wirklich gelernt, von jetzt an aber auch reißend schnelle Fortschritte gemacht.

Ein Beweis von dieser Veränderung seines Standpunkts und ein Absagebrief für seinen bisherigen Glauben an die Wunder des Somnambulismus ist eine Kritik der verschiedenen Ansichten über Kerner's inzwischen erschienenene „Seherin von Prevorst“, welche Strauß 1830

für den „Hesperus“ verfaßte*); doch räumt er in thatsächlicher Beziehung jenem Glauben noch immer mehr ein, als er später wohl gethan hätte. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Kerner wurde aber dadurch nur ganz vorübergehend gestört, und auch später, als Strauß seine Kritik gegen viel wichtigere Glaubensartikel fehrte, that dieß der Freundschaft beider Männer keinen Eintrag, und so lange er in Heilbronn lebte, stand er mit dem wundergläubigen Nachbar in Weinsberg und seinem Hause im heitersten und wärmsten Verkehr. Wo der Glaube so naiv und im Bunde mit so vieler Vortrefflichkeit auftrat, wie bei Kerner, da fiel es Strauß nicht schwer, ihn zu dulden; und andererseits war dieser von einer so weit- und warmherzigen Humanität, es fehlte ihm an jeder Anlage zum Fanatiker so gänzlich, er war bei allem Gegensatz zu Strauß' Ansichten seines innern Kernes so sicher, und er selbst trug, ohne es zu wissen, in dem Humor, mit dem er die Welt ansah und mit ihr spielte, eine so starke skeptische Ader in sich, daß uns die Aufrichtigkeit und Innigkeit dieser Freundschaft zwischen dem Uebergläubigen und dem vermeintlich Ungläubigen doch nicht

*) Sie findet sich jetzt in seinen „Charakteristiken und Kritiken“ S. 390 ff. Diese Kritik und eine Predigt, die Strauß als Mitglied des Tübinger Seminars bei der Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession den 25. Juni 1830 hielt, werden das erste sein, was von ihm gedruckt wurde. Die letztere steht in der von der Tübinger theol. Facultät herausgegebenen Beschreibung jener Feier.

zu sehr überraschen kann. Strauß selbst hat ihr schon frühe in dem oben erwähnten Artikel der Hallischen Jahrbücher und nach Kerner's Tod in dem Nekrolog einen Ausdruck gegeben, der aus dem Schwäbischen Merkur in die Kleinen Schriften (N. F. 298 ff.) übergieng.

Es war aber nicht bloß dieser Eine Ausschnitt aus seinem bisherigen Vorstellungskreis, um den es sich für Strauß beim Bruch mit der Romantik handelte, sondern nachdem einmal die Krisis in seinem Denken in Gang gebracht war, mußte sie alles ergreifen, was sich von ungeprüften Glaubenssätzen und unwissenschaftlichen Annahmen in seinem Geiste angesammelt hatte. Strauß und seine Freunde waren inzwischen zum Studium der Theologie vorgerückt. Für dieses Studium sahen sie sich aber nicht in demselben Maße, wie bei der Philosophie, bloß auf ihren Privatfleiß und auf Bücher angewiesen; sondern auch der akademische Unterricht gewährte ihnen hier ungleich mehr, als dort. Als sich Strauß ein Jahr auf der Universität befand, waren seine Blaubeurer Lehrer, Kern und Baur, als Professoren der Theologie ebendahin versetzt worden; und wenn das Verdienst des ersteren auf diesem Gebiete sich im wesentlichen auf die geschickte Gruppierung, die klare und übersichtliche Darstellung und die billige Beurtheilung fremder Ansichten, ohne Schärfe und Entschiedenheit der eigenen, beschränkte, so war mit Baur ein neuer Geist in die theologische Facultät eingezogen, der mit der Zeit den bis dahin in

ihre herrschenden Supranaturalismus zurückdrängen und an die Stelle der alten eine neue „Tübinger Schule“ setzen sollte: der Geist der historischen Kritik. Den allgemeineren wissenschaftlichen Untergrund dieser Kritik bildete aber auch bei Baur, damals noch ungetheilt, die Schleiermacher'sche Religionsphilosophie und Dogmatik, zu der erst später, nach Strauß' Studienzeit, der Einfluß des Hegel'schen Systems hinzutrat *). Gerade Baur war nun unter Strauß' theologischen Lehrern der einzige, von dem er eine tiefere Einwirkung erfuhr. Von den drei übrigen Mitgliedern der Facultät wurde Kern zwar mit Nutzen gehört, aber die Schwäche und Unsicherheit seines theologischen Standpunkts konnte sich einem Strauß nicht lange verbergen; bei Steudel, dem Senior der Facultät, einem persönlich höchst achtungswerthen, ja vortrefflichen Manne, hielt er es nicht über vier Wochen in der Vorlesung aus, und wer die mühseligen Verschrobenheiten seines Supranaturalismus, die Quälerei seines zermarterten Vortrags noch aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, oder sie sich von Strauß (im Märklin S. 38 f.) hat schildern lassen, wird ihn nicht darum schelten; Schmid endlich vermochte ihn erst gegen das Ende seiner Studienzeit durch die Leitung der Predigtübungen anzuziehen. Schleiermacher war es daher, welcher auf Strauß auch

*) Man vgl. darüber meine „Vorträge und Abhandl.“ S. 381 ff., 389 ff.

durch Vermittlung seiner Lehrer beim Beginn der eigentlich theologischen Studien den stärksten Einfluß ausübte; und es ist eine für die ganze weitere Entwicklung der protestantischen Theologie nicht unwichtige Thatsache, daß er sowohl, als Baur, daß also die beiden Begründer der neuen, von Schwaben ausgehenden Richtung der theologischen Forschung durch Schleiermacher's Schule hindurchgingen, ehe sie in der Hegel'schen ihren Schwerpunkt fanden. Während sich in Norddeutschland die Schleiermacher'sche und die Hegel'sche Theologie in gesonderten, streng gegen einander abgeschlossenen Betten zu halten pflegten, giengen sie hier von Anfang an in Eine Strömung zusammen, sie befruchteten und ergänzten sich gegenseitig: von Schleiermacher lernte man die Religion in ihrer Eigenthümlichkeit verstehen, die theologischen Vorstellungen in ihrer geschichtlichen Bestimmtheit auffassen, zergliedern und prüfen; von Hegel fand man sich durch seinen auf's Ganze gerichteten Blick, durch die Strenge seiner dialektischen Entwicklung, durch die lockende Aussicht gefesselt, alle Dinge aus ihrem innersten Grunde zu begreifen, in allem Sein und Geschehen die einheitliche, mit dialektischer Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der Idee zu erkennen. Strauß konnte sich der Anziehungskraft dieses Systems um so weniger entziehen, da es nur die folgerichtige Fortbildung dessen war, dem er bisher gehuldigt hatte, des Schelling'schen. Von den Tübinger Rathedern war damals freilich über Hegel noch nicht viel

zu erfahren; aber wie sich Strauß und seine Freunde schon früher in der Philosophie ihren Weg selbst gesucht hatten, so machten sie es auch jetzt. In seinem letzten Studienjahr las Strauß mit Märklin und einigen andern erst Kant's Prolegomenen, die nun mit andern Augen angesehen wurden, als früher, dann Hegel's Phänomenologie, dasjenige von den Werken dieses Philosophen, welches allerdings vorzugsweise geeignet war, den Uebergang von Schelling zu Hegel's späterem selbständigem System, den sein Verfasser in demselben vollzogen hat, auch dem Leser zu vermitteln. Den Eindruck, den er von diesem Werke erfuhr, hat er noch im „Märklin“ (S. 54) lebhaft geschildert. Dagegen wollte Marheineke's Dogmatik schon damals den jungen Philosophen nicht munden: sie waren in der Klarheit des Denkens doch schon zu weit gefördert, und hatten ihren Schleiermacher zu gründlich studirt, als daß sie den scholastischen Formalismus dieser spekulativen Orthodoxie, welche Hegel selbst freilich zu empfehlen und in welcher die norddeutschen Hegelianer eine tiefe Weisheit zu sehen pflegten, noch zu ertragen vermocht hätten. Mit Schleiermacher's Schriften wirkte aber auch Baur's Unterricht zusammen, um die Tübinger Hegelianer zu einem kritischeren Verhalten gegen die überlieferte Theologie zu bestimmen, als dieß sonst, bis auf Strauß' epochemachendes Auftreten, in der Schule üblich war. Denn so wenig dieser Theolog in jener Zeit schon die gleiche Freiheit der Kritik und die gleiche Weite des ge-

sichtlichen Blickes gewonnen hatte, wie später*), so vieles boten doch auch damals die Vorlesungen, welche Strauß über Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Symbolik, Apostelgeschichte und Korintherbriefe bei ihm hörte, nicht bloß, wie sich von selbst versteht, an gelehrten Kenntnissen, sondern auch an wissenschaftlich anregenden und geistig befreienden Gedanken**); und wenn der Lehrer mit seinen eigenen Ansichten noch nicht zum Abschluß gekommen war, mochte er fähigen und schon längst mit ihm vertrauten Schülern vielleicht nur um so mehr den Einblick in die geistige Arbeit eines bedeutenden und gediegenen wissenschaftlichen Charakters eröffnen.

Im Herbst 1830 beschloß Strauß sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung; auch zwei akademische Preise, für Predigt und Katechese, hatte er gleichzeitig erhalten. Er sollte sich nun zunächst im praktischen Kirchendienst üben, und wurde zu diesem Behufe, der württembergischen Einrichtung gemäß, Vikar bei einem Prediger auf dem Lande, dem Pfarrer Zahn in Kleiningersheim, einem fränkischen, aber noch jungen Manne. Die Geschäfte dieses Amtes waren bei der Kleinheit der Gemeinde nicht so erheblich, daß sie nicht zu eifriger Fortsetzung der theologischen und philosophischen Studien ausreichende Muße gelassen hätten; der neue Wohnort, auf

*) Vgl. Strauß, Märklin S. 39 f. 51.

**) Das nähere hierüber geben meine Vortr. u. Abhandl. S. 412 ff.

einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen, hatte außer der frischen Luft und der schönen Aussicht und dem freundlichen Verkehr mit zahlreichen* leicht zu erreichenden Nachbarn noch den weiteren Vorzug, daß er kaum eine Meile von Ludwigsburg entfernt war und häufige Besuche des elterlichen Hauses erlaubte. Hier war das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn seit dem Heranwachsen des letzteren immer inniger geworden. Er war ihr Stolz und ihr Trost, und der Vertraute der Sorgen, die viele Jahre lang schwer auf ihr lasteten. Auch die Wendung, welche seine theologischen Ueberzeugungen in der letzten Zeit genommen hatten, konnte ihr bei dem praktisch-verständigen Geiste, in dem sie die Religion auffaßte, unmöglich mißfallen. Anders verhielt es sich in dieser Beziehung mit dem Vater; doch scheint dieser Umstand damals noch keine Störung zwischen den beiden herbeigeführt zu haben, so weit auch ihre Ansichten bereits auseinander giengen.

In seiner Dorfgemeinde war Strauß als Prediger sehr beliebt; wie er dieß auch nachher als Repetent in Tübingen, bei Leuten aus dem Volke nicht minder als bei den höher gebildeten, gewesen ist. Seine Vorträge zeichneten sich auch wirklich bei aller Gebiegenheit ihres Inhalts durch eine musterhafte Popularität aus: er brachte die Spekulation und die Kritik nicht dahin, wo sie nicht hingehört, hielt sich an den praktisch-religiösen Gehalt der biblischen Lehren und Erzählungen, und be-

handelte diesen, in der Wirkung auf die Zuhörer durch eine helle, aufsprechende Stimme unterstützt, in der schlichtesten Form, klar und lebendig. Das gleiche gilt von seiner Katechese, für die ihm neben der dialektischen Gewandtheit und der logischen Durcharbeitung der Begriffe, die er sich zu eigen gemacht hatte, auch die Leichtigkeit zu gute kam, mit der er sich in die Vorstellungsweise der Kinder zu versetzen und an ihre Antworten anzuknüpfen wußte.

Indessen brachte er nur drei Vierteljahre auf seinem Vikariat zu, denn im Sommer 1831 erhielt er den Auftrag, an dem Seminar zu Maulbronn die Lehrfächer eines dort abgegangenen Professors zu übernehmen. Er hatte hier einigen dreißig jungen Leuten, die unmittelbar vor dem Uebergange zur Universität standen, in Latein, Geschichte und Hebräisch Unterricht zu erteilen; und auch dieser Aufgabe, so unerwartet sie an ihn herangetreten war, entledigte er sich so vortrefflich, daß er sich bei seinen damaligen Schülern (unter denen sich auch der Verfasser dieses Lebensabrisses befand), die ungetheilteste Anerkennung und Liebe erwarb.

Im Oktober 1831 gieng Strauß nach Berlin, um die Männer, denen er für sein wissenschaftliches Leben das meiste zu verdanken sich bewußt war, persönlich kennen zu lernen, und ihren Unterricht zu genießen; wobei es ihm vor allen andern, selbst Schleiermacher nicht ausgenommen, um Hegel zu thun war. Aber kaum hatte er

sich dem großen Philosophen vorgestellt und seine ersten Vorlesungen gehört, als dieser, am 14. November, jählings von der Cholera weggerafft wurde. Strauß erfuhr dieses Ereigniß, das seinen Plan so schmerzlich durchkreuzte, von Schleiermacher, als er diesem seinen ersten Besuch machte; und im Schrecken darüber entfuhr ihm der Ausruf, den dieser mit sichtlichem Mißfallen aufnahm: „um seinetwillen war ich hieher gekommen!“ Jetzt dachte er einen Augenblick daran, Berlin wieder zu verlassen; beann sich dann aber doch eines besseren, und hatte dieß nicht zu bereuen. Die Hauptstadt des preussischen Staates und die erste unter den deutschen Universitäten, was Berlin immer noch unbestritten war, bot ihm so reichen Bildungsstoff dar, daß wir dem Winter, den er hier zubrachte, für das Ausreifen seines Geistes und für seine Orientirung in der Wissenschaft einen wesentlichen Werth beilegen müssen. Er sah sich in der für ihn neuen Welt um, benützte die Hülfsmittel, die sie ihm darbot, auf's eifrigste, und knüpfte schätzbare persönliche Verbindungen an. So mit der Witwe Hegel's, mit Marxheineke, Hitzig, Gans und den übrigen Mitgliefern der Hegel'schen Schule; am engsten schloß er sich unter ihnen an Batte an, mit dem er eine Zeit lang die gemeinsame Herausgabe einer Zeitschrift plante. Er war ferner ein fleißiger Besucher von Schleiermacher's Predigten und Vorlesungen; und wenn ihm auch in den letzteren die „quecksilberartige Beweglichkeit“ der Dialektik des Guten zu

viel war *), so hatte er ihnen doch vielfache Anregungen zu verdanken; und zu der Arbeit, welche zuerst seinen Namen berühmt und gefürchtet gemacht hat, gab ihm Schleiermacher's Vorlesung über das Leben Jesu, die er in Nachschriften von Zuhörern kennen lernte, wenigstens durch den Widerspruch, den sie bei ihm hervorrief, einen Anstoß. Schon in Tübingen war ihm nämlich, wie er selbst uns erzählt **), die Unterscheidung von Vorstellung und Begriff als der für die Theologie wichtigste Theil des Hegel'schen Systems erschienen; und die Hauptfrage war ihm bald die geworden, wie es sich in dieser Beziehung mit den geschichtlichen Bestandtheilen der Bibel, namentlich der Evangelien, verhalte: ob dieselben zu dem begriffsmäßigen Inhalt der Religion mitgehören, oder einen Theil der Darstellungsform bilden, an welchen das begreifende Denken nicht gebunden sei. Er selbst nun war geneigt, sich für die zweite von diesen Annahmen zu entscheiden, und faßte den Gedanken einer Dogmatik, welche von diesem Standpunkt aus nicht bloß den Hervorgang der kirchlichen Dogmen aus den biblischen Grundlagen, sondern auch ihre Auflösung durch Deismus und Rationalismus verfolgen sollte, um sie schließlich, geläutert, durch den Begriff sich wiederherstellen zu lassen;

*) Man vgl. die interessanten Bemerkungen über Schleiermacher's Vortrag in der später zu erwähnenden Schrift: „Der Christus des Glaubens“ u. s. w. S. 5 f.

**) Streitschriften 3. B. S. 57 f.

beschloß dann aber, sich vorerst auf die speciellere Aufgabe einer Bearbeitung des Lebens Jesu zu beschränken, die nach seinem ersten, während seines Aufenthalts in Berlin entworfenen Plan ähnlich angelegt sein sollte, wie die beabsichtigte Dogmatik. Sie sollte nämlich in drei Theilen zuerst das Leben Jesu nach den Evangelien, das Leben Jesu in den Gläubigen und die Vermittlung beider Seiten im zweiten Artikel des apostolischen Symbolum darstellen; hierauf in einem kritischen Theil die Lebensgeschichte Jesu als Geschichte größtentheils auflösen; dann aber in ihrem dritten Theil das vernichtete dogmatisch wiederherstellen. Für diese Arbeit wollte nun Strauß auch Schleiermacher's obengenannte Vorlesungen benützen; und wenn er sich von denselben, seiner eigenen Aussage nach, fast auf allen Punkten zurückgestoßen fand, hatte er doch, wie er beizufügen nicht unterläßt, dieser Repulsion immerhin die nähere Fixirung seiner Ansicht über manche Fragen zu danken. Daß er mit Schleiermacher in kein persönliches Verhältniß kommen werde, ließ sich schon nach den ersten Berührungen mit demselben voraussehen; ebenso gieng es später auch anderen von seinen Landsleuten, die als Hegelianer eine äußerst kühle Aufnahme bei ihm fanden, wie warm auch ihre eigene Verehrung für den großen Theologen und wie aufrichtig ihr Wunsch, von ihm zu lernen, sein mochte *).

*) Strauß, Märklin S. 78 f.

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin kehrte Strauß in seine Heimath zurück; trat dann aber, bald nach dem Beginn des Sommerhalbjahrs, als Repetent in Tübingen ein, wo er mit denjenigen von seinen Universitätsfreunden, welche in der gleichen Eigenschaft an dem evangelischen Seminar angestellt waren oder bald nach ihm angestellt wurden, den früheren geselligen und wissenschaftlichen Verkehr in der heitersten und fruchtbarsten Weise erneuerte. Von den Studirenden, und besonders von seinen früheren Maulbronner Schülern, war seine Ankunft sehnsüchtig erwartet worden, weil man sich von seinen Vorlesungen eine kräftigere und schmackhaftere Geistesnahrung versprach, als man sie bei den dortigen Lehrern der Philosophie zu finden gewohnt war. Darin hatte man sich auch nicht getäuscht. Strauß begann sofort eine Vorlesung über Logik und Metaphysik, der im folgenden Winter die Geschichte der Philosophie seit Kant und die Erklärung von Plato's Gastmahl, im Sommer 1833 die Geschichte der Moral folgte. Diese Vorlesungen hatten einen glänzenden Erfolg; und mehr noch als die Menge der Zuhörer fiel der begeisternde Eindruck in's Gewicht, den dieselben von ihnen erhielten. Sie wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum erstenmal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung; und da nun Strauß entschieden auf dem

Boden der Hegel'schen Philosophie stand, gewann diese durch seine Vorträge bedeutend an Verbreitung, und während sie bis dahin erst im Privatbesitz einzelner Ausgewählten gewesen war, wurde sie jetzt zum Gemeingut. Hegel hätte sich auch wirklich keinen besseren Ausleger wünschen können, als er ihn hier fand. Die Durchsichtigkeit der Entwicklung, die geistvolle Frische der Darstellung wußte selbst einen so schwierigen Gegenstand, wie die Hegel'sche Logik, dem Verständniß mit großem Geschick aufzuschließen; zu eingreifenderen Aenderungen in derselben oder zur Kritik ihres ganzen Verfahrens fand Strauß auf seinem damaligen Standpunkt noch keine Veranlassung. Mit größerer wissenschaftlicher Selbständigkeit stand er seinem Stoffe in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie gegenüber, während die formellen Vorzüge seiner Behandlung hier ebenso reiche Gelegenheit hatten, sich zur Geltung zu bringen. Sein Vortrag hielt sich meist an das wohlausgearbeitete Heft; wie denn Strauß selbst später in seinem Aufsatz über Spittler (Al. Schr. I, 77) meint, dieser Gelehrte müßte kein Schwabe gewesen sein, wenn ihm der freie Vortrag nicht Schwierigkeit gemacht hätte. Aber er war dabei so lebendig und ansprechend, daß die Zuhörer auch durch seine äußere Form fortwährend angeregt und mit ihrer Aufmerksamkeit bei dem Gegenstand festgehalten wurden, und unter den vielen, welche damals bei Strauß gehört haben (so weit sie noch unter den Lebenden sind), ist gewiß keiner, welcher sich nicht der

Stunden, in denen er seinen Worten gefolgt ist, mit Dank und Vergnügen erinnerte.

Indessen war Strauß' akademische Lehrthätigkeit nur von kurzer Dauer. Er hatte während derselben seinen Plan, ein Leben Jesu zu schreiben, nicht aus den Augen verloren, und um dazu die nöthige Zeit zu finden, gab er schon nach drei Semestern, seit dem Herbst 1833, seine Vorlesungen auf. Je länger ihn die Aufgabe, die er hiemit in Angriff nahm, vor der Ausführung schon beschäftigt hatte, um so rascher wurde sie jetzt gefördert. Mit einer seltenen Arbeitskraft verband sich bei ihm eine ebenso große Arbeitslust; einem glänzenden Talent stand eine gründliche wissenschaftliche Bildung, einem scharfen und wohlgeschulten Denken eine vollendete Herrschaft über die Sprache und Darstellung zu Gebote, die bei ihm in einer so ausgesprochenen natürlichen Begabung wurzelte, daß er selbst in seinen Aufzeichnungen bemerkt: von Ringen, ja nur von besonderer Bemühung mit der Sprache habe er nie etwas gewußt, für alles, was er ausdrücken wollte, stets von selbst das rechte Wort, für jede Art von Inhalt ungesucht die passende Form, den geeigneten Ton gefunden. Der Trieb, aus dem das Werk emporwuchs, arbeitete in dem Verfasser so gewaltig, daß ein Jahr nach dem Beginn der nächsten Vorarbeiten das Ganze, mit Ausnahme der Schlußabhandlung, mehr als 1400 Druckseiten, im Manuscript fertig war. Fast ebenso lang zog sich der Druck hin. Der erste Band erschien im

Sommer, der zweite im Herbst 1835 unter dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet.“ Hiemit war der Würfel gefallen, der Schritt war gewagt, der über Strauß' wissenschaftliche Bedeutung, über seine Stellung zu seiner Zeit und über den weiteren Gang seines Lebens entscheiden sollte.

Aus dem früher beabsichtigten Leben Jesu war jetzt eine Kritik der evangelischen Berichte über das Leben Jesu geworden; und wenn dieser Kritik eine Schlußabhandlung folgte, welche den dogmatischen Gehalt als unversehrt aufzuzeigen versprach, so betrug doch diese nicht bloß ihrem Umfang nach nur wenige Bogen, sondern sie führte auch, wie wir sehen werden, zu keinem Ergebnis, durch welches der kritische Charakter des Werks geändert worden wäre. Diese Kritik war nun ferner — was ihr zum Vorwurf gemacht worden ist, und was auch wirklich den Punkt bezeichnet, an dem sie zunächst der Ergänzung bedurfte — nicht eine Kritik der Evangelien, sondern der evangelischen Geschichte; sie beschränkte sich, mit anderen Worten, ihrer wesentlichen Abzweckung nach auf die Frage, ob und wie weit das, was unsere vier Evangelien uns erzählen, wirklich geschehen sei; die Vorfrage dagegen, wie es sich mit diesen Schriften selbst als solchen verhalte, wo, wann und von wem, unter welchen Umständen und in welcher Absicht sie verfaßt seien, wurde nicht weiter in Betracht gezogen, als durch den kurzen Nachweis (I, 62 ff., 1. Aufl.)

daß keines von unseren Evangelien sich als das Wort eines Mannes erweisen lasse, dessen Zeitalter und Lebensverhältnisse die Annahme unrichtiger Angaben in demselben unmöglich machen würden, daß mithin die Kritik vollkommen freie Hand habe, aus ihren Erzählungen alles das auszuscheiden, was Merkmale der Ungeschichtlichkeit an sich trage. Solche Merkmale konnten nun bei einzelnen Angaben schon in ihrem Widerspruch mit dem durch anderweitige Nachrichten beglaubigten Thatbestand, häufiger und in wichtigeren Fällen in einem Widerstreit der verschiedenen evangelischen Berichte unter einander gefunden werden; das entscheidendste Anzeichen des Ungeschichtlichen waren jedoch in Strauß' Augen die Wunder, welche über die evangelischen Erzählungen mit so freigebiger Hand ausgestreut sind, daß kaum irgend ein Vorfall in denselben berichtet wird, der nicht oberflächlicher oder tiefer von ihnen durchzogen wäre. Gerade hier hatte er es aber mit zwei Klassen von Erklärern zu thun, an welche zu der Zeit, als er sein Buch schrieb, die Theologen fast ohne Ausnahme sich vertheilten: den Supernaturalisten, welche die Thatächlichkeit der Wunder festhielten, und den Rationalisten, welche die Wunder als solche zwar aufgaben, um so mehr aber die Wahrheit der biblischen Erzählungen durch eine natürliche Erklärung der wunderbaren Vorgänge, die sie berichten, zu retten bemüht waren. Strauß seinerseits war weder mit diesen noch mit jenen zufrieden. Wenn die altkirchliche Exegete

von der doppelten Voraussetzung ausging, daß in den Evangelien erstlich Geschichte, und zwar zweitens eine übernatürliche enthalten sei, wenn hierauf der Rationalismus die zweite dieser Voraussetzungen wegwarf, doch nur um desto fester an der ersten zu halten: so kann auf diesem halben Wege, wie er sagt (I, V), die Wissenschaft nicht stehen bleiben, sondern es muß auch die andere fallen gelassen und erst untersucht werden, ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen. Diesen Grundsatz führte er nun an dem ganzen Inhalt unserer Evangelien von Anfang bis zu Ende mit aller Strenge und Genauigkeit durch. Er zergliederte ihre Erzählungen, setzte sich mit den verschiedenen Auffassungen und Erklärungen derselben auseinander, untersuchte, wie sie sich einerseits mit der nachweisbaren Meinung der Erzähler, andererseits mit den allgemeinen Gesetzen des Geschehens vertragen, und kam auf diesem Wege denn freilich am Ende zu dem Resultat, daß ein großer Theil, ja dem äußeren Umfang nach der größere Theil der evangelischen Berichte theils gar keine, theils nur eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Geschichte enthalte. Und er beschränkte sich hiebei nicht auf solche Punkte, welche für das Christenthum unserer Tage an und für sich genommen keine tiefere Bedeutung mehr haben und von den meisten mehr nur um des Princip's willen, um der Schriftautorität nichts zu vergeben, festgehalten werden, wie etwa die sichtbare Auffahrt

in den Himmel, die Geburts- und Kindheitsgeschichten und manche Wunder: sondern auch die Reden des johanneischen Christus fast durchaus, auch eine in die Dogmatik so tief eingreifende Erzählung, wie die von der Auferstehung, kurz alles, was uns nöthigen würde, in dem Stifter des Christenthums mehr als einen Menschen zu sehen, oder ihn über die Bedingungen seiner Zeit und seiner Umgebung hinauszuhoben, wurde als ungeschichtlich beseitigt. Sind aber diese Erzählungen und diese bestimmten Bestandtheile der Erzählungen nicht geschichtlich, was sind sie denn, und wie haben wir uns ihre Entstehung zu erklären? Aus geschichtlicher Erinnerung, antwortet der Kritiker, allerdings nicht; aber ebenjowenig aus freier, bewußter Erfindung; sondern aus einer absichts- und bewußtlosen Dichtung, die als solche nicht das Werk Einzelner, sondern nur das einer Gesamtheit, nur das der Gemeinde sein kann, in deren Schooß sie sich gebildet haben. Jene ungeschichtlichen Erzählungen sind also mit Einem Wort Sagen, die unsere Evangelisten in der Christengemeinde ihrer Zeit vorfanden und im guten Glauben an ihre Wahrheit aus der mündlichen Ueberlieferung aufnahmen. Die Bildung dieser Sagen war aber im großen und ganzen nicht dem Zufall überlassen; so wenig sie vielmehr aus bewußter Berechnung hervorgieng, so ließ man sich doch bei ihr unbewußt von gewissen in der ältesten Christengemeinde verbreiteten Vorstellungen und Interessen leiten: sie sind nicht, einfache

Sagen, sondern Sagen, die aus einer dogmatischen Tendenz entsprangen, sie sind *Mythen*. Den bisherigen Erklärungen der evangelischen Geschichte stellt Strauß die mythische Erklärung entgegen. Näher ist es, wie er glaubt, ein doppeltes Interesse, von welchem die Bildung der Sagen über Jesus beherrscht wurde: der Stifter der Christengemeinde soll einerseits möglichst verherrlicht, und es soll andererseits in ihm die Erfüllung der messianischen Weissagung nachgewiesen, er soll als derjenige dargestellt werden, in dessen Persönlichkeit, Thaten und Schicksalen alle die Züge sich vereinigen, welche theils aus der alttestamentlichen Prophetie, theils aus späteren Deutungen und Erweiterungen herstammend, zu dem damaligen jüdischen Messiasbild gehörten. Nach diesen Gesichtspunkten wird der Inhalt der evangelischen Ueberlieferung hier beurtheilt, und so weit ihn der Kritiker nicht für geschichtlich zu halten vermag, als Mythos zu erklären versucht. Dieses Ungeschichtlichen ist nun freilich, wie bereits bemerkt wurde, sehr viel, und als der historische Rückstand der Kritik, den aber Strauß in unserem Werke ausdrücklich zu sammeln und geschichtlich zu verarbeiten nicht versucht hat, bleiben nur die allgemeinen Umrisse des Lebens Jesu von seinem öffentlichen Auftreten bis zu seinem Kreuzestod übrig. Nichtsdestoweniger hält Strauß nicht bloß im Vorwort seines ersten, sondern auch in der Schlußabhandlung seines zweiten Bandes daran fest, daß der Kritiker des 19. Jahrhunderts, im Unterschied vom

Freigeist und Naturalisten, des Inhalts der christlichen Religion als identisch mit der höchsten philosophischen Wahrheit sich bewußt sei; und nachdem er im Verlauf der Kritik durchaus nur den Unterschied seiner Ueberzeugung vom christlichen Geschichtsglauben hervorgekehrt habe, verspricht er, nun auch die Seite der Identität zu ihrem Recht zu bringen. Wenn wir aber freilich näher zusehen, so zeigt sich, daß ihn auch die dogmatische Kritik schon viel weiter geführt hat, als sich mit den Hegel'schen Sätzen über das Verhältniß der Vorstellung und des Begriffs vertrug, die man aus den obigen Worten noch so deutlich heraus hört. Er verfolgt an der Hand der Dogmengeschichte die Bildung und die Bestreitung der kirchlichen Christologie, und tritt seinerseits den Ergebnissen der Kritik, welche Schleiermacher und der Rationalismus über sie ergehen ließen, durchaus bei; er tadelt andererseits am Rationalismus, daß er den Glauben der Kirche, um sich mit ihm in Einklang zu halten, verkümmere; er weist aber auch Schleiermacher nach, daß das Urbildliche und das Geschichtliche in seinem Christus keineswegs wirklich, so wie er wollte, zur Einheit zusammengehen, daß die Wissenschaft wie der Glaube bei ihm zu kurz kommen; und er kann sich ebensowenig von der Haltbarkeit der Versuche überzeugen, aus den Hegel'schen Sätzen von der Einheit der göttlichen und der menschlichen Natur einen Gottmenschen als geschichtliche Persönlichkeit abzuleiten. Die Idee, erklärt er, pflüge nicht in Ein Exemplar ihre

ganze Fülle auszuschiütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, liebe sie ihren Reichthum auszubreiten. Das sei der Schlüssel der ganzen Christo-
logie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee gesetzt werde. In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sie sich; in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit allein sei der menschgewordene Gott; von ihr allein könne man (wie er des näheren ausführt) alles das aussagen, was wir keinem einzelnen Menschen beilegen können, ohne aus einem Widerspruch in den andern zu gerathen. Daß dem praktischen Theologen freilich aus dieser Ueberführung der Vorstellung in den Begriff, auch wenn er sich für seine Person dabei zu beruhigen wisse, noch immer wenigstens in seinem Verhältniß zur Gemeinde ernsthafte Schwierigkeiten erwachsen können, will Strauß nicht bestreiten. Aber diese Collision, bemerkt er, sei nicht durch den Hürwitz eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt; und wenn sich viele ihrer dadurch erwehren, daß sie sich des Studiums und Denkens oder doch des freien Redens und Schreibens enthalten, so gebe es doch andere, die ungeachtet aller Anfechtungen frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden könne. „Und die Zeit wird lehren — so schließt er —

ob mit diesen oder mit jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist.“

Das Leben Jesu machte gleich bei seinem ersten Erscheinen einen Eindruck, wie ihn selten eine theologische oder philosophische Schrift gemacht hat. War es auch nicht zum erstenmal, daß von mythischen Bestandtheilen in der Bibel gesprochen wurde, so war doch diese Annahme bis dahin weit schüchterner aufgetreten, und sie hatte sich namentlich im Neuen Testament auf wenige und in dogmatischer Beziehung minder wichtige Erzählungen beschränkt. Jetzt dagegen wurde sie auf das Ganze der evangelischen Ueberlieferung in einem solchen Umfang und mit einer so rücksichtslosen Folgerichtigkeit angewendet, daß ihr geschichtlicher Kern sich völlig zu verflüchtigen oder doch auf ein Kleinstes einzuschrumpfen drohte; und dieses Ergebniß war nicht eine leicht hingeworfene Behauptung, sondern es war durch eine in alle Einzelheiten mit gelehrter Gründlichkeit eingehende Untersuchung, durch eine umfassende, alle Möglichkeiten erwägende, den Gegnern jeden Ausweg verlegende Prüfung der verschiedenen Ansichten gewonnen. Man hatte es nicht mit dem Handstreich eines kessnen Partheigängers, sondern mit einem wohlüberlegten, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten, mit der Kraft einer tiefen wissenschaftlichen Ueberzeugung ausgeführten Angriff auf den Mittelpunkt der eigenen Stellung zu thun; und dieser Angriff erschien um so gefährlicher, da sich das Werk, in

dem er gemacht war, auch durch eine Schönheit der Sprache, eine Gewandtheit und Durchsichtigkeit der Darstellung auszeichnete, wie sie bis dahin bei wissenschaftlichen Arbeiten in Deutschland fast unerhört war. Kann man sich wundern, wenn alsbald nach dem Erscheinen seiner Schrift gegen den verwegenen Kritiker der heftigste Sturm ausbrach; wenn Berufene und Unberufene herbeistürzten, um den gefährdrohenden Brand zu löschen; wenn außer den geschulten Truppen auch vom Landsturm, außer den sachgemäßen und der wissenschaftlichen Sitte entsprechenden, vielfach auch mit unerlaubten oder stumpfen Waffen gegen ihn gekämpft wurde? Mehrere Jahre lang drehte sich nicht bloß in Deutschland fast die ganze theologische Literatur um Strauß' Leben Jesu, sondern auch außerdeutsche Länder nahmen an demselben, wie seine englische und französische Uebersetzung beweisen, ein lebhaftes Interesse; hunderte von Gegenschriften, jeden Tons und Umfangs, erschienen; von ihm selbst war schon 1838 die dritte Auflage nöthig geworden, welcher bald darauf die vierte folgte; und wer von jenen Jahren aus eigener Erinnerung erzählen kann und die Stimmung in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der wird es bestätigen müssen, daß keine wissenschaftliche oder literarische Erscheinung seitdem zu einer so allgemeinen und lebhaften Erregung der Geister den Anstoß gegeben hat.

Was für ein Mann war es nun aber eigentlich, gegen

den alle diese Angriffe sich richteten, der diesen Erisapfel in die Zeit geworfen hatte? Die Frage lag um so näher, da der Verfasser des Lebens Jesu sich bis dahin erst durch einige Recensionen in die wissenschaftliche Welt eingeführt hatte, in denen sich allerdings bereits eine ungewöhnliche kritische und schriftstellerische Befähigung erkennen ließ. Aber wie es so oft geht: wer ihn nur nach seiner Schrift und den nächsten Wirkungen derselben beurtheilte, der machte sich fast unfehlbar ein falsches Bild von ihm; und dieß auch dann, wenn er nicht zu der großen Zahl derer gehörte, die nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, daß auch andere als unsittliche und verworfene Menschen den Glaubensvorstellungen entgegengetreten können, an denen sie hingen, daß man auch durch seine Wahrheitsliebe und sein Gewissen genöthigt werden könne, das, was den meisten heilig und unantastbar ist, zu bezweifeln und zu bestreiten. Schon in seiner äußeren Erscheinung entsprach Strauß der Vorstellung durchaus nicht, welche sich wohl die meisten nach seinem Werke über ihn gebildet hatten; und wenige würden hinter den feinen Linien des jugendlichen Gesichtes, der leicht vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem sinnig gesenkten Auge, das mit seinem eigenthümlichen, auf Schwäche des Organs hindeutenden Aufschlag den Eindruck einer fast jungfräulichen Schüchternheit machte, den kühnen, seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher Kälte erbarmungslos zergliedernden Kritiker gesucht haben.

Gelang es sodann ihm persönlich näherzutreten, so fand man einen geistvollen, vielseitig gebildeten Mann, und in vertrautem Kreise einen lebendigen, heitern, liebenswürdigen Gesellschafter und einen vortrefflichen Erzähler, mit dem feinsten Verständniß für alles Naive und Humoristische, nach der gemüthlichen wie nach der komischen Seite; zugleich aber eine zarte, feinsühlige, künstlerisch angelegte Natur, die sich in der Reinlichkeit und inneren Geschlossenheit ihres Wesens ihre Kreise nicht stören lassen mochte, die jedes persönliche Hervortreten eine gewisse Ueberwindung kostete, und die bei einer rauhen Berührung sich leicht verletzt und scheu in sich zurückzog. Daneben zeigten sich nun freilich scharf ausgeprägt jene Züge eines männlichen Charakters, welche an dem öffentlichen Auftreten des Schriftstellers zunächst in's Auge fielen: ein rasch und kräftig ausflodernder Born, ein entschieden durchgreifender Wille, ein wissenschaftlicher Muth, der, wenn es sein mußte, der Meinung der ganzen Welt Trotz bot. Aber es war nicht ganz leicht, den inneren Einheitspunkt dieser scheinbar so weit auseinandergehenden Eigenschaften zu finden: in der Tiefe des Gefühls die Geburtsstätte des energischen Wollens, in der Feinheit des ästhetischen Geschmacks eine von den Wurzeln der kritischen Spürkraft, in der unbefangenen Freude am Naturwüchsigem und Naiven den gleichen Zug seines Geistes zu erkennen, der Strauß auch in der Wissenschaft zum Feind aller nebelhaften Vorstellungen und aller ab-

strakten Formeln, alles erkünstelten und innerlich unwahren gemacht hat; die Empfindlichkeit gegen Störungen, welcher Art sie nun sein mochten, und die mit ihr verbundene wissenschaftliche Tapferkeit auf dieselbe Quelle zurückzuführen: auf den Idealismus, der zunächst zwar das eigene innere Leben harmonisch gestalten und zu einem befriedigenden Abschluß bringen will, der sich aber eben deshalb energisch und rücksichtslos gegen dasjenige wendet, was eine Anerkennung von ihm verlangt, die er ihm verjagen muß.

Wie viel Strauß mit seinem Werke gewagt hatte, davon sollte er bald eine Probe erhalten. Noch vor dem Erscheinen seines zweiten Bandes wurde er von seiner Repetentenstelle in Tübingen entfernt und ihm statt dessen ein Lehramt an dem Lyceum seiner Vaterstadt übertragen. Es wäre wohl das beste gewesen, diesen Auftrag von vorne herein abzulehnen und als Lehrer der Philosophie in Tübingen aufzutreten, wo man sich der Habilitation in der philosophischen Facultät schwerlich widersetzt hätte, und vielleicht selbst einer Anstellung damals noch nicht der gleiche Widerstand entgegengetreten wäre, der später allerdings jeden, welcher Strauß' Ansichten theilte, selbst von einer philosophischen Professur ausschloß. Aber sei es, daß seine altbürgerliche Solidität sich vor einer so unsicheren Laufbahn scheute, sei es, daß er sich nicht an eine philosophische Lehrthätigkeit binden wollte, während er sich als Meister der theologischen Kritik fühlte und

in dieser noch so vieles für sich zu thun jah: genug, Strauß verstand sich zu dem unwillkommenen Amt, und nachdem er noch ein paar Monate außerhalb des Seminars in Tübingen geblieben war, trat er es im Herbst 1835 an. Allein auf die Dauer konnte ihm der Aufenthalt in einer Stadt, die ihm weder wissenschaftliche Hülfsmittel noch wissenschaftlichen Verkehr bot, kaum zuzagen, der Unterricht von unreifen Knaben, den er in 17 wöchentlichen Stunden zu erteilen hatte, ihn unmöglich befriedigen. Dazu kam aber noch etwas weiteres. Er wohnte in Ludwigsburg, wie dieß an sich das natürlichste, und unter den gegebenen Umständen gar nicht zu umgehen war, im Hause seiner Eltern; kam aber dadurch in fortwährende Reibung mit dem Vater, der seine Ansichten und ihr kühnes Hervortreten im „Leben Jesu“ von Hause aus mißbilligte und gegen den ungerathenen Sohn um so unwilliger wurde, je stärker der Sturm anwuchs, den dieser gegen sich heraufbeschworen hatte. Es gab peinliche Austritte, Strauß' Mutter hatte unter dem Mißverhältniß zwischen Vatten und Sohn schwer zu leiden, und es war alle Zeit, daß sich dieser einer unleidlich gewordenen Lage entzog, als er im Herbst 1836 die Stelle, die er ein Jahr lang bekleidet hatte, aufgab und nach Stuttgart gieng, um seine Zeit ungetheilt seinen literarischen Arbeiten zu widmen*).

*) Strauß bespricht die obenberührten Verhältnisse *Al. Schr.* N. F. S. 264 f.

An Veranlassung dazu fehlte es nicht. Schon im ersten Jahr nach der Vollendung des Lebens Jesu zeigte sich die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage, der bald, wie bemerkt, eine dritte und vierte folgten. Strauß benützte diese Gelegenheit zur erneuerten Prüfung, Berichtigung und Ergänzung seines Werkes auf's gewissenhafteste, und auch den Einwendungen der Gegner verschloß er sich nicht; aber nachdem er ihnen in der dritten Auflage, namentlich in Betreff des Johannesevangeliums, erhebliche Zugeständnisse gemacht hatte, überzeugte er sich doch schließlich, daß er ihnen mehr eingeräumt habe, als er nöthig gehabt hätte, und als sich mit der folgerichtigen Durchführung seines Standpunkts vertrug, und nahm in der vierten die meisten von jenen Zugeständnissen wieder zurück. Neben der Revision beschäftigte ihn aber auch die Vertheidigung seines Werks. Nach allen den Angriffen und Vorwürfen, den Einwendungen, Mißverständnissen und Mißdeutungen, denen seine Schrift und seine Person seit dem ersten Erscheinen des Lebens Jesu ausgesetzt waren, schien es ihm an der Zeit, mit den hervortretendsten von seinen Gegnern sich eingehender auseinanderzusetzen und gründlicher abzurechnen, als dieß in gelegentlichen Anmerkungen der zweiten Auflage geschehen konnte; und er glaubte sich dabei keineswegs nur auf die Abwehr der Angriffe beschränken zu sollen, sondern er gieng auch seinerseits zum Angriff vor: er wollte nicht bloß die Haltbarkeit der Gründe untersuchen, die

man gegen ihn in's Feld geführt hatte, sondern auch den Standpunkt und das Verfahren der Gegner schildern, ihre Schwächen an's Licht stellen, jedem Einzelnen gegenüber die Frage nach der Berechtigung seines Auftretens durch eine umfassende Analyse seines wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakters zum Austrag bringen. In diesem Sinn besprach er im ersten von den drei Hefen seiner Streitschriften *) „Dr. Steudel oder die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus unserer Tage“; im zweiten die Angriffe von zwei Laien, von denen der eine ebenso fanatisch, der andere ebenso hochjahrend, als unberufen und unwissend, sich in den theologischen Streit gemischt hatte: Eichenmayer und Menzel; das dritte war Hengstenberg und der evangelischen Kirchenzeitung, der Hegel'schen Schule und den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Vermittlungstheologie und ihrem Hauptorgan, den „Studien und Kritiken“ gewidmet. Auch in diesen Erörterungen zeigte sich nun die gleiche Meisterchaft, wie im Leben Jesu. Strauß' Streitschriften sind eine polemische Leistung, wie die gesammte deutsche Literatur seit Lessing in dieser Gattung keine glänzendere aufzuweisen hat. Mag er nun Steudel die Selbsttäuschungen eines Supranaturalismus, der viel tiefer, als er wußte, vom

*) Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. 3. H. 1837.

Rationalismus angesteckt war, die Fehlgriffe seiner Apologetik, die Verschrobenheit seiner Schrifterklärung, oder Eschenmayer, dem geistergläubigen Philosophen, die trübe Gedankenlosigkeit seines Fanatismus nachweisen; mag er uns Menzel als Litterarhistoriker und Kunstrichter, oder Hengstenberg als Kegerrichter vorführen; mag er mit der Hegel'schen Schule über die theologischen Consequenzen ihres Systems, oder mit Ullmann über die Tragweite der Zugeständnisse verhandeln, welche dieser Theolog der Kritik gemacht hatte: überall finden wir die genaue und gründliche Arbeit, das sichere Wissen, die siegreiche Dialektik, wodurch sich schon das ältere Werk auszeichnete; und dabei eine Gewandtheit der Darstellung, einen Reichthum an überraschenden Wendungen, an anschaulichen und schlagenden Bezeichnungen, eine scharf treffende Charakteristik von Personen und Standpunkten, einen überlegenen, nicht selten vernichtenden Humor, welcher sich hier ungleich stärker als dort geltend machen konnte. Ihrem Inhalt nach haben die Auseinandersetzungen mit den Hegelianern und mit Wolfgang Menzel das größte Interesse. Jene, weil nicht allein die Scholastik der althegegel'schen Orthodoxie, zu deren Vorkämpfer sich in diesem Fall Bruno Bauer aufgeworfen hatte, nach Gebühr abgefertigt, sondern auch Hegel's eigene Stellung zu den Fragen der Evangelienkritik und der Christologie eingehend untersucht wird; diese, weil sie mit der Bückhtigung eines anmaßenden und oberflächlichen Literaten,

der Jahrzehende lang in der Kritik, der literarischen und der politischen Geschichte das große Wort geführt und mit seiner moralisch-politischen Regerrichterei einen wahren Terrorismus ausgeübt hatte, eine Fülle von gefundenen Urtheilen und feinen Bemerkungen, theils über einzelne Männer, wie Göthe und Johannes Müller, theils über allgemeinere Fragen, wie die nach der Anwendbarkeit des moralischen Maßstabs auf die Kunst, verbindet. Zu der von Strauß beabsichtigten Fortsetzung der Streitschriften kam es nicht, da er in der Ausarbeitung derselben durch die Nothwendigkeit einer dritten Auflage des Lebens Jesu unterbrochen wurde, und nun das, womit jene sich hatte beschäftigen sollen, im wesentlichen in das Hauptwerk selbst aufnahm.

Im Dezember 1837 schrieb mir Strauß, als eben die dritte Auflage des Lebens Jesu unter die Presse kommen sollte: wenn er einmal damit fertig sei, wolle er so bald keine theologische Feder mehr anrühren. Und wir haben wirklich von ihm aus diesem und den nächsten zwei Jahren mehrere Arbeiten, welche mit seinen theologisch-kritischen Untersuchungen in keinem Zusammenhang stehen: die Anzeigen von Hoffmeister's und Hinrichs' Werken über Schiller, von Auerbach's Spinoza, von einigen Schriften über Magnetismus und Besessenheit, deren er auch schon 1836 zwei (von Kerner) recensirt hatte, und anderes; ferner die früher erwähnte Schilderung Kerner's, und endlich die werthvolle, in die Persönlichkeit,

die Schriften und Ansichten der beiden Männer ausführlich eingehende Abhandlung über Schleiermacher und Daub. Gehört aber schon die letztere ihrem Hauptinhalt nach wenigstens der Geschichte der Theologie an, so ist ein anderes Erzeugniß der gleichen Zeit, die Selbstgespräche über „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“, ein noch unmittelbarer Beweis dafür, daß es mit dem Niederlegen seiner theologischen Feder bei Strauß damals noch gute Wege hatte. Diese Selbstgespräche sind nämlich nichts anderes, als eine Antwort auf die Frage, was eine Ansicht, wie die seinige, von der Religion und dem Christenthum noch übrig lasse; und diese Antwort ist in einem so versöhnlichen Geiste gehalten, daß ihr Verfasser in seinem Recht war, wenn er sie (1839) mit dem Artikel über Kerner unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter“ zusammenfaßte, während er die Abhandlung über Schleiermacher und Daub (in demselben Jahre) mit seinen übrigen kleineren Arbeiten in den „Charakteristiken und Kritiken“ vereinigte. Zunächst nämlich werden hier zwar die Hauptergebnisse seines kritischen Werkes theils wiederholt, theils nach der dogmatischen Seite erweitert. Er setzt kurz und bündig auseinander, wie die Aussicht auf eine jenseitige Vergeltung für unsere Zeit nicht mehr die Bedeutung einer sittlichen Triebfeder haben könne und dürfe; wie ebensovienig die Auferstehung Christi den Grund unseres Glaubens an denselben abgeben könnte, selbst wenn sich ihre Thatsächlichkeit und ihr wun-

derbarer Charakter sicherer feststellen ließe, als dieß in Wahrheit der Fall sei; wie die Erlösung durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben mit unsern moralischen Begriffen sich nicht mehr vertrage, und deßhalb sein Tod als äußere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nur für die Religionsgeschichte und die religiöse Widersprache noch Werth habe; wie von den Wundern der evangelischen Geschichte nur solche uns nicht undenkbar seien, welche sich schließlich wohl als etwas ungewöhnliches, aber nicht als etwas übernatürliches betrachten lassen, welche daher keinerlei religiös-dogmatische Beweiskraft haben"; wie weder die übernatürliche Erzeugung, noch die gottmenschliche Natur Christi in unserem Denken noch Raum finde, und der Kultus des Genius der einzige sei, welcher den Gebildeten dieser Zeit noch übrig geblieben. Aber eben dieser Gedanke dient ihm nun als Brücke, um in weiterer Verfolgung der Andeutungen, welche er hierüber schon im dritten Heft der Streitschriften gegeben hatte, für den Stifter des Christenthums doch wieder den Vorzug, daß er ein Höchstes in seiner Art sei, zu gewinnen. Näher soll sich dieser Vorzug darauf gründen, daß der religiöse Genius als solcher durch die harmonische Vollendung seines inneren Lebens sich von allen andern unterscheide und über sie erhebe; auf dem religiösen Gebiet selbst aber das Höchste, die vollendete Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, dann erreicht sei, wenn jenes so,

wie in Jesus, in allen seinen Bewegungen sich rein von diesem bestimmen lasse, und dieses Bestimmtwerden zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung wisse und empfinde. Strauß nähert sich daher hier der Schleiermacher'schen Christologie so weit an, daß er erklärt: so wenig die Menschheit jemals ohne Religion sein werde, so wenig werde sie je ohne Christum sein, und je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken zum Anstoß gereichen müßten, um so sicherer bleibe uns Christus als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich sei. Wie seine letzte Schrift den Punkt seiner weitesten Entfernung vom positiven Christenthum bezeichnet, so bezeichnen die Selbstgespräche über Vergängliches und Bleibendes den der größten Annäherung an dasselbe; wie er ja gleichzeitig in der dritten Auflage des Lebens Jesu auch in Betreff der historisch-kritischen Fragen seine Bereitwilligkeit zur Verständigung mit den freisinnigeren unter seinen Gegnern an den Tag legte. Später sah er allerdings in der Stimmung, aus der jene Schrift hervorgegangen war, etwas ungesund; er bemerkte, der Schreck, sich so allein zu sehen, sei ihm in die Glieder gefahren gewesen, und habe ihn zu dem verfehlten Versuch verleitet, den Zusammenhang zwischen sich und der mehr oder minder gläubigen Menschheit mittelst eines, wenn auch noch so schmalen und schwankenden Stegs

zu ermöglichen; wenn er auch der Freundin nicht widersprechen wollte, die es rührend fand, daß er in den Selbstgesprächen so viel guten Willen habe, und doch seine Ueberzeugung aus allen Formen der Rücksicht hervorbreche.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit, in der in Strauß' eigener Stimmung diese Wendung eintrat, sich ihm auch die Aussicht eröffnete, als theologischer Lehrer an einer Universität zu wirken, indem ihm um den Anfang des Jahres 1839 von der freisinnigen Züricher Regierung an der dortigen Hochschule eine Professur der Theologie angeboten wurde. Er seinerseits fand in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen keinen Grund, einen Ruf abzulehnen, der ihm die Gelegenheit eröffnete, für diese Ueberzeugungen in voller Freiheit thätig zu sein. Aber noch ehe er das neue Amt antreten konnte, sah sich die Regierung, die ihn berufen hatte, durch die eifrig genährte und geschickt geleitete Aufregung des Volkes veranlaßt, ihn wieder zur Ruhe zu setzen; ohne daß sie doch durch diese Nachgiebigkeit den Sturm hätte beschwören können, welcher in dem bekannten Aufstand vom September 1839 zum Ausbruch kam. Damit war Strauß die Hoffnung abgeschnitten, jemals zu der Lebensstellung und Wirksamkeit zu gelangen, die seiner Natur und seinen Wünschen mehr, als jede andere, entsprach, und für die er schon längst eine so hervorragende Befähigung bewiesen hatte. Es war

entschieden, daß er sein Leben lang das entbehren solle, dessen Entbehrung gerade auf ihm besonders schwer lasten mußte, die regelmäßige Berufsthätigkeit und alle die Anregung, Erfrischung und Befriedigung, die sie mit sich bringt, daß er wie ein Verfehmter unter die öffentlich anerkannten Vertreter der Wissenschaft, so weit er auch den meisten derselben überlegen sein mochte, keinen Zutritt finden, bei allem Lehrtalent wegen „moralischer Unbrauchbarkeit“ nicht als Lehrer wirken könne; denn auch in eine philosophische Facultät, der er in mehr als Einem Fach die bedeutendsten Dienste hätte leisten können, ist er niemals vorgeschlagen oder berufen worden. Es war ihm wohl gelungen, seinem Namen in der Geschichte der Wissenschaft eine bleibende Bedeutung zu sichern, in jungen Jahren sich zum Mittelpunkt einer geistigen Bewegung von unberechenbarer Tragweite zu machen; aber er mußte schwer dafür büßen, daß es ihm seine Ueberzeugung zur Pflicht gemacht hatte, die aller andern einer so schonungslosen und so schwer zu widerlegenden Kritik zu unterziehen.

In demselben Jahr, in welcher die Züricher Berufsgeschichte mit ihren Aufregungen, ihren Verdrießlichkeiten und ihrem ungünstigen Ausgang spielt, traf unsern Freund noch ein zweiter schwerer Schlag: der Tod seiner Mutter. Früher Jahre lang krank, hatte sie sich um die Zeit, in der Strauß sein elterliches Haus das erstemal verließ, wieder erholt, und sich während eines

Jahrzehends, wenn auch zart und schwach, einer leidlichen Gesundheit erfreut. In den letzten Jahren hatte sich dieß aber, nicht ohne Mitwirkung der früher berührten peinlichen Verhältnisse, geändert, ein wiederholter Besuch des nahen Bades, das ihr früher Hilfe gebracht hatte, blieb erfolglos, und im März 1839 erlag sie einer raschen Verschlimmerung ihres Leidens. Damit hatte auch das elterliche Haus für Strauß seinen Reiz und Werth verloren; zwei Jahre später (im April 1841) starb auch sein Vater.

Um so energischer warf sich Strauß auf das einzige, was ihm über die schmerzlichen und widrigen Erlebnisse weghelfen konnte, seine wissenschaftliche Arbeit. Sein Leben in Stuttgart war äußerst zurückgezogen und einfach. Mehrere Jahre wohnte er allein in einem kleinen Gartenhause hinter der Charlottenstraße, das er seinem Geschmacke gemäß auf's bescheidenste möblirt hatte; neben dem regelmäßigen Verkehr mit einigen näheren Freunden bildete ein kurzer Spaziergang, dann und wann der Besuch eines Theaters oder Concerts und im Sommer eine kleine Reise, seine einzige Erholung. Dagegen gieng er jeder größeren und geräuschvolleren Geselligkeit fast ängstlich aus dem Wege, und wenn er sich den Besuchen, welche die Neugierde oder die Bewunderung zu ihm führte, nicht entzog, so that er doch auch nichts, um sie aufzumuntern, wo er nicht ein ernsteres Interesse für seine wissenschaftlichen Forschungen wahrnahm. Er wollte jede Störung

fernhalten, um sich der Arbeit mit gesammelter Kraft zu widmen, und faßte nun zunächst Eine Aufgabe in's Auge, die er sich schon vor Jahren gestellt hatte. Wir haben gehört, wie er noch vor dem Plane zum Leben Jesu den einer Dogmatik entworfen hatte, welcher dann aber in der Ausführung von jenem überholt und auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde*). Jetzt kehrte er zu demselben zurück: er beschloß, seiner Arbeit über die evangelische Geschichte eine ähnliche Arbeit über die christliche Glaubenslehre zur Seite zu stellen, für welche er die Vorstudien, ursprünglich als Vorbereitung für eine in Zürich zu haltende Vorlesung, schon theilweise gemacht hatte. Von den zwei Bänden derselben wurde der erste im Winter 1839—40, der zweite im Winter 1840—41 ausgearbeitet, jener erschien 1840, dieser 1841. Aber wie Strauß' Leben Jesu zu einer Kritik der Erzählungen über das Leben Jesu geworden war, so wurde seine Dogmatik zu einer Kritik der christlichen Dogmatik. Die allgemeine Richtschnur dieser Kritik, der Maßstab, welcher an die überlieferten Glaubenssätze angelegt wurde, war der Standpunkt der modernen Wissenschaft und insbesondere der der Hegel'schen Religionsphilosophie, mit welcher Strauß, wenigstens damals, theils in der ihr zu Grunde liegenden spekulativen Theologie, theils auch in der Voraussetzung übereinstimmte, daß es sich bei den

*) Vgl. S. 27 und Strauß Glaubensl. Vorr.

Dogmen wesentlich um die wissenschaftliche Richtigkeit der Glaubensvorstellungen handle, daß sich daher ihre Berechtigung und Bedeutung nach dem Verhältniß der Uebereinstimmung oder des Widerstreits bestimme, in dem sie zu den Ergebnissen der neueren Wissenschaft und namentlich zu denen des Hegel'schen Systems stehen. Weil aber der Kritiker überzeugt ist, daß dieses Verhältniß sich nicht zufällig, sondern mit innerer Nothwendigkeit, nach allgemeinen geschichtlichen Gesetzen gemacht habe, fällt die Kritik des Dogma für ihn mit der Darstellung seiner geschichtlichen Bildung und Auflösung, mit der richtig verstandenen und angewandten Dogmengeschichte zusammen; und nur dadurch, daß sie sich an die letztere anlehnt, kann sie ihr Recht unwidersprechlich beweisen. „Die subjektive Kritik des Einzelnen — sagt er — ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen“. „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte“*). Strauß' Verfahren ist demnach dieses. Er durchgeht nach systematischer Reihenfolge die sämtlichen Hauptstücke der Apologetik und Dogmatik; er giebt bei jedem zunächst eine Darstellung der biblischen Lehre; er zeigt, wie sich aus dieser, in den meisten Fällen erst nach längerem Schwan-

*) Glaubensl. I, X. 71.

ten und unter zunehmender Ausscheidung abweichender, als keßerisch verworfener Annahmen, die Lehrbestimmungen der alten, der mittelalterlichen und der protestantischen Kirche herausbildeten; wie aber sofort auch in den Fragen, welche sie unbeantwortet, den Gegensätzen, welche sie unverföhnt, den Widersprüchen, welche sie ungelöst ließen, die Kritik der Socinianer, Arminianer, Deisten, Nationalisten u. s. f. bis auf Schleiermacher und Hegel herab einsetzte; er prüft die mancherlei Versuche, die gemacht wurden, um diese Kritik theils zu widerlegen, theils auf minder wesentliches zu beschränken; und er zieht schließlich aus allen diesen Betrachtungen und Erwägungen das Ergebniß, um festzustellen, wie viel von jedem Glaubensartikel der hentigen Wissenschaft gegenüber sich noch halten läßt. Seine Schrift soll, wie dieß schon ihr Titel ausdrückt, „die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“ darstellen; „sie soll (Vorr.) der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet“; sie soll „eine Uebersicht über den dogmatischen Besitzstand geben“, und diese ist, wie Strauß glaubt, „in unseren Tagen um so dringenderes Bedürfniß, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht“. „Man schlage, sagt er, den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstocke gemacht haben, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen

Hilfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaube, viel zu hoch. Man meine die Prozesse, welche über jene Ausfälle noch obdweben, zum größeren Theil schon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schächten der reichsten Ausbeute gewiß zu sein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Prozesse sämmtlich an Einem Tage verloren giengen: und wenn dann zudem noch diese neuen Gruben die Hoffnung täuschten, so wäre das Falliment unvermeidlich.“ Was er hier im Vorwort als möglichen Fall in Aussicht stellt, das läßt uns die Schrift selbst allerdings als seine Meinung erkennen. Nicht blos die positiven Lehren, welche der Rationalismus schon längst in Anspruch genommen hatte, werden von Strauß mit der doppelten Waffe philosophischer und historischer Kritik in entscheidender, alle früheren Einwürfe zusammenfassender und verschärfender Weise bekämpft; sondern auch gegen diejenigen Voraussetzungen, welche die Gegner der kirchlichen Dogmatik bisher in der Regel mit ihren Vertheidigern getheilt hatten, die Persönlichkeit Gottes, den Schöpfungsbegriff, die persönliche, auf's Einzelne gerichtete Weltregierung, die persönliche Fortdauer nach dem Tode, wendet sich Strauß so nachdrücklich und unumwunden, daß der allgemeinste und heftigste Widerspruch nicht ausbleiben konnte. Hatte er bei den Angriffen auf jene positiven Glaubensartikel eine weit verbreitete Denkweise hinter

sich, so waren es hier nur wenige Vorgänger, auf die er sich stützen konnte; und von diesen war ein Spinoza und Fichte in theologischer Beziehung bei den meisten so übel berufen, ein Schleiermacher umgekehrt hatte die Folsätze seines Pantheismus so geschickt zu verstecken und mit den Aussagen seines christlichen Bewußtseins zu verschmelzen gewußt, daß die Mehrzahl seiner Verehrer sie kaum bemerkte, oder so weit dieß der Fall war, sie als leichte, ob auch immerhin bedauerliche Flecken am Bilde des großen Mannes bereitwillig entschuldigte. Strauß dagegen stand kein solcher Entschuldigungsgrund zur Seite: er konnte weder ein anderweitiges Verdienst um die Kirche für sich auführen, noch hatte er im Aussprechen seiner Ueberzeugung irgend eine Zurückhaltung beobachtet; er war vielmehr ausdrücklich darauf ausgegangen, das Verhältniß des christlichen Glaubens zur Wissenschaft unseres Jahrhunderts vollständig zu klären; er war überzeugt (I, 356), falsche Vermittlungsversuche seien genug gemacht, nur Scheidung der Gegensätze könne weiter führen, und er verlangte, daß der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen lasse: „wenn es aber den Ueberfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dieß — erklärt er — für Gewinn achten.“ Aber trotzdem ist es nicht seine Absicht, die Fäden seinerseits zu durchschneiden, welche auch von seinem Standpunkt aus zur Zeit noch in die Kirche herüberreichen. Er be-

streitet wohl Hegel's Behauptung, daß die Religion und die Philosophie ihrem Inhalt nach identisch und nur der Form nach verschieden seien, aber er erkennt an, daß es Eine und dieselbe Vernunft sei, welche ihren reinsten Ausdruck in der Philosophie finde, welche aber auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrsche und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leite (I, 22); und über die christliche Religion insbesondere sagt er (I, 30): es sei gleich einseitig, in ihr nur die Einheit des Göttlichen und des Menschlichen oder nur ihre Trennung sehen zu wollen. Denn so weit sie von dem Monismus der neueren Speculation entfernt sei, und so leicht der Punkt der Einigung jener beiden Seiten in's unmerkliche verschwinden könne, so sei es doch eben dieser verschwindende Punkt, dem das Christenthum seine weltgeschichtliche Macht verdanke. Der Dualismus von Göttlichem und Menschlichem sei lange vor ihm auf's schärfste ausgebildet gewesen; erst die in der Person Christi vollzogene Verbindung der beiden Seiten habe neues geistiges Leben gezeugt. Dieß lautet doch immer noch als Einleitung zu einem so umfassenden Angriff auf das ganze Gebäude der christlichen Glaubenslehre versöhnlich genug: die Frage, welche Strauß dreißig Jahre später nicht mehr zu bejahen vermochte: „sind wir noch Christen?“ würde er damals schwerlich schon verneint haben.

Als wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung

steht die Glaubenslehre hinter dem Leben Jesu so wenig zurück, daß sie vielmehr noch eine größere Reife der Kunst zeigt. Das gründliche und umfassende dogmengeschichtliche Wissen, welches bei allen einigermaßen erheblichen Punkten unmittelbar aus den ersten Quellen geschöpft ist, die vollendete Beherrschung des unermesslichen Materials, die Kunst, mit der das bedeutendste skizzirt und das kleinste an der richtigen Stelle eingefügt ist, der sichere Wurf der Zeichnung, die gelungene Vertheilung von Licht und Schatten, die treffende Charakterisirung jeder Ansicht und jedes Standpunkts; die scharfe Wahrnehmung, die gewandte Nachweisung der schwachen Seiten, der Lücken und Widersprüche in den dogmatischen Sätzen und Systemen, die geschickte Benützung alles dessen, was die Vorgänger brauchbares an die Hand gaben; die plastische Anschaulichkeit des Ausdrucks, die Durchsichtigkeit der Anordnung und der Darstellung, die geistvolle Lebendigkeit der Sprache — alle diese Vorzüge treten in der Glaubenslehre ebenso stark oder noch stärker hervor, als in dem früheren Werke, und wenn es das letztere, namentlich bei den vielen sich einformig wiederholenden Wundererzählungen, nicht vermeiden konnte, bisweilen in ermüdende Einzelheiten einzugehen, so ist jene bei einer größeren Mannigfaltigkeit ihres Gegenstandes von Anfang bis zu Ende gleich sehr geeignet, den Leser auf jedem Punkte zu fesseln. Daß sie jedoch eine ebenso starke Bewegung hervorbringen werde, wie das Leben Jesu, ließ

sich schon deshalb nicht erwarten, weil ihr dieses einen beträchtlichen Theil ihrer Wirkung vorweggenommen hatte; und dazu kam, daß gleichzeitig mit dem zweiten Band der Glaubenslehre in Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ eine Schrift erschien, die der Straußischen ihrem Inhalt und ihrer Richtung nach verwandt, mit Geist und Feuer geschrieben, durch ihre populärere und zugleich radikalere Haltung einem Theile des Publikums noch besser zusagte. Nichtsdestoweniger machte auch dieses zweite Hauptwerk des berühmten Kritikers, wie man schon an der Zahl und an dem gereizten Ton der Gegenschriften sehen konnte, einen solchen Eindruck, und es war an sich selbst so bedeutend, daß sich ihm nichts von allem, was seit Schleiermacher's Dogmatik ähnliches erschienen ist, in dieser Beziehung zur Seite stellen läßt.

Nach der Vollendung der Glaubenslehre trat in der theologischen Schriftstellerthätigkeit ihres Verfassers eine Pause ein, die mehr als 20 Jahre andauerte und erst i. J. 1864 durch das „Leben Jesu für das deutsche Volk“ unterbrochen wurde. So befremdend dieß aber bei einem Mann erscheinen könnte, der mit dieser reichen theologischen Bildung und Gelehrsamkeit ausgerüstet, schon bei seinem ersten Auftreten auf diesem Gebiete sich einen europäischen Namen gemacht hatte, so begreift es sich doch aus Strauß' Individualität und aus der Wendung, die theils sein äußeres Leben, theils seine theologischen Ansichten genommen hatten. Wie Goethe seine Gedichte zunächst

für sich selbst verfaßte, so verhielt es sich in gewissem Sinn auch mit Strauß, der überhaupt in seiner Sensibilität und in seinem Bedürfniß einer ungestörten individuellen Entwicklung dem von ihm mit der vollen Wärme einer congenialen Natur bewunderten Dichter verwandt war. Er griff zur Feder, um das, was sein Interesse erregte, durch wissenschaftliche Bearbeitung und künstlerische Gestaltung sich anzueignen, oder um von dem, was in sein Gedanken- und Gemüthsleben störend eingriff, durch eine erschöpfende Auseinandersetzung sich zu befreien. Er müsse zornig sein, um zu schreiben, sagte er in letzterer Beziehung einmal einem Freunde. Die Wirkung seiner Schriften auf andere stand für ihn, so wenig sie ihn gleichgültig ließ, doch erst in zweiter Reihe. Jenen Dienst für sich selbst nun hatten ihm seine theologischen Werke geleistet: er war über seine Stellung zur Theologie im reinen; und in seiner Auseinandersetzung mit ihr war das positive Interesse, das er früher an ihr genommen hatte, so abgeschwächt worden, daß es ihn lange nicht mehr zu ihr zurückführte. Da ihn ferner kein Lehramt zur fortgesetzten Beschäftigung mit theologischen Fragen nöthigte, erhielt er auch von außen her keinen wirksamen Anstoß zur schriftstellerischen Thätigkeit in diesem Fache: er zog sich mit seiner eigenen Arbeit von demselben zurück, verfolgte die Arbeiten seiner Freunde als theilnehmender Zuschauer, war aber zur Betheiligung an denselben, so erwünscht sie diesen um der Sache und

um ihrer Zeitschriften willen gewesen wäre, nicht zu bewegen.

Während er sich so als Schriftsteller von der Deffentlichkeit abwandte, dachte er nun ernstlich daran, sich für sich selbst in einer ihm zusagenden Häuslichkeit die Grundlage eines befriedigenden menschlichen Daseins zu schaffen. Es war seinen Freunden nicht unbekannt, daß schon vor Jahren eine hochbegabte Künstlerin, welche in Stuttgart als Gast aufgetreten war, Agnese Schebest, nicht blos durch die Schönheit ihres Gesangs und die klassische Vollendung ihres Spiels, sondern auch durch die Anmuth ihres Wesens und den Zauber ihrer persönlichen Erscheinung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein zweites Gastspiel gab Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und im August 1842 fand in Horkheim bei Heilbronn vor wenigen Freunden und Freundinnen die Trauung statt. Die Neuvermählten wohnten erst in der Nähe von Heilbronn in dem schön gelegenen Schloßchen am Eingang des Dorfes Sontheim, dann in Heilbronn selbst, wo es an Gelegenheit zum Verkehr mit befreundeten Familien nicht fehlte. Besonders nahe standen Strauß hier mit ihren Frauen seine beiden Jugendfreunde Märklin und Kaufmann: jener Professor an dem Gymnasium, seit ihren Universitätsjahren durch Gemeinschaft der Studien und der Ansichten eng mit ihm verbunden, derselbe, dessen tüchtigen und liebenswürdigen Charakter Strauß in der bekannten Biographie so warm

und lebendig geschildert hat; dieser seinem Beruf nach Lehrer der Mathematik, zugleich aber ein ausgezeichnete Musiker, dessen naturfrisches gemüthvolles Wesen sich in reizenden Liedercompositionen ausdrückte. Dazu Kerner und seine Familie in dem nahen Weinsberg, die älteste Tochter in Heilbronn an Strauß' Freund und Hausarzt, Dr. Nießhammer, verheirathet; und neben dieser ein nicht ganz kleiner Kreis, in dem Strauß, namentlich bei den regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften der Männer, Erholung und Anregung fand: Gymnasiallehrer, wie Finckh und Schnizer, die sich beide durch philologische, der letztere auch durch theologische Arbeiten einen geachteten Namen gemacht haben, und als der letztere wegtam, Rümelin, jetzt Kanzler der Universität Tübingen; Beamte, Aerzte, wie der originelle, den Lesern von Strauß' kleinen Schriften (N. F. 333 f.) durch seine Gedächtnißrede auf denselben bekannte Dr. Sicherer; Kaufleute, wie der allgemein verehrte spätere Märzminister Goppelt und der von Strauß, gleichfalls in den kleinen Schriften (N. F. 476 f.), durch einen heiteren Schwank verewigte „Papierreisende“ Rünzel, dessen stets bereite Gefälligkeit in Sachen des täglichen Lebens er seinerseits durch einen literarischen Freundschaftsdienst erwiderte, indem er ihm bei der Herausgabe eines noch ungedruckten Schiller'schen Lustspiels an die Hand gieng.

Aber so manches angenehme seine damaligen Verhältnisse Strauß darboten, so mangelte es ihm doch leider

gerade an den zwei für ihn unentbehrlichsten Bedingungen eines dauernden Glückes: es fehlte ihm außer dem Hause an einer regelmäßigen Berufsthätigkeit, und es fehlte im Hause an der Harmonie der Gemüther, für die nichts anderes, sei es an sich selbst noch so werthvoll, einen Ersatz giebt. Die Charaktere, die Bildungsformen und die bisherigen Lebenswege der beiden Gatten waren zu ungleich, ihre Ansprüche an einander und an das Leben zu verschieden, und beide in ihrer Eigenthümlichkeit zu festgewurzelt. Ihre Ehe war nicht glücklich, und nach fünf Jahren wurde sie, ohne gesetzliche Scheidung, durch Uebereinkunft beider Theile thatsächlich getrennt. Die Frau zog nach Stuttgart, wo sie manche Freunde hatte, und lebte hier bis zu ihrem Tode, der drei Jahre vor dem ihres Gatten, den 22. Dezember 1870, erfolgte; Strauß begann ein Wanderleben, unter dessen Unge-
müthlichkeit er nicht wenig litt, ohne daß er sich doch irgendwo länger, als auf wenige Jahre, festzusetzen vermocht hätte. Aber Eines hatte er aus dem Schiffbruch seines häuslichen Lebens gerettet: zwei Kinder, deren Liebe und deren geistige Entwicklung eine Quelle der Freude für ihn wurde, und deren weiterer Lebensgang sich gleichfalls in erwünschter Weise gestaltete: das ältere eine Tochter, das jüngere ein Knabe. Zunächst zwar blieben beide noch bei ihrer Mutter; nach einigen Jahren jedoch nahm sie Strauß zu sich und gewann dadurch dasjenige, dessen vollen und ungetrübten Besitz ihm das

Schickſal verſagt hatte, zu einem bedeutenden Theile zurück.

Es hieng mit den eben beſprochenen Verhältniſſen zuſammen, daß Strauß, nachdem er ſich von der Theologie zurückgezogen hatte, mehrere Jahre ſich zu keiner größeren ſchriftſtelleriſchen Arbeit entſchließen konnte. Unbeſchäftigt war er darum nicht: er las und ſtudirte nach ſeiner Gewohnheit unabläßig; aber er kam nicht dazu, etwas zu ſchreiben, er fand keinen Gegenſtand, der ihn hiefür ſtark genug angezogen hätte, und wenn er einmal einen in's Auge gefaßt hatte, ließ er ihn doch bald wieder fallen. Das erſte, wodurch er die Leſerwelt nach der Glaubenslehre wieder an ſich erinnerte, war ein Vortrag, den er ſeinen Heilbronner Freunden gehalten hatte und durch Quellenbelege erweitert herausgab: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäſaren oder Julian der Abtrünnige“; ein geiſtvoll ausgeführtes Geſichtsbild, aber zugleich die feinſte und ſchlagendſte politiſche Satyre; um ſo ſchlagender, je weniger ſich gegen die Treue der geſchichtlichen Darſtellung einwenden ließ, und je greifbarer ſich Zug für Zug die Parallele, auf welche das Ganze angelegt war, auch ohne Nennung eines Namens, dem Leſer aufdrang. Doch hatte er bereits auch eine umfaſſendere Arbeit begonnen. Eine Sammlung von Briefen des ſchwäbiſchen Dichters Schubart, die ihm überlaſſen worden war, gab ihm Anlaß, ſich eingehender mit dieſem Mann zu beſchäftigen, der ſchon durch ſeine Schickſale, als ein Opfer

des fürstlichen Despotismus, noch mehr aber durch seine naive, gutherzige, vollsaftige, sanguinische Natur ein besonderes Interesse für ihn hatte, dessen Lieder und Geschichte ihm überdieß noch von seinem elterlichen Hause her bekannt waren. Es gelang seiner Betriebsamkeit, die Zahl der Briefe und Urkunden aus anderweitigen Quellen zu vermehren, mit dem Material wuchs auch der Trieb zu seiner Verwerthung, und so entstand „Schubart's Leben in seinen Briefen“ als die erste von den anziehenden biographischen Darstellungen, die Strauß' Schriftstellerthätigkeit von da an fünfzehn Jahre lang fast ausschließlich in Anspruch nahmen, und ihm reichliche Gelegenheit gaben, mit der Gründlichkeit seiner Forschung zugleich die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Anmuth und Gewandtheit seiner Darstellung, die ihm in seltenem Maß eigene Gabe künstlerischer Gestaltung an unverfälglichen, dem theologischen Streit fernliegenden Stoffen zu bewähren. Um den Anfang des Jahrs 1848 kam der Schubart unter die Presse; aber nach wenigen Wochen brachte der Ausbruch der politischen Stürme den Druck zum Stillstand, und erst im folgenden Jahre trat das Werk in zwei Bänden an das Licht.

Das Bewegungsjahr 1848 griff indessen auch noch nach einer anderen Seite in das Leben unseres Freundes ein. Als im März dieses Jahrs das deutsche Volk seine besten und hervorragendsten Männer musterte, um sie nach Frankfurt in die Paulskirche abzuordnen, da, meinten

viele, dürfe auch Strauß in der Versammlung, die eine neue Ordnung der Dinge für Deutschland begründen sollte, nicht fehlen. Er selbst zwar war anfangs nicht dieser Meinung: nicht bloß (schrieb er mir den 27. März), weil er sich nie zu einer Volksrede in einer Wählerversammlung verstehen könnte, sondern auch weil er keinen Trieb nach einer solchen Stelle in sich verspüre. Diese ganze politische Bewegung mit ihrem trüben Gähren sei ihm in ihren Ergebnissen noch allzu problematisch, als daß er sich darein zu mischen Lust haben könnte, ungerechnet noch, daß sie für einen Mann des beschaulichen Lebens, wie er, etwas unbehagliches habe. Allein auf die Länge vermochte er den Bitten seiner Ludwigsburger Mitbürger, welche ihm die Candidatur für ihren Bezirk anboten, nicht zu widerstehen, und auch seine Abneigung gegen Wahlreden wurde so weit überwunden, daß er deren theils in Ludwigsburg theils an anderen Orten eine ganze Anzahl hielt. Und wäre es nur auf diese Stadt selbst angekommen, so war an seinem Erfolg nicht zu zweifeln. Allein bei der Landbevölkerung stand ihm der Auf der Unchristlichkeit im Wege, und so gelang es der pietistischen Agitation, die von der evangelischen Geistlichkeit ihrer Mehrzahl nach unterstützt wurde, seine Wahl zu hintertreiben und die eines querköpfigen Fanatikers dazusetzen, der in der Folge jener Parthei selbst durch seine excentrischen Einfälle lästig genug geworden ist. Seine Wahlreden ließ Strauß unter dem Titel: „Sechs theo-

logisch-politische Volksreden“ erscheinen; und Volksreden im besten Sinn waren es, wahre Muster lichtvollster Gemeinverständlichkeit, voll politischer Einsicht, für den Bundesstaat unter preussischer Führung, für das Maßhalten in den freiheitlichen Forderungen sich erklärend, in dem würdigen Ton eines Mannes, der keine Ehre für sich sucht, aber seine Kräfte dem Dienst des Gemeinwesens zur Verfügung stellt. Eine Wirkung der Erfahrungen, welche Strauß bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, war die Ueberzeugung, die er im Vorwort zu den Volksreden ausspricht, daß das direkte Wahlverfahren um so weniger taue, je unbeschränkter das Wahlrecht sei. In Ludwigsburg hatte Strauß' Durchfall bei der Wahl eine solche Aufregung gegen seine Gegner hervorgerufen, daß er sich veranlaßt fand, zur Beschwichtigung der Gemüther noch eine Rede in einer Volksversammlung zu halten. Um so weniger wollten sich seine Mitbürger die Ehre nehmen lassen, wenigstens in der württembergischen Ständeversammlung von ihm vertreten zu werden; und da hier die Stadt für sich allein zu wählen hatte, erfolgte seine Wahl im Mai 1848 mit großer Einstimmigkeit. Als jedoch Strauß im September aus München, wo er den Sommer zugebracht hatte, nach Stuttgart zu der jetzt eröffneten Ständeversammlung kam, zeigte es sich nur zu bald, daß die Bedenken nicht ohne Grund gewesen waren, die bei ihm anfangs der Annahme eines Abgeordneten-sizes im Weg standen. Mit seinen nüchternen und ge-

mäßigten politischen Ansichten, seinem Widerwillen gegen alles unklare, phrasenhafte und tumultuarische, mit dem kritischen Mißtrauen, welches durch die Selbstzufriedenheit einer herrschenden Strömung bei ihm immer herausgefordert wurde, war Strauß nicht der Mann dazu, der öffentlichen Meinung, die sich in Württemberg damals noch, wie im ganzen südwestlichen Deutschland, dem Radikalismus immer mehr zuneigte, auf diesem Wege zu folgen; und er sprach dieß in der Ständerversammlung und in öffentlichen Blättern mit gewohnter Furchtlosigkeit aus; zog sich aber dadurch, wie sich erwarten ließ, nicht bloß von radikaler Seite leidenschaftliche Angriffe zu, sondern machte auch manche von seinen bisherigen Freunden an sich irre. Besonders verübelt wurde es ihm, daß er sich in der Kammer über die Zügellosigkeit der Presse unumwunden geäußert, und daß er bei einer sehr erregten Verhandlung über die Erschießung R. Blums das Verhalten des österreichischen Kriegsgerichts entschuldigt, das des Erschossenen streng verurtheilt hatte. Eine Aufforderung, sein Mandat niederzulegen, die er deßhalb aus Ludwigsburg erhielt, lehnte er in festem Ton mit der Erklärung ab, er habe nach den Grundsätzen gehandelt, die er vor seiner Wahl klar ausgesprochen habe, ein Jaherr der Tagesmeinung sei er nie gewesen, und seine Abgeordnetenstelle aufzugeben wäre er zwar seinerseits sehr geneigt, aber so lange nur ein kleiner Bruchtheil seiner Wähler dieß verlange, glaube er sich nicht

dazu berechtigt. Aber nach wenigen Wochen mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß in einer gesetzgebenden Versammlung, die auf der abschüssigen Bahn des Radikalismus immer weiter geführt wurde, in der er sich mit seinem alten Gegner Wolfgang Menzel zusammen auf die Rechte gedrängt sah, und bei jeder wichtigeren Abstimmung regelmäßig mit Ritterchaft und Prälaten in der Minderheit war, seines Bleibens nicht länger sein könne; und als er einmal auf Andringen der Radikalen einen unverdienten Ordnungsruf erhielt, erklärte er unter Verzicht auf sämtliche ihm zustehende Diäten seinen Austritt aus der Kammer, den er in einem Schreiben an seine Wähler (23. Dezember 1848) mit der Aussichtslosigkeit seines ferneren Wirkens in dieser Körperschaft rechtfertigte. Er selbst war sich bewußt, daß er damit nur gethan habe, was seiner Natur gemäß war; und wenn er vorher schon von der politischen Befähigung der Masse keine höhere Meinung gehabt hatte, als von ihrem Beruf, über theologische Dinge zu urtheilen, so konnte er in dieser Ansicht durch alles das, was er in jenem Jahre beobachtet und erlebt hatte, nur bestärkt werden. Hatte der Gang der Dinge auf ihn im allgemeinen einen niederschlagenden Eindruck gemacht, und fand er auf der einen Seite so wenig zu loben, wie auf der andern, so flößte ihm doch die Demokratie noch eine tiefere Abneigung ein, als ihre absolutistischen Gegner. Die deutschen Verhältnisse, schreibt er den 30. Mai 1849, seien in einem Zu-

stand, der unmöglich kläglicher sein könnte. „Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebenso wenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Rathlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntniß in diesen Wirren ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Constitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. . . . Du magst mich darüber verfeuern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfe in mir verabscheut noch Massen- und Demagogenherrschaft als das äußerste aller Uebel.“ Es war dieß bei ihm unstreitig eine wohlervogene politische Ueberzeugung; aber es war zugleich auch der tief innerliche Widerwille seiner idealen, zartführenden, verletzlichen, bei aller bürgerlichen Schlichtheit doch in der besten Bedeutung des Wortes vornehmen Natur gegen den Lärm und die Rohheiten des Marktes, gegen die Herrschaft der Phrase, die unklaren Instinkte und die unverständigen Leidenschaften der Masse.

Strauß schlug nun seinen Wohnsitz in München auf, und lebte hier wieder so einsam und zurückgezogen, wie früher in Stuttgart, der Künstschatze, namentlich derjenigen in der Glyptothek, sich erfreuend, in seinem Umgang auf eine kleinere Zahl von Bekannten beschränkt,

unter denen er am nächsten und fleißigsten mit dem Orientalisten Neumann und seiner Familie verkehrte. Im Herbst 1851, als er seine Kinder zu sich nehmen konnte, zog er mit ihnen zuerst nach Weimar, wo er mit seinem alten Universitätsfreund Adolph Schöll die Erinnerungen aus der goldenen Zeit der deutschen Poesie pflegte und namentlich Göthe's Spuren nachging, dessen warmer Bewunderer er immer gewesen ist; im folgenden Sommer nach Köln, dem Wohnort seines Bruders. Für die Führung des kleinen Hauswesens, das er sich nun wieder einrichtete, und für die Erziehung der Kinder wurde weibliche Unterstützung gewonnen, an dem Unterricht der letzteren betheiligte er selbst sich mit Liebe und Geschick, und wenn der eine oder der andere von seinen näheren Freunden zum Besuch kam, war er sicher, einen liebenswürdigen Wirth an ihm zu finden.

Für die literarische Arbeit, welche ihm auf's neue zum Bedürfniß geworden war, suchte Strauß in der ersten Zeit seines Münchner Lebens vergebens nach einem geeigneten Thema. Er dachte an eine Kritik oder kritische Geschichte der christlichen Moral, nachher an eine Monographie über Diderot; aber dieser wußte ihn bei näherer Bekanntschaft mit seinen Werken doch nicht so zu fesseln, daß er über ihn mehr, als einen Artikel im Morgenblatt (Mai 1849), hätte schreiben mögen; jene schreckte ihn durch die Masse und Zerstreutheit des Materials ab, welches zusammenzubringen, wie er meinte, seine Spaten-

und Kurreneinrichtung durchaus nicht ausreiche. Denn das Materialiensammeln, behauptete er, werde ihm ungemein schwer, nicht nur durch Unlust, sondern auch durch Mangel an Geschick. Das einzige, was ihm bei einer Arbeit Freude mache, sei die Composition; das vorherige Sammeln sei ihm nur eine traurige Nothwendigkeit, weil ihm die freie Composition verjagt sei, um so trauriger, da es ihm weit mehr Beschwerlichkeit mache, als einem andern. Das letztere war nun gewiß nicht richtig: Strauß arbeitete auch als Gelehrter sehr leicht und rasch und dabei ungemein gründlich und genau; aber das mag sein, daß seine künstlerische Natur ihm das Sammeln eines vorerst noch formlosen Stoffes zu einem unangenehmeren Geschäft machte, als denen, für welche die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials die Hauptsache und die schriftstellerische Form bloßes Beiwerk ist. Erst wenn er fühle, sagt er, wie der Lehm in seinen Händen sich erweiche, wie er bereitwillig, ja gewissermaßen von selbst, die Form annehme, die seine Finger ihm geben wollen, da fühle er sich im Genuße seines Talents und dieß sei auch gewiß sein eigenthümlichstes Talent.

Während er sich nun nach einigen kleineren Reisen, die er im Sommer 1849 gemacht hatte, wieder nach einer ihm zusagenden Arbeit umsah, brachte ihm plötzlich ein schmerzliches Ereigniß die Aufforderung zu einer solchen: der Tod seines Freundes Märklin. Er erwartete ihn eben bei sich in München zum Besuch, als statt seiner

die Nachricht eintraf, er sei den 18. October einem rasch verlaufenden typhösen Fieber erlegen. Bald war der Entschluß gefaßt, dem Freunde außer dem Nekrolog im Schwäbischen Merkur noch ein größeres und dauernderes Denkmal zu setzen; und nach weniger als Jahresfrist war die Biographie fertig, welche für uns um so höheren Werth hat, da sie mit Märklin's Jugendgeschichte zugleich die seines Biographen enthält, mit jenem auch diesen nach der gemüthlichen Seite seiner Natur dem Leser bekannt macht, und ihm einen Einblick in die Wege gewährt, auf denen die beiden Freunde, unter inneren und äußeren Hindernissen, sich zu ihrem wissenschaftlichen Standpunkt durcharbeiteten. Daß Strauß Mühe hatte, für diese Schrift einen Verleger zu finden, ist für die Wirkung bezeichnend, welche die politische Bewegung und die darauffolgende politisch-theologische Reaktion auf die Literatur ausübte. Auch von der Aufnahme, die sie fand, war er nicht befriedigt, so viel sie immerhin ohne Zweifel dazu beitrug, die gegen ihn herrschenden Vorurtheile zu berichtigen. Er erhielt den Eindruck, man wolle ihn nicht mehr lesen: also wollte er auch nicht mehr schreiben; und wirklich trat er in den nächsten Jahren nur mit einigen Arbeiten geringeren Umfangs hervor, welche sich mit früheren und späteren ähnlicher Art im ersten Theil der „Kleinen Schriften“ finden. Der Plan eines populär-theologischen Werks in Wörterbuchform, mit dem er sich eine Zeitlang trug, wurde wieder bei Seite gelegt.

Erst 1854 nahm er wieder etwas größeres vor, die Biographie des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, welche im Herbst 1855 erschien. Dieses Leben eines talentvollen Humanisten, dem in der Maßlosigkeit seines Wesens eine Verkettung von eigener Verschuldung, von gegnerischen Angriffen und unglücklichen Umständen einen tragischen Untergang brachte, ist ein Gegenstück zu dem Leben des schwäbischen Dichters, der eine ähnlich angelegte Natur ebenso wenig zu bemeistern vermochte, und der auch in seinen Schicksalen mit jenem manchen Vergleichungspunkt darbietet. Mit gründlicher Forschung aus einer Masse von gedruckten wie von ungedruckten und bis dahin unbenützten Urkunden geschöpft (deren augenverderbende Entzifferung, namentlich die der Frischlinischen Briefe, viele Mühe machte), ist es ein höchst werthvoller Beitrag zu der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts; und die genaue Vergliederung der einzelnen Schriften Frischlin's, die sich Strauß darin zur Pflicht macht, wird demjenigen, welcher sein Buch im wissenschaftlichen Interesse benützt, um so willkommener sein, je schwerer ein Theil jener Schriften zu bekommen und je ermüdender er zu lesen ist. Aber so geschieht diese Auszüge gemacht sind, und so wenig auch diesem Werk die bekannten Vorzüge der Straußischen Darstellung fehlen, so lag doch sein Gegenstand dem Interesse des größern Publikums zu ferne, und der Stoff war an sich selbst zu schwerflüssig, als daß es ebenso populär

werden konnte, wie die übrigen Schriften seines Verfassers.

Der letztere war inzwischen (im Herbst 1854) von Köln, welches ihm doch auf die Dauer an literarischen Hülfsmitteln und wissenschaftlichem Verkehr zu wenig gewährte, nach Heidelberg übergesiedelt, wo er sechs Jahre lang blieb. Er hatte seinen Sohn einem Lehrer in Dehringen, einige Meilen von Heilbronn, wo nähere Freunde von ihm lebten, in Pension gegeben. Die Tochter wurde in seinem neuen Wohnort selbst, in dem Heidel'schen Institut erzogen, an dessen Vorsteherin er und sie eine treue Freundin fanden; und er selbst rechnet in seinen mir vorliegenden Aufzeichnungen die Jahre, während der er sie, unter der Obhut trefflicher Menschen, an seiner Seite heranwachsen sah, zu den stillglücklichsten seines Lebens. Er für seine Person kehrte zu seinem früheren einfachen Junggesellenleben zurück; doch richtete er sich so ein, daß er einen Freund beherbergen und seinen Sohn in den Ferien bei sich haben konnte. Für seine Arbeiten gewährte die Universitätsbibliothek die nöthigen Hülfsmittel; zu erfreulichem und fruchtbarem Umgang fand sich in den akademischen Kreisen reiche Gelegenheit. Strauß stand mit den meisten von den wissenschaftlichen Größen des damaligen Heidelberg, einem Schlosser, Bangerow, R. v. Mohl, Häusser, R. Bunsen u. j. w., außerhalb der Universität mit dem Historiker Weber, dem sinnigen und freidenkenden Prediger Zittel

und einigen andern in freundschaftlichem Verkehr; am engsten schloß er sich aber an *Hunno Fischer* und an *Gerwinus* an, mit dem er zwar weder in musikalischen und ästhetischen, noch auch später in politischen Dingen durchaus übereinstimmte, den er aber wegen seines reichen und bedeutenden Geistes, seiner gebildeten Humanität, seines hohen und reinen Charakters sehr hoch stellte; und beide Verbindungen waren für ihn um so werthvoller, da auch die Frauen seiner Freunde in sein Verhältniß zu den Männern theilnehmend und verständnißvoll eingiengen. Denn der Umgang mit gebildeten Frauen war seiner ästhetisch angelegten, mit der lebhaftesten Empfänglichkeit für alles Schöne und Anmuthige ausgestatteten Natur Bedürfniß; und er selbst schloß in diesem Verkehr, in dem er sich mit der ungezwungensten Feinheit zu bewegen wußte, die zarten Seiten seines Gemüths wie die glänzenden seines Geistes mit einer Liebenswürdigkeit auf, der schwer zu widerstehen war. Im Dezember 1856 gieng *Fischer* nach Jena; dagegen trat um diese Zeit *Julius Meyer* (jetzt Director des Berliner Museums) *Strauß* immer näher, auch er verließ aber *Heidelberg* noch vor ihm. Für Besuche bei auswärtigen Freunden oder von ihnen und für die sommerlichen Erholungsreisen, die er am liebsten mit seinen Kindern in ihren Ferien machte, lag sein neuer Wohnort gleichfalls sehr günstig, während die reizenden Umgebungen desselben zu genußreichen Spaziergängen und Ausflügen aufforderten. Es traf so vieles

zusammen, um die Jahre, die er in Heidelberg zubrachte, angenehm und befriedigend für ihn zu machen.

Auch seine Arbeiten gediehen in dieser Umgebung. Der Druck des Frischlin war noch nicht vollendet, als er bereits mit der Sammlung der Materialien für das Leben Ulrich's von Hutten begann, bei welcher ihn Böcking, damals eben mit seiner musterhaften Ausgabe von Hutten's Werken beschäftigt und durch diese gemeinsamen Studien mit ihm zusammengeführt, zuvorkommend unterstützte. Das neue Werk selbst erschien im Herbst 1857 in zwei Bänden, in einer zweiten, kürzeren Bearbeitung 1871. Als ein dritter Theil wurden der ersten Ausgabe drei Jahre später die „Gespräche von Ulrich von Hutten“ beigelegt, eine mit erläuternden Einleitungen versehene Uebersetzung sämmtlicher von Hutten verfaßter Gespräche, mit Ausnahme der drei ältesten. Hier hatte sich nun Strauß einen viel bedeutenderen Stoff gewählt, als für irgend eine seiner früheren biographischen Darstellungen: einen Mann, dem an Kühnheit und Freiheit des Geistes kein anderer von den Helden der Reformationszeit den Rang abläuft, in dessen Kämpfen nicht bloß die wichtigste religiöse, sondern zugleich auch eine von den wichtigsten wissenschaftlichen, politischen und nationalen Bewegungen, welche die Geschichte unseres Volkes kennt, sich abspiegelt und zu einem guten Theile sich vollzieht; ein Leben, neben welchem das eines Märklin sich nur wie eine harmlose Idylle, das eines Schubart oder Frischlin wie ein

Sturm in einem Teiche neben dem im offenen Meer ausnimmt. Ein wesentlicher Vorthail für den Biographen lag ferner darin, daß es sich hier nicht bloß um einen Mann des Gedankens, sondern auch der That, um eine frische, kräftige, selbst einen Anflug von Wildheit nicht verläugnende Natur, und um einen geschichtlichen Verlauf handelte, der durch spannende Entwicklungen, durch einen Wechsel von Erfolgen und Mißerfolgen zu einem Ausgang von erschütternder tragischer Wirkung hinführte. Wollte der Geschichtschreiber diesem Stoffe gerecht werden, so mußte er ihn in größerem Styl behandeln, als die bisherigen. Dieß geschah denn auch wirklich. Auf der zuverlässigen Grundlage umfassender und genauer Quellenstudien entwirft Strauß in seinem Hütten von der Entwicklung, dem Lebensgang und den Schicksalen dieses Mannes, von den Bestrebungen, dem Treiben und den bedeutenderen Persönlichkeiten des Humanistenkreises, dem er angehörte, und zugleich von der gewaltigen Bewegung der Zeit, in die er so kräftig eingriff, ein Bild, das uns um so lebhafter anzieht und fesselt, je wärmer die persönliche Theilnahme des Schriftstellers an seinem Helden hervortritt, je weniger er es verläugnet, daß er die in seinem Gegenstand selbst liegende, durch die rein geschichtliche Darstellung sich ungesucht aufdringende Parallele zwischen den Aufgaben und Kämpfen des sechszehnten und denen des neunzehnten Jahrhunderts dem Leser nahelegen, daß er die Mahnworte, die Hütten an seine

Zeit richtete, durch den Mund desselben an die unsrige richten will. Er selbst hat sich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe hierüber ausgesprochen. Er erinnert an die Umstände, unter denen sein Hutten das erstemal an's Licht trat, an „die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren,“ „die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom,“ mit denen Oesterreich voranzuging und die süddeutschen Regierungen nachzufolgen bereit waren. „Damals rief ich: ist denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen.“ Aber auch jetzt (fügt er in den Tagen des Frankfurter Friedens bei), nachdem Deutschland wieder einen Kaiser habe und an der Spitze der Nationen dastehe, solle Hutten nicht als müßiger Tafelgast zum Siegesfeste berufen werden, sondern um mitzuarbeiten an den großen Aufgaben, die noch vor uns liegen, an dem Ausbau der deutschen Einigkeit und Freiheit, an dem Kampfe gegen das geistliche Rom und gegen die Finsterlinge auch im protestantischen Deutschland. Er habe sich Deutschlands Macht und Größe, für die er schwärmte, stets begründet gedacht auf menschlich freie, von keiner Klerisei, keiner kirchlichen Satzung beengte Geistesbildung, und wie er in dem so eben beendigten Kriege unter den vordersten gegen den äußern

Feind mitgefochten haben würde, so würde er jetzt abermals unter den vordersten gegen die innern Feinde der Freiheit und der Bildung kämpfen. Gerade diese streitbare Natur seines Helden, dieser unbezähmbare, durch keine theologischen Interessen verkürzte, keine dogmatischen Voraussetzungen beschränkte Drang nach einer freien menschlichen und nationalen Entwicklung war es, wodurch Hutten seinen Biographen vor allen andern Größen der Reformationszeit anzog, worin er sich ihm innerlich verwandt fühlte. Die Biographie Huttens war ein Thema, genau so wie er es sich wünschte; die Luthers, welche Gervinus nach jener von ihm verlangte, gab er nach anfänglicher Geneigtheit bald wieder auf.

Mit schneidender Schärfe sprach sich die Stimmung, welche sich während der Beschäftigung mit Hutten's Schriften bei Strauß angesammelt hatte, in der ausführlichen Vorrede aus, mit der er im Mai 1860 seine Uebersetzung der Gespräche einführte. Was würde wohl Hutten zu unserer Zeit sagen? fragt er, und leitet mit dieser Wendung eine Betrachtung über den Katholicismus, und eine noch eingehendere über den Protestantismus der Gegenwart ein, die in eine herbe Verurtheilung der modernen Kirchlichkeit und Theologie ausläuft. Von keiner Seite, findet Strauß hier, sage man gerne das letzte aufrichtige Wort. In der Wirklichkeit glaube kein Gebildeter mehr, ob Geistlicher oder Laie, an das kirchliche Dogma, möge

er sich nun dessen bewußt sein oder nicht; keiner mehr an eines der neutestamentlichen Wunder, von der übernatürlichen Empfängniß bis zur Himmelfahrt. „Wozu also die Winkelzüge? wozu die Heuchelei vor andern und vor sich selbst? . . . Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenseitig bekennen, daß man in den biblischen Geschichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem sittlichen Gehalt des Christenthums, dem Charakter seines Stifters (soweit unter dem Wundergehäuse, in das seine ersten Lebensbeschreiber ihn gesteckt haben, die menschliche Gestalt noch zu erkennen ist) mit unveränderter Verehrung zugethan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Christen heißen dürfen? Ich weiß es nicht — antwortet Strauß hier; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß ich, daß wir dann erst wieder wahr, redlich und unverfroren, also bessere Menschen sein werden, als bisher. Auch Protestanten werden wir bleiben, ja dann erst rechte Protestanten sein.“

Bei dieser Stimmung war es nun nicht zu verwundern, wenn ein Plan, den er bald nach der Vollendung der Hutten-Biographie, um den Anfang des Jahres 1858 gefaßt hatte, einen Cyclus von Biographien deutscher Dichter — Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe und Schiller — zu liefern, nur zum kleinsten Theil ausgeführt wurde. Klopstock war ihm, wie er bald fand,

wenig sympathisch; von seinen Zeitgenossen aber erhielt derjenige, welcher dieß allerdings im höchsten Grad war, und dessen Bild wir von seiner Meisterhand zu besitzen vor allem wünschen möchten, eben damals an A. Stahr einen Biographen, dessen Arbeit Strauß in der Hauptsache befriedigte, und ihm die eigene zunächst entbehrlich zu machen schien. So blieb die Sache liegen, nachdem er über Klopstock zwei Bruchstücke ausgearbeitet hatte, von denen er das eine 1862 mit verschiedenen anderen kleinen Arbeiten im ersten, das zweite, viel größere, die anziehende und lehrreiche „Jugendgeschichte Klopstocks“, 1866 im zweiten Theil seiner Kleinen Schriften veröffentlichte. Von dem weiteren Inhalt dieser beiden Sammlungen, so weit er nicht im bisherigen schon berührt wurde, möge hier die Studie über A. W. Schlegel (I, 122 ff.) vom J. 1849, der Artikel über König Wilhelm von Württemberg (1864. II, 270 ff.) und die sechs politischen und drei unpolitischen Gespräche aus den Jahren 1863/5 (II, 381 ff.) erwähnt werden.

Es war aber nicht bloß die Abneigung gegen eine anhaltendere Beschäftigung mit Klopstock und mit einer bloß literaturgeschichtlichen Arbeit, welche ihn die beabsichtigten Dichterbiographien so bald wieder abbrechen und durch die Uebersetzung der Gespräche auf Hutten zurückgreifen ließ; sondern es war zugleich das Wiedererwachen einer Neigung, von der er zeitweise wohl geglaubt hatte, sie sei in ihm gänzlich erstorben. Mit seinem Hutten war er

den theologischen Fragen wieder näher getreten, die er nie ganz aus dem Auge verloren hatte; und je länger er in ihrem Gebiet umherstreifte, um so stärker wurde die Anziehung, die sie wieder auf ihn ausübten. Schon in der Vorrede zu den Gesprächen läßt sich die Stärke dieses neu erwachten theologischen Interesses nicht verkennen; und auch der Punkt, auf den es sich zunächst werfen sollte, ist deutlich bezeichnet, wenn dieselbe zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des „Lebens Jesu“ den seitherigen Gang und den jetzigen Stand der Untersuchungen, die es angeregt hatte, beleuchtet und schließlich erklärt, jenes Werk sei nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet. In der gleichen Richtung der Studien und Gedanken liegt die Schrift über Hermann Samuel Reimarus (1862). Strauß schildert uns hier mit gewohnter Meisterschaft seinen merkwürdigsten Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert, und giebt einen höchst lichtvollen und genauen Bericht über jene (als Ganzes noch ungedruckte) Schrift desselben, der Lessing die Wolfenbüttler Fragmente entnommen hat, indem er zugleich das Verhältniß zwischen der biblischen Kritik eines Reimarus und seiner eigenen darlegt. Mit diesen Auseinandersetzungen treffen wir ihn wieder entschieden im theologischen Fahrwasser: der Reimarus war bereits ein Nebenprodukt der Vorarbeiten für ein Werk, mit dem er zu den Untersuchungen zurücklenkte, die seinen Namen zuerst berühmt gemacht hatten — „das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet.“

Während er selbst sich vom theologischen Gebiete zurückgezogen hatte, waren die Forschungen, zu denen er einen so kräftigen Anstoß gegeben hatte, nicht stillgestanden; und wenn sie sich im allgemeinen — so weit sie überhaupt wissenschaftlich in Betracht kommen — auf dem gleichen grundsätzlichen Boden der historischen Kritik bewegten, wie seine eigenen, war ihnen doch durch seinen Lehrer Baur eine Richtung gegeben worden, die in ihrem Verfahren wie in ihren Ergebnissen der seinigen zur Ergänzung und Berichtigung diene. Er war in erster Reihe darauf ausgegangen, aus den evangelischen Erzählungen die ungeschichtlichen Bestandtheile auszuscheiden; die Frage aber, wie dieses ungeschichtliche in dieselben hereingekommen sei, hatte er sich begnügt, in der früher (S. 35 f.) geschilderten Art mit der Verweisung auf die absichtslos dichtende Sage, die mythenbildende Phantasie der ältesten Christengemeinde, zu beantworten. Baur fand sich weder von dieser Antwort, noch von der Art, wie Strauß bei seiner Kritik zu Werke gegangen war, durchaus befriedigt; er glaubte, jeder Untersuchung über den Inhalt der evangelischen Schriften müsse die Untersuchung dieser Schriften selbst, der Tendenz, mit welcher, der Zeit, in welcher, der Verhältnisse, unter welchen sie verfaßt seien, vorangehen. Mit dieser Untersuchung wollte er sich aber nicht auf die Evangelien beschränken, wie er auch bei derselben ursprünglich nicht von ihnen, sondern von den paulinischen Briefen und

der Apostelgeschichte ausgegangen war; er dehnte dieselbe vielmehr auf die sämtlichen neutestamentlichen Schriften und noch über diese hinaus auf die gesammte christliche Literatur der zwei ersten Jahrhunderte aus; und indem er damit alles übrige verknüpfte, was die älteste Kirchen- und Dogmengeschichte an die Hand gab, kam er zu der Ansicht, daß sich die Entwicklung des Christenthums in dieser Zeit, von dem Grundgegensatz des Judaismus und Paulinismus aus, unter vielen inneren Kämpfen und mannigfachen Vermittlungsversuchen vollzogen habe, und daß die verschiedenen Phasen dieses Hergangs für uns durch die Schriften bezeichnet seien, welche uns theils innerhalb theils außerhalb unserer neutestamentlichen Sammlung vorliegen. In diesem Proceß wurde auch den Evangelien ihre Stelle angewiesen, und es wurde namentlich im vierten Evangelium das Werk erkannt, welches denselben nach der dogmatischen Seite hin zum relativen Abschluß bringe, die theologischen Anschauungen der christlichen Kirche, so wie dieselben um die Mitte des zweiten Jahrhunderts beschaffen waren, in der vollendetsten und idealsten Gestalt darstelle; welches aber ebendeshalb weniger, als alle andern, für eine urkundliche Quelle der evangelischen Geschichte, sondern durchaus nur für eine von dogmatisch-kirchlichen Gesichtspunkten geleitete freie Composition zu halten sei. War aber dadurch das, was man bisher von dem Stifter des Christenthums zu wissen geglaubt hatte, größtentheils in Frage gestellt, so suchte Baur dafür das

Christenthum selbst im ganzen und großen in das Licht einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtung zu rücken, indem er nicht bloß in der jüdischen, sondern auch in der hellenischen und hellenistischen Welt die kulturgeschichtlichen Bedingungen aufzeigte, aus denen es als die natürliche Frucht der bisherigen Entwicklung hervorgegangen sei *).

Strauß hatte diese Untersuchungen und die Schriften, in denen sie von Baur und seinen Schülern geführt wurden, von Anfang an mit seinem Interesse, und bei den meisten und wichtigsten Fragen mit seinem Beifall begleitet; er hatte namentlich von Baur's Abhandlung über das Johannesevangelium, die er in hohem Grad bewunderte, sofort den Eindruck erhalten, daß mit ihr der Zauber dieses merkwürdigsten Evangeliums gelöst sei. Jetzt wurden nicht bloß die Bücher und Abhandlungen der Tübinger Schule auf's neue und vollständiger, als bisher, durchforscht, sondern es wurden überhaupt alle die Studien gemacht, welche für die wiederholte Bearbeitung des Gegenstandes nöthig zu sein schienen. Um den Anfang des Jahres 1864 erschien das neue Leben Jesu, welches noch in dem gleichen Jahr, trotz der Stärke der ersten Auflage, eine zweite erlebte. Von dem

*) Ausführlicher habe ich mich über diese Ansicht und ihr Verhältniß zu Strauss' *Leben Jesu* in meinen „Vorträgen und Abhandl.“ S. 284 ff. 322 ff. 412 ff. ausgesprochen.

früheren gleichnamigen Werk unterschied es sich nach Form und Inhalt nicht unerheblich. Wenn dieses ausschließlich für die Theologen bestimmt war, so wendet sich jenes ausdrücklich an das deutsche Volk; und es hatte dabei, wie dieß Strauß in der Widmung an seinen verstorbenen Bruder aussprach, auch solche im Auge, die ohne gelehrte Bildung doch das Interesse und die Geistesfreiheit für derartige Untersuchungen sich gewahrt haben. Sein Umfang war daher etwas kleiner, das gelehrte Material, welches dem Leser vorgelegt wurde, beschränkter, als in dem ersten Werk; aber doch war es immer eine viel zu gründliche und genaue wissenschaftliche Untersuchung, als daß es, trotz der durchsichtigsten und anziehendsten Darstellung, auf eine Popularität derselben Art hätte Anspruch machen können, wie Renan's gleichzeitig erschienene leichtgeschürzte Arbeit mit ihrer blühenden Sprache, ihrer sentimentalen Rhetorik und ihrer romanhaften Ausmalung und Ergänzung des geschichtlichen Hergangs. Seinem Inhalt nach gieng das zweite Leben Jesu wesentlich über das erste hinaus. Während sich das letztere in der Hauptsache auf die Frage nach der Richtigkeit der evangelischen Erzählungen, auf den Nachweis ihrer ungeschichtlichen Bestandtheile beschränkt, und nur in der Schlußabhandlung eine Kritik der kirchlichen Christologie und ihrer späteren Umbildungen beigefügt hatte, schloß Strauß diese dogmatischen Erörterungen von dem Plane seines zweiten Werkes zwar ganz aus;

dafür gieng er aber auf die historischen Aufgaben der Evangelienkritik viel umfassender ein, als in dem ersten. Er untersuchte, im wesentlichen mit Baur übereinstimmend, die Frage nach dem Ursprung, dem Verhältniß und dem Charakter unserer vier Evangelien; er ergänzte seine Kritik, an welcher man nicht mit Unrecht ausgesetzt hatte, daß sie bei einem bloß negativen Ergebniß stehen bleibe, durch einen Abriß des Lebens Jesu, welcher feststellen sollte, was sich nach Abzug der ungeschichtlichen Ueberlieferungen mit größerer oder geringerer Sicherheit über die Persönlichkeit, die Lehre, die Wirksamkeit, die Absichten und die Schicksale des Stifters unserer Religion aussagen lasse; und erst auf diese positive Darstellung des Geschichtlichen, was den evangelischen Berichten zu Grunde liegt, ließ er im Anschluß an sein früheres Werk die Kritik der unhistorischen Ueberlieferungen und die Untersuchung über ihre Entstehung und Ausbildung folgen. In formeller Beziehung ist dieser Theil des Werkes, in dem sich Strauß in den ihm längst vertrauten kritischen Erörterungen mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit bewegt, wohl der vollendetste; am meisten neues bringt aber die vorhergehende positive Untersuchung über die Person und die Geschichte Jesu; und will man einmal mit der Entfernung alles wunderbaren aus dieser Geschichte Ernst machen, so wird man zugeben müssen, daß sie hier nicht bloß sehr umsichtig und gründlich, sondern auch sehr würdig behandelt wird. Selbst über

den Punkt, bei dem man ihm seine mythische Erklärung am meisten verübelt hat, über die Auferstehung Christi, hatte er sich schon im Reimarus (S. 281 f.) so billig geäußert, als man dieß von einem solchen, der nun einmal ein Wunder hier so wenig, als sonst wo, anzunehmen im Stand war, irgend erwarten konnte. Denn wie er stets daran festgehalten hat, daß von einem Betrug in diesem Fall nicht die Rede sein könne, und daß auch die Christusvisionen den Glauben der Jünger an die Auferstehung nicht erst hervorgebracht haben, sondern vielmehr selbst schon ein Erzeugniß dieses Glaubens, eine Form gewesen seien, die er für ihr eigenes Bewußtsein annahm, so erklärt er dort auch über die Bedeutung desselben: er sei zwar ein Wahn gewesen, „doch ein Wahn, der eine Fülle von Wahrheit in sich schloß. Daß nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare, nicht das Irdische, sondern das Himmlische, nicht das Fleisch, sondern der Geist, das wahre und wesentliche sei, diese Wahrheit, welche die Weltgeschichte umgestaltet hat, ist zuerst in der Form des Glaubens an Jesu Auferstehung Gemeingut der Menschheit geworden.“ Im Leben Jesu findet sich allerdings gerade hierüber keine gleich bestimmte Erklärung; aber das wird man auch dieser Schrift lassen müssen, daß sie den Stifter der christlichen Religion in seiner menschlichen Größe rückhaltslos anerkennt, und man darf, um von anderem nicht zu reden, nur den Abschnitt über das religiöse Bewußtsein Jesu (S. 204 ff.) vergleichen,

um sich zu überzeugen, wie wenig es dem Verfasser an Verständniß für die Hoheit und Reinheit eines religiösen Charakters gefehlt hat.

An das Leben Jesu schlossen sich zwei kleinere Schriften an, von denen die eine noch in dem gleichen Jahr, wie jenes, die andere im folgenden Frühjahr verfaßt wurde (erschieden sind beide 1865): „der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“, und „die Halben und die Ganzen“. Die erste von diesen Schriften ist eine Kritik der eben erschienenen Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu, die zweite eine gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtete Streitschrift. Daß nun jene Kritik durchaus lichtvoll und überzeugend ausfallen werde, ließ sich zum voraus erwarten. Befremdender ist es, wenn wir in der Streitschrift den orthodoxen Fanatiker, seinen alten leidenschaftlichen Gegner, so scharf ihm auch seine apologetischen Schwindeleien nachgewiesen werden, doch persönlich von Strauß ungleich glimpflicher behandelt sehen, als einen Theologen, welcher in seinen Ansichten ihm selbst so nahe gekommen war und sich dadurch von Seiten der Orthodogie so heftige Anfeindungen zugezogen hatte, wie Schenkel. Aber im vorliegenden Fall kamen persönliche und sachliche Gründe zusammen, um seiner Polemik diese schonungslose Bitterkeit zu geben. Einerseits hegte er wirklich in wissenschaftlichen Dingen einen tiefen Widerwillen gegen jede Halbheit und jede falsche Vermittlung; er konnte eine

Abschwächung seiner eigenen rücksichtslos durchgreifenden Kritik nicht ertragen, und nahm es wie eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkel's „Charakterbild Jesu“ in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buch auf Eine Linie gestellt wurde. Andererseits mußte er seinem Gegner dessen früheres Auftreten gegen Runo Fischer noch immer nicht zu verzeihen, während gleichzeitig er selbst durch den übelangebrachten Eifer gereizt war, mit dem Schenkel's Freunde ihre Sache von der seinigen zu trennen und durch verletzende Angriffe gegen ihn in ein besseres Licht zu stellen um die Wette bemüht waren. Nicht ohne Interesse ist es, am Schlusse seiner Streitschrift von Strauß mit Beziehung auf die vorhin besprochene Frage, den Glauben an die Auferstehung Christi, die Erklärung zu vernehmen: das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt falle allerdings mit diesem Faktum, ja es sei mit ihm schon dahin gefallen. Frage man nun, ob mit dieser Gestalt, oder vielmehr mit dieser Gesamtheit seiner bisherigen Gestaltungen das Christenthum selbst so verwachsen sei, daß man sie nicht aufgeben könne, ohne sich von ihm loszusagen, so sei dieß zwar am Ende ein Streit um Worte und Namen, dessen Entscheidung noch ferne liege. „Was sich aber feststellen läßt, ist dieses: Wenn das Christenthum Wahrheit ist, so kann es zu seiner Stütze keiner Unwahrheit bedürfen; was an ihm einer solchen Stütze bedarf, das ist nicht seine Wahrheit, sondern der Irrthum an ihm;

was übrig bleibt, wenn diese Stützen und die durch sie gestützten Irrthümer fallen — wir glauben aber, daß etwas, und nicht wenig übrig bleibt — nur das ist die Wahrheit des Christenthums. An dieses selbst (mit diesem Dilemma schließt Strauß hier) tritt jetzt die Wahl heran, ob es mit seiner Wahrheit, indem es sich auf sie zusammenzieht, stehen, oder mit seiner Unwahrheit, wenn es von ihr nicht lassen zu können meint, untergehen will.“

Als Strauß die so eben besprochenen Schriften verfaßte, hatte er Heidelberg schon längst wieder verlassen. Er war zunächst im Herbst 1860 für einige Zeit nach Berlin gegangen, um Gräfe's Hülfe gegen ein lästiges Augenleiden, eine Doppelsichtigkeit zu suchen, die auch mittelst einer Operation gehoben wurde, und hatte dann seinen Wohnsitz nach Heilbronn zurückverlegt, um seinen Sohn, während er das dortige Gymnasium besuchte, unter seiner eigenen unmittelbaren Leitung zu haben; das Hauswesen besorgte seine inzwischen herangewachsene Tochter, und es wurde ihm so nach langer Entbehrung in der für ihn erfreulichsten Weise das Behagen einer eigenen Häuslichkeit im Zusammenleben mit seinen beiden Kindern zu Theil, das auch zu lebhafterem Verkehr mit befreundeten Familien Veranlassung gab. Als aber im November 1864 seine Tochter sich an Bergrath (jetzt: Oberbergrath) Heusler in Bonn verheirathete, während der Sohn schon ein Jahr vorher zur Universität abgegangen war, gab er seine Wohnung in Heilbronn auf,

und gieng für den Winter nach Berlin, wo es ihm an älteren und jüngeren Freunden nicht fehlte; zu denen, mit denen er hier am meisten verkehrte, gehörte außer Batke auch sein schwäbischer Landsmann und alter Zuhörer Berthold Auerbach. Während des Frühjahrs und Sommers hielt er sich abwechselnd in Heidelberg, Baden-Baden und München, mit seiner Tochter in Biebrich und dann in Bonn auf, und nahm schließlich, im Herbst 1865, nach längerem Schwanken, seinen Wohnsitz in Darmstadt, welches sich ihm außer seiner Bibliothek und seinem Theater durch seine Geräuschlosigkeit und durch die Nähe des Waldes empfahl. Er blieb hier die sieben Jahre bis zum Herbst 1872, nur daß er den Winter 1867 bis 1868 im Verkehr mit seinem Freund Jul. Meyer in München verlebte, von Zeit zu Zeit seiner Tochter, und den Eltern, mit denen sie ihn erfreute, einen etwas längeren Besuch machte, und im Sommer in der Regel, am liebsten in ihrer Gesellschaft, einige Wochen zu seiner Erholung an den Ufern des Bodensees oder sonst einem geeigneten Punkte verweilte. Alleinstehend, wie er jetzt wieder war, lebte er um so zurückgezogener, da der Kreis seiner Bekannten in dem neuen Wohnort anfangs sehr beschränkt war; so daß er selbst wohl nach einem Besuche bei der Tochter bemerkt, er habe sich dem Genuße ihrer kindlichen Bärtlichkeit und ihres festbegründeten häuslichen Glückes so rein hingegeben, daß er längere Zeit brauchen werde, um sich wieder in seiner

Einsamkeit einzugewöhnen. Mit der Zeit bildeten sich aber doch auch am Orte einige nähere persönliche Beziehungen; von besonderer Bedeutung wurde für Strauß die Verbindung, in die er seit 1867 zu Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Alice von England, der Gemahlin des Prinzen Ludwig von Hessen kam. Durch sie wurde er auch Ihrer Kaiserl. Hoheit, der Kronprinzessin von Preußen und von Deutschland, persönlich bekannt; und die huldvolle Theilnahme, welche ihm die beiden geistvollen hohen Frauen bis zu seinem Ende schenkten, gehörte zu den schönsten und erfreulichsten Erfahrungen seines späteren Lebens und hat noch in sein Krankenzimmer, wie er dankbar rühmte, helle Lichtstreifen geworfen.

Seine wissenschaftlichen und literarischen Beschäftigungen setzte er auch in Darmstadt, wiewohl ihm der Zustand seiner Augen namentlich im Winter hinderlich war, in seiner gewohnten Weise fort. Er hatte dabei von Anfang an eine Arbeit im Auge, welche seine theologischen und philosophischen Ueberzeugungen in abschließender Weise zur Darstellung bringen sollte, ein Glaubensbekenntniß, wie er es auch nannte, und studirte in diesem Gedanken, was ihm von neuerer philosophischer Literatur zweckdienlich schien und noch unbekannt war. Indessen dauerte es längere Zeit, bis derselbe bei ihm eine bestimmte Gestalt gewonnen hatte, und da zunächst auch keine andere größere Aufgabe vorlag, trat in Strauß' schriftstellerischer Thätigkeit eine mehrjährige Pause ein.

welche nur 1866 durch den früher (S. 85) berührten zweiten Theil der Kleinen Schriften unterbrochen wurde; und als er wieder etwas neues in Angriff nahm, war dieß zunächst noch nicht das beabsichtigte Glaubensbekenntniß selbst, sondern eine biographische Darstellung, die aber zu jenem in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie früher die Schrift über Reimarus zu der zweiten Bearbeitung des Lebens Jesu. Wie er dieser eine Monographie über einen deutschen Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vorangeschickt hatte, so fand er sich jetzt zu einem eingehenden Studium und einer monographischen Darstellung des Mannes angeregt, welcher gleichzeitig in Frankreich mit glänzenderem Talent und Erfolg, als irgend ein anderer, die Stellung der französischen Aufklärung zum Christenthum ausgesprochen und bestimmt hatte, *Voltaire's*. War ihm aber der Inhalt dieser Arbeit durch die ganze Richtung seiner damaligen Studien nahe gelegt, so war für die Form derselben ihre specielle persönliche Bestimmung maßgebend. Die sechs Vorträge über *Voltaire* sind wirkliche Vorträge, welche für die Prinzessin Alice geschrieben und von ihr angehört, und mit Beziehung darauf, als sie gedruckt waren, ihr gewidmet wurden; und dieser ihr Zweck war jedenfalls nicht ohne Einfluß darauf, daß ihr Verfasser, der historischen Gründlichkeit unbeschadet, durch die geistreiche Eleganz und lichte Durchsichtigkeit seiner Darstellung sich selbst übertroffen, und uns in ihnen das vollendetste bio-

graphische Kunstwerk geliefert hat, welches unsere Literatur neben Goethe's Wahrheit und Dichtung besitzt. Als solches sind sie denn auch von der Lesewelt anerkannt worden: die erste Auflage war kaum erschienen (1870), als sofort eine zweite nöthig wurde, und darauf folgte 1872 eine dritte: ein Erfolg, wie ihn einem Werke über den im heutigen Deutschland doch von den wenigsten noch gelesenen französischen Dichter und Aufklärer nur eine so ungemein anziehende Behandlung sichern konnte.

Keines geringeren Beifalls hatte sich eine kleine Arbeit zu erfreuen, zu der Strauß durch den Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs veranlaßt wurde. Hatte er sich auch seit den Erfahrungen, die er 1848 gemacht hatte, jedes Versuchs einer eigenen politischen Thätigkeit enthalten, so verfolgte er doch, wie sich bei ihm von selbst versteht, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit einer Theilnahme, deren Spuren wir auch in seinen Schriften bemerken. So hatte der hübsche Vortrag über Lessing's Nathan (1864) eine politische Veranlassung: Strauß eröffnete mit demselben eine Reihe von Vorträgen, die auf seinen Betrieb im Jahr 1861 in Heilbronn zum Besten der deutschen Flotte gehalten wurden. Als sodann 1863 mit dem Kampf um Schleswig-Holstein die neue Entwicklung der deutschen Geschichte begann, äußerte er sich in den politischen Gesprächen (oben S. 85) über die Lage und Aufgabe Deutschlands; und vermag er auch, wie dieß unter den gegebenen Verhältnissen sehr

begreiflich war, das allgemeine Mißtrauen der liberalen Parthei gegen den Leiter der preußischen Politik nicht zu überwinden, so läßt er sich doch dadurch an der Ueberzeugung von Preußens deutschem Beruf nicht irre machen. Durch das Jahr 1866 wurde jenes Mißtrauen glänzend widerlegt, und Strauß gehörte zu denen, welche die neue Wendung der vaterländischen Dinge mit der ungetheiltesten Freude begrüßten und von der Zukunft die Ergänzung der Mängel, welche dem Werk jenes Jahres noch anhafteten, mit Zuversicht hofften. Als nun der Entscheidungskampf von 1870 diese Hoffnung ihrem Ziele näher zu führen versprach, richtete er, unmittelbar nach den ersten deutschen Siegen (12. Aug. 1870), an Ernst Renan, der sich in einem durch seinen Voltaire veranlaßten Brief an ihn auch über den Krieg geäußert hatte, in der Augsb. Allg. Zeitung ein Sendschreiben, worin er den Versuch machte, mit diesem französischen Gelehrten zugleich das Ausland überhaupt über die neuere politische und nationale Entwicklung unseres Volkes, über die eigentlichen Ursachen des Kriegs und über das Recht Deutschlands in demselben aufzuklären; und als Renan's Antwort und eine gleichzeitige Abhandlung desselben in der *Revue des deux mondes* bewies, wie wenig selbst einer von den verständigsten und billigdenkendsten unter den Franzosen, noch nach den Tagen von Gravelotte und Sedan, die wirkliche Lage der Dinge zu begreifen und sich über die Vorurtheile, Selbsttäuschungen und Prä-

tenſionen ſeines Volks zu erheben im Stande ſei, ließ er ſeinem erſten Schreiben ein zweites folgen, worin er mit großer Ueberlegenheit den Sachverhalt klar ſtellte, und für Deutſchland die Berechtigung wie die Nothwendigkeit, die ihm im 17. Jahrhundert entriſſenen Länder zurückzunehmen, darthat. Die günſtige Aufnahme dieſer beiden Sendſchreiben, die er mit einer Ueberſetzung des Renan'schen zuſammen unter dem Titel: „Krieg und Friede“ in beſonderem Abdruck herausgab, trug dazu bei, daß nun auch der Gedanke ausgeführt wurde, ſeinen Hutten durch eine zweite Bearbeitung volksthümlicher zu machen, deren ſchon S. 80 gedacht worden iſt.

Hätte unſer Freund ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dieſen Arbeiten beſchloſſen, ſo würde man von derſelben den Eindruck erhalten, ſie habe nach den lei- denſchaftlichen Kämpfen, die er in jüngeren Jahren durch die Kühnheit ſeiner theologiſchen Kritik heraufbeſchworen hatte, am Ende in der lebendigen Betheiligung an den politiſchen und nationalen Interellen ſeines Volkes ihren verſöhnenden Abſchluß gefunden. Aber ihm ſelbſt würde an der Vollſtändigkeit ſeines eigenen Lebens etwas ge- fehlt, er würde das Gefühl der Verſäumniß einer Auf- gabe gehabt haben, die ſeine Ueberzeugung ihm auferlegte, wenn er nicht alles, was ihm unſerer Zeit gegenüber auf dem Herzen lag, frei herausſagte, die Weltanſchauung, welche ſich aus ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkt er- gab, als ein Ganzes aus ſich herauszugestalten den

Versuch machte. Den Gedanken einer solchen Arbeit hatte er, wie wir gesehen haben, schon lange in sich getragen und Studien für dieselbe gemacht; 1871 gieng er an die Ausführung und im Oktober 1872 erschien „der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß“. Wie er selbst diese Schrift angesehen wissen wolle, und daß es ihm mit dem „Bekenntniß“ so ernst sei, als es seinen frommen Gegnern mit dem ihnen so geläufigen Bekennen und Zeugnißablegen nur immer sein konnte, darüber hat er sich in einer Zuschrift, mit der er sein Buch begleitete, so ausgesprochen *): „Ich habe das Bekenntniß abgelegt, sagt

*) Diese Zuschrift, an einen alten Jugendfreund in lateinischer Sprache gerichtet, wurde bald nach Strauß' Tod in der Wiener Neuen Freien Presse (1874, 5. März. Nr. 3421) in einem interessanten und jedem künftigen Biographen von Strauß zu empfehlenden Artikel über die letzten anderthalb Jahre seines Lebens veröffentlicht. Ich lasse sie hier, auch als Probe des vortrefflichen Lateins, welches ihrem Verfasser zu Gebot stand, abdrucken:

„Venit tandem, amice, nec se diutius expectari patitur libellus meus novus, imo, nisi praesagia animi fallunt auctorem, novissimus. Sentio vires, non tam ingenii quam corporis, labare et serena mente dictum illud repeto:

Vixi, et quem cursum dederat fortuna, peregi.

Quod injunctum mihi a numine erat ut profiterer neque homines celarem, professus sum: sermonem quasi meum a primo jam usque ad ultimum verbum recitavi. Non ultra dices, quando moriar, debitorem me aequalium aut nostratum esse morituum. Quae habebam, cum eis communicavi: libellus hic quidquid supererat continet. Sed dices forsitan, multa me omisisse, plura quam aequum sit in disputatione mea deside-

er, welches der Gott mir abzulegen gebot: ich habe meine Predigt vom ersten bis zum letzten Wort vorgetragen. Wenn ich jetzt sterbe, kann man nicht mehr sagen, ich bleibe bei meinem Tode meiner Zeit und meinem Volk etwas schuldig. Was ich hatte, habe ich ihnen mitgetheilt: was noch übrig war, das enthält diese Schrift . . . Ueber ihr Schicksal mache ich mir nicht die geringste Sorge. Was ich zu thun hatte, das habe ich gethan, so gut ich es konnte: mag nun geschehen, was geschehen kann; ich werde mich bei der Ueberzeugung beruhigen, daß es geschehen mußte.“ Wer ihn gekannt hat, und ihm namentlich in seinen letzten Lebensjahren nahe gewesen ist, der wird die Aufrichtigkeit dieser Erklärung nicht bezweifeln. Er wollte in dieser Schrift wirklich sein theologisches und philosophisches Testament machen, aus den Arbeiten und Studien seines Lebens für sich selbst und für andere das Resultat ziehen; und damit sich dieses möglichst rein herausstelle, und sein ihrem

rari. Multa, fateor, omisi; sed non negligens, sed sciens ac volens. Res acu tangere, non penitus pertractare volui. Non docere ex cathedra, sed quasi libere conversari cum lectoribus mihi proposui. Se non satis eruditos a me esse si lectorum aliqui fortasse querentur, dolebo; sed si scintillas ex hominum animis undique excussisse hoc libello non dicar, tum demum male me scripsisse concedam. Ceterum de eventu libelli ecce me egregie securum. Quod debebam ut poteram feci: jam fiat quod potest; et sic debuisse fieri mihi persuadendo acquiescam. Tu vero, amicissime, vale et me amare perge.“

eigentlichen Zweck fremdes Element die weiteste Wirkung seiner Schrift hindere, damit er nicht (schreibt er mir den 17. Oktober 1872 und ähnlich in der N. Fr. Pr. a. a. O.) „wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit gerathe, an dem sein neues Leben Jesu gescheitert sei“, wollte er sie von allem Stofflichen so viel wie möglich entlasten, und „dießmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß, arbeiten“. Dieß hat er denn auch mit solcher Meisterschaft gethan, er hat die Spuren der Mühe, welche seine Arbeit ihm gemacht, des Studiums, welches sie ihn gekostet hatte, so vollständig getilgt und den überreichen Stoff zu einer solchen Durchsichtigkeit geläutert, daß dieses sein letztes Hauptwerk als Kunstwerk betrachtet unter seinen philosophisch-theologischen Arbeiten eine ebenso hervorragende Stellung einnimmt, wie der Voltaire unter den biographischen. Er selbst verbarg sich nun zwar nicht, daß das, was seine Schrift dadurch an Frische und Lebendigkeit gewonnen habe, unvermeidlich mit einem Verlust an Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit habe erkauft werden müssen, daß eine so weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich habe tief aufgestellt sein können, daß schwache Punkte haben bleiben müssen, und nur das Wagniß des Ganzen diese Mängel der Theile gut machen könne. Als einen solchen Punkt, der trotz wiederholter Umarbeitung ihn selbst noch immer nicht ganz befriedigte, bezeichnet er brieflich den Anfang des vierten Abschnitts, der Moral. „Hier“, schreibt er

unmittelbar nach dem Erscheinen des Werkes, „müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vor's Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit ist mir noch zu nah, als daß ich selbst schon Rath dafür wüßte“. Wenn man sie jedoch deshalb für das leicht hingeworfene Erzeugniß einer vorübergehenden Stimmung halten wollte, so wäre man entschieden im Irrthum. Er ist vielmehr ganz in seinem Recht, wenn er sich (in seinen hinterlassenen Papieren) hiegegen vermahrt:

„Flüchtig scheint es hingespochen;
 Flüchtig ist es nicht gemacht:
 Ausgeführt in so viel Wochen,
 Als in Jahren durchgedacht.“

Der Inhalt der Schrift, mit der wir uns beschäftigen, ist zu bekannt und in zu frischer Erinnerung, als daß es nöthig wäre, hier genauer auf denselben einzugehen. Von den vier Abschnitten, in die sie zerfällt, stellen die zwei ersten äußerst geschickt, klar und gedrängt den wesentlichen Inhalt der Einwürfe zusammen, welche Strauß schon in seinen früheren Schriften nicht bloß den positiv christlichen Dogmen und den ihnen zu Grunde liegenden Geschichtserzählungen, sondern auch dem Glauben an die Persönlichkeit Gottes und die persönliche Fortdauer nach dem Tode entgegengehalten hatte, indem sie dieselben

da und dort durch weitere Bemerkungen verstärken; und sie ziehen hieraus den Schluß: von den zwei Fragen: „sind wir noch Christen?“ und „haben wir noch Religion?“ sei die erste einfach zu verneinen, die zweite dagegen zwar im allgemeinen zu bejahen, aber doch nur sofern der Name der Religion dem Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, und dem, was aus ihm entspringe, der Ergebung in den Weltlauf, der innern Freiheit und Freudigkeit des Geistes, auch dann nicht verweigert werde, wenn jenes Gefühl sich, wie bei Schleiermacher, statt eines persönlichen Gottes auf die Größe, die Vollkommenheit, die Gesetzmäßigkeit und Vernünftigkeit des Weltganzen beziehe. Das positive zu dieser Kritik der bisherigen religiösen Anschauungen bringen die zwei folgenden Abschnitte, indem sie die Grundzüge der Welt- und Lebensansicht entwickeln, welche sich nach der Ansicht des Verfassers auf dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft ergibt. Sein leitender Gesichtspunkt ist die Zurückführung der Welt auf ihre natürlichen Ursachen, des menschlichen Handelns auf seine natürlichen Beweggründe. Für die erste von diesen Aufgaben benützt Strauß vorzugsweise zwei neuere naturwissenschaftliche Theorien: die, welche Kant und Laplace über die Entstehung des Sonnensystems, und die, welche Darwin über die Entstehung der organischen Wesen und ihrer verschiedenen Arten aufstellte; so ausdrücklich er auch in Betreff der letzteren einräumt, sie sei noch höchst unvollständig, lasse

unendlich vieles unerklärt, und darunter auch Haupt- und Cardinalpunkte; sie deute mehr auf künftig mögliche Lösungen hin, als daß sie diese selbst schon gebe. Das Bedenken aber, daß er auf diesem Wege dem Materialismus anheimfalle, schreckt ihn um so weniger ab, da er seinerseits glaubt, Materialismus und Idealismus seien nur die sich ergänzenden Momente der richtigen Weltanschauung, und beide haben am Dualismus ihren gemeinschaftlichen Gegner; ähnlich wie er (S. 218. 143) zwischen den verwandten Gegensatz der mechanischen und teleologischen Naturerklärung einerseits mit dem Darwin'schen Gedanken: auch die blinde Naturkraft könne zweckmäßiges hervorbringen, andererseits mit dem Satz in die Mitte tritt: wenn die Welt auch nicht das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit sei, so sei sie doch die Werkstätte des Vernünftigen und Guten. Die Betrachtung des menschlichen Lebens geht von der Ueberzeugung aus, alles sittliche Handeln sei ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung; es bestehe darin, daß man diese theils in sich selbst verwirkliche, theils in andern anerkenne; und hieran knüpft sich eine Besprechung der wichtigsten moralischen, socialen und politischen Fragen, der auch Gegner das Lob eines gesunden sittlichen Urtheils, eines edeln und reinen Sinnes kaum verweigern werden. Zwei „Zugaben“ über unsere großen Dichter und Musiker machen einen Streifzug in das ästhetische Gebiet, auf welchem kein empfäng-

licher Leser den Verfasser ohne reichen Genuß und mannigfaltige Anregung begleiten wird.

Ein solches Werk konnte nicht anders als das größte Aufsehen erregen. Der Name seines Verfassers, der Umfang und die Wichtigkeit der Fragen, mit denen es sich beschäftigt, die Fülle der Gedanken, die Schärfe der Kritik, die gewandte, glänzende, geistvolle Darstellung mußten weithin eine Anziehung ausüben, die aber doch bei den meisten durch den abstoßenden Eindruck einer Weltanschauung überwogen wurde, die sie nur für trostlos und verwerflich zu halten wußten. Und es waren nicht bloß die entschiedenen und grundsätzlichen Gegner einer freien theologischen Kritik, die von Strauß' letztem Werke diesen Eindruck erhielten; sondern auch bei denen, auf deren Billigkeit und Unbefangenheit er zu rechnen einigen Grund gehabt hatte, auch bei den Männern des theologischen und politischen Liberalismus fand es in der Regel wenig Beifall. So bereitwillig man sich die Kritik der positiven Dogmen gefallen ließ, so wenig konnte man ihm doch die schneidende Verneinung der Frage: „sind wir noch Christen?“ die lebhaften und rücksichtslosen Angriffe auf Ueberzeugungen verzeihen, auf welche die Aufklärung und der Rationalismus nur um so schwerer verzichten konnten, nachdem sie von dem ursprünglichen Dogmenvorrath schon so viele und gewichtige Stücke über Bord geworfen hatten. Aber auch von den bisherigen entschiedeneren Freunden hatten manche bei dem neuen Wagniß ihre eingreifenden

Bedenken. War diese Kritik des „alten Glaubens“ mit ihrem negativen Ergebniß in allen Theilen berechtigt? Und gesetzt sie sei es: ist das Christenthum seinem tiefsten Wesen und seiner Wirkung nach an die christliche Dogmatik, die Religion an bestimmte Glaubenssätze unwiderruflich gebunden? Müssen wir den Gottesbegriff als solchen aufgeben, wenn wir uns von der Unzulänglichkeit der Vorstellungen überzeugen, die wir uns nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit über Gott gebildet haben? Setzt die Einheit der Welt nicht immer noch eine einheitliche Weltursache voraus, und kann uns als solche die blindwirkende Kraft des Stoffes genügen, wenn wir doch, wie Strauß selbst sagt, „was in der Wirkung liegt, auch in die Ursache legen müssen“, und wenn in der Wirkung, wie er gleichfalls annimmt, eine unendliche Fülle von geistigem Leben von Ewigkeit her lag und in Ewigkeit liegen wird? Und verhält es sich nicht ähnlich auch in der engeren Sphäre des menschlichen Bewußtseins? Ist die Frage: ob Materialismus oder Spiritualismus? so unerheblich, daß wir uns ihrer Entscheidung ent schlagen dürften? Zeigt sich andererseits irgend eine Aussicht, die Bewußtseinserscheinungen aus dem körperlichen Organismus als solchem zu erklären, oder läßt sich vielleicht umgekehrt die Unmöglichkeit dieser Erklärung darthun? Diese und ähnliche Fragen mochten wohl manchen, der eine weite Strecke mit Strauß gegangen war, abhalten, ihm auf der letzten gleichen Schrittes

zu folgen. Aber die allerwenigsten kamen ohne Zweifel dazu, sich dieselben in dieser Weise zu stellen, weil sie auch ohne ihre genauere Untersuchung von der Unzulässigkeit seines Standpunkts überzeugt waren. Die Aufnahme, die seine Schrift fand, bot daher ein eigenthümliches Schauspiel dar. Einerseits erregte sie das allgemeinste Interesse: in sechs Monaten sechs starke Auflagen, zu denen jetzt noch eine siebente hinzugekommen ist; das ist ein Erfolg, wie ihn wohl kein zweites theologisches oder philosophisches Werk in Deutschland aufzuweisen hat. Andererseits lauteten aber die öffentlichen Besprechungen der Schrift fast ohne Ausnahme mißbilligend; und wenn das Entsetzen der orthodoxen Gegner durch die Befriedigung darüber gemildert wurde, daß der gefürchtete Kritiker sich nun vollständig in seiner ganzen Verwerflichkeit entlarvt habe, so drängten sich die Repräsentanten des durchschnittlichen theologischen Liberalismus fast noch eifriger, als jene, herbei, um sich von der compromittirenden Gemeinschaft mit einem Manne loszusagen, dessen Standpunkt allerdings über den ihrigen so weit hinausgieng, daß er sich auf ihre Zustimmung von vorneherein keine Rechnung machen konnte. Und wie es zu gehen pflegt, geschah dieß nicht immer mit dem Takt und der Rücksicht, auf die ein Strauß Anspruch machen konnte. Leute, die an Geist, Wissen und Leistungen noch tiefer unter ihm standen, als an Jahren, meinten ihm wie einem Knaben das Concept zurechtrücken zu dürfen; was sein „Bekannt-

niß“ als solches für ihn selbst zu bedeuten hatte, was es schon durch die Fragen, die es anregte, die Aufgaben, die es stellte, der Wissenschaft unserer Zeit leisten konnte, wurde nicht beachtet. Von denjenigen aber, die zu einer gerechten Würdigung desselben die geeignetsten waren, wollten oder konnten zunächst nur wenige das Wort ergreifen; und wer gründlich zu Werke gehen wollte, der mußte sich sagen, daß hier trotz der freien und scheinbar leichten Behandlung der Niederschlag einer langen Gedankenarbeit vorliege, die sich nicht mit einigen schnell fertigen Journalartikeln abthun lasse, deren Kritik vielmehr, um erschöpfend zu sein, nichts geringeres, als eine neue Metaphysik, erfordern würde. So geschah es, daß Strauß' letztes Werk, wie ehedem sein erstes, sofern man nur die öffentlichen Meinungsäußerungen in's Auge faßte, ebenso eifrig bestritten als gelesen wurde, und daß er in diesem Streit jetzt im Alter vorerst ebenso allein stand, als seiner Zeit beim Beginn seiner Laufbahn.

Dieß hatte er nun doch nicht erwartet. Ihm war es bei seiner Schrift in erster Reihe und alles Ernstes um den Ausdruck seiner Ueberzeugung zu thun gewesen: seine Beurtheiler wußten in derselben fast ohne Ausnahme nur einen strafbaren Angriff auf die ihrige zu finden. Es durfte ihn dieß vielleicht, alles kühl erwogen, nicht allzusehr überraschen. Aber eine derartige Erwägung war gerade im ersten Augenblick am wenigsten von

ihm zu erwarten. So viele Kämpfe er in seinem Leben mit der größten Unerblichkeit herausgefordert, mit dem höchsten wissenschaftlichen Muthе bestanden hat, so ist er doch, zartbesaitet und reizbar, wie er von Natur war, nie so wetterhart geworden, daß er nicht der Aufnahme seiner Arbeiten mit Spannung entgegengesehen hätte, durch die Angriffe, die sie ihm zuzogen, nicht lebhaft erregt worden wäre. Er war tief gekränkt, und brauchte einige Zeit, bis er seine ruhige Fassung wieder gewonnen hatte. Aber, wie er einem Freund schreibt *), die schlimme Zeit war für ihn allemal nur die, wenn er den Ruf hörte: Philister über dir, Simson! und ihm die Haare noch nicht wieder gewachsen waren. Das letztere geschah im vorliegenden Fall schnell genug. Schon zur zweiten Auflage seiner Schrift ermuntert er sich mit den streitbaren Worten:

Auf, alter Krieger, laß das Bangen
Und gürt' deine Lenden!
Im Sturme hast du angefangen
Im Sturme sollst du enden;

und am letzten Tage des Jahrs 1872 beendigte er ein „Nachwort“, welches zugleich der vierten und den folgenden Auflagen seiner Schrift als Vorwort dienen sollte; eine Vertheidigungsschrift, die durch ihre würdige, maßvolle Haltung, durch die edle Bescheidenheit, mit welcher

*) N. Fr. Pr. a. a. O.

der gefeierte Schriftsteller von sich und seinen Leistungen redet, durch den ruhigen und gebildeten Ton, in dem er verletzende Vorwürfe beantwortet, auf viele, die ihm wegen seines „Bekennnisses“ gram waren, einen versöhnenden und mildernden Eindruck gemacht haben wird. Was er in seiner Schrift gethan habe, sagt er, das bestehe nur darin, daß er Gedanken zusammenbrachte, die vereinzelt längst anerkannt seien. Er habe in ihr den Gleichgesinnten zum Bewußtsein bringen wollen, was wir haben und was wir noch nicht haben. Indem er ihnen unsern dermaligen Befißstand an Einsichten und Ansichten, Antrieben und Beruhigungen vorlegte, habe er sie zugleich auf die Punkte aufmerksam machen wollen, wo es noch fehle. Kein Streit mit Andersdenkenden, nur Verständigung mit Gleichdenkenden sei seine Absicht gewesen. Für solche habe er das Recht, ohne Unbequemung an andere Standpunkte, keiner Kirche mehr angehörig, ihrer Ueberzeugung zu leben, durch sein Bekenntniß in Anspruch nehmen wollen, von dem er trotz aller Schmähungen überzeugt bleibe, damit ein gutes Werk gethan und sich den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient zu haben. „Die Zeit der Verständigung, schließt er, wird kommen, wie sie für das Leben Jesu gekommen ist; nur daß ich sie dießmal nicht mehr erleben werde.“

Die Ahnung, welche sich in den letzten Worten ausspricht, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Strauß hatte im Oktober 1872 Darmstadt verlassen, um in seine

schwäbische Heimath zurückzukehren. Er hatte erst an Stuttgart gedacht, wo sein Sohn bald nach seiner glücklichen Rückkunft aus dem Kriege eine Anstellung als Militärarzt erhalten hatte; schließlich aber doch dem Geräusche der Hauptstadt, welches sich seit dreißig Jahren nicht wenig vermehrt hatte, seine Ludwigsburger Alleen vorgezogen. Hier richtete er sich in einer kleinen Wohnung nicht weit vom Bahnhof ein. Aber bald nach dem Anfang des Jahres 1873 zeigten sich die Vorboten einer Krankheit, die sich mit dem Beginn des Frühlings in bestimmteren Symptomen ankündigte. Es schien erst ein Unterleibsleiden, für das man von Karlsbad Abhülfe hoffte; aber als er Ende Mai's von da zurückkam, hatte sich nichts gebessert, die Beschwerden nahmen vielmehr immer zu. Anhaltende Rücken- und Gliederschmerzen erschwerten dem Kranken Gehen, Sitzen und Liegen und raubten den Schlaf. Eine rasche besorgnißerregende Abnahme der Kräfte trat ein. Während Strauß bis dahin jünger ausgesehen hatte, als er war, der Kopf von den braunen, nachgerade stark in's Graue spielenden Haaren dicht bedeckt, das Gesicht schmal, wie immer, aber von gesunder und blühender Farbe, die Bewegungen rasch und kräftig, nur durch seine Kurzsichtigkeit gehemmt, wurde er jetzt schnell zum alten Mann. Im September 1872 hatte ich ihn zum letztenmal gesehen; als ich ihn elf Monate später in seiner Krankheit besuchte, erschrak ich über den sichtbaren Spuren des tiefen Kräfteverfalls,

und konnte nicht länger darüber im Zweifel sein, daß er seinen Zustand richtig beurtheilte, wenn er früher schon brieflich und jetzt auch mündlich die Ueberzeugung aussprach, sein Leben sei nur noch nach Monaten zu berechnen. Sein Sohn behandelte ihn von Stuttgart aus unter dem Beirath eines ausgezeichneten älteren Arztes, der ein Universitätsfreund von Strauß war und wenige Wochen nach ihm gestorben ist, des Obermedicinalraths Elsässer. Der Pflege des Kranken unterzog sich eine alte, wegen ihrer Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit von ihm sehr geschätzte Dienerin und Fremdin seines elterlichen Hauses, Caroline Gerber, mit Hingebung und Sorgfalt. Doch keine ärztliche Kunst und keine Wartung vermochte dem Fortschritt des Uebels Einhalt zu thun, das sich durch eine Geschwulst in den Gedärmen als ein Krebsartiges Leiden anzukündigen schien, dessen eigentliche Natur aber auch nach seinem Tode nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Die Beschwerden und Schmerzen nahmen zu, die Kräfte sanken immer tiefer, und wenn einmal eine Pause im Fortschritt der Krankheit einzutreten schien, wurde doch jede Hoffnung, die sich etwa daran knüpfte, getäuscht. Aber gerade unter diesen Leiden feierte die geistige Größe und die sittliche Kraft des Leidenden ihren schönsten Sieg. Er war sich seiner Lage mit voller Klarheit bewußt. Er hielt auch unerschütterlich fest an den Ueberzeugungen, die er in seiner letzten Schrift offen bekannt hatte, und bereute

keinen Augenblick, sie geschrieben zu haben. Aber mit diesen Ueberzeugungen gieng er dem Tod mit einer solchen Ruhe, mit einer so unbewölkten Heiterkeit des Geistes entgegen, daß es unmöglich war, sein Krankenzimmer anders als mit jenem Eindruck einer sittlichen Weihe zu verlassen, den wir von der Seelengröße und der Herrschaft des Geistes über den Stoff um so sicherer erhalten, je stärker die Hindernisse sind, in deren Ueberwindung sie sich bethätigt. Nachdem er erkannt hatte, daß sein Leben dem Ende zugehe, war seine einzige Sorge darauf gerichtet, auch beim Schluß desselben sich tren zu bleiben, unter den körperlichen Schmerzen und Beschwerden, so weit die Umstände es zuließen, sich die Freiheit des Geistes und die geistige Thätigkeit zu bewahren, seinem Leiden, indem er es in seinem Zusammenhang mit der allgemeinen Ordnung der Dinge betrachtete, seinen Stachel zu benehmen. Mit dem Leben hatte er abgeschlossen, alle Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die es ihm gebracht hatte, hinter sich geworfen; und um in dieser Stimmung nicht gestört zu werden, las er seit dem entschiedenen Ausbruch seiner Krankheit schlechterdings nichts mehr, was über sein letztes Werk geschrieben wurde. Die Befehlsbriefe ohnedem, mit denen der Unverstand und die Zudringlichkeit ihn behelligten, legte er ungelesen bei Seite. Er blickte auf sein eigenes Leben mit derselben Objectivität zurück, mit der er ehemals als Biograph das seiner Helden betrachtet hatte, suchte sich ebenso,

wie dort, deutlich zu machen, warum es sich, unter den gegebenen Bedingungen, so und nicht anders gestaltet hatte. Was ihm in seinem Zustand von Theilnahme am Leben noch möglich war, dem entzog er sich nicht: er benützte jede leidliche Stunde zur Lectüre oder zur Correspondenz, begleitete fortwährend die Erlebnisse und die Arbeiten seiner Freunde mit seinem regen Interesse, lohnte jeden Dienst, den man ihm leisten konnte, mit freundlichem Danke; pries sein Geschick, daß es ihm den Sohn zum Arzt gegeben hatte, dem er in der langen Leidenszeit sein eigenstes Wesen aufschließen, und ihr beiderseitiges Verhältniß zur inneren Vollendung bringen konnte; erfreute sich nach dem letzten Besuch seiner Tochter der Zwillingseifel, mit denen sie ihn beschenkte, und richtete an die Kleinen, die er nicht mehr sehen sollte, die aber (schrieb er mir am Jahresluß in seinem letzten Briefe) wie zwei Genien ihn umschwebten und sein Krankenzimmer erhellten, niedliche kleine Gedichte; wie denn überhaupt die Dichtkunst, der er sein Leben lang im Stillen geopfert hatte, auch dem Hinsterbenden ihre Gaben nicht versagte. Es ist mir gestattet, einige von diesen Gedichten hier mitzutheilen, welche besser, als jede Schilderung eines Dritten es vermag, seine Stimmung zur Anschauung bringen werden. Und so mögen denn hier zunächst die Worte an seinen Sohn stehen:

Stets im düstern Krankenzimmer
 Gingst Du auf als Morgenstern;
 Bleib' auch jetzt mit Deinem Schimmer
 Mir nicht allzulange fern.

Wie zum Jüngling Du vom Knaben,
 Von dem Jüngling wardst zum Mann,
 Möcht' ich bald vollendet haben,
 Was so schön für uns begann.

Ob die Kräfte mir zerronnen,
 Ob das Leben selbst entflo'h'n:
 Hab' ich doch indeß gewonnen
 Einen Freund mir in dem Sohn.

Nur kein Bagen, nur kein Bittern!
 Selbst in Nächten ist's noch hell,
 Und zur Seite jedem bittern
 Sprudelt auch ein süßer Quell.

Nächst dem von den kleinen Gedichten, zu denen die
 Geburt der beiden Enkel ihn veranlaßte, die folgen-
 den zwei:

1. Meiner lieben Tochter Georgine.

Selt'ne Post klingt mir entgegen
 Aus dem fernen lieben Ort:
 Gott erbarm' sich, welcher Segen
 In der engen Wiege dort!
 Schnell in Ernst verwandelt haben
 Höh're Mächte unsern Scherz,

Und Du drückst statt Eines Knaben
Zwei an's frohe Mutterherz.

Ja an's frohe! Keine Sorgen,
Gute Tochter, Dir gemacht!
Seinen Rath bringt jeder Morgen,
Ihren Traum hat jede Nacht.
Wie das Kleeblatt Deiner Kinder
Treu bis heute Du gehegt,
Wird das Zweiblatt auch nicht minder
Froh von Dir herangepflegt.

Und wie groß, wie herrlich zeigt
Sie auch hier sich, die Natur!
Weil der Stamm sich dorrend neiget,
Schmückt den Zweig sie reicher nur.
Neu auf seinem letzten Pfühle
Fühlt der Alte sich erfrischt,
Da sich in die Todeschwüle
Jungen Lebens Ahnung mischt.

2. Wunsch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer sein.

Möchte die sieben
Berge noch seh'n,
Die die gesunden
Lüfte durchweh'n.

Eifrig der Stadt zu
 Pilgert' ich dann,
 Die mir den liebsten
 Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
 Fände das Haus:
 Mutter und Kinder
 Schauen heraus.

Und in der Kammer,
 Wohligh und nett,
 Liegt noch ein Zivillings=
 Bärchen im Bett.

Hütet die Neughen
 Hübsch vor dem Sicht;
 Nur euren Alten
 Fürchtet mir nicht.

Ruhig schläft weiter
 Nach Kinderbrauch;
 Bald schläft der alte
 Großvater auch.

Zu Weihnachten 1873 sandte er seiner Tochter die
 Zeilen voll tiefer Empfindung:

Bei flimmernden Lichtern,
 Bei frohen Gesichtern,
 Sei selber auch froh.
 Des Vaters zu denken
 Soll nimmer Dich kränken,
 Wenn jetzt auch Gesundheit und Kraft ihm entfloß.

In alle dem Leide
 Verließ ihn die Freude,
 Die dankbare, nicht,
 An Dir und den Kindern,
 Den großen, den mindern;
 Es dunkelt sein Abend; Ihr spendet ihm Licht.

Auch Du ohne Klage
 Gedanke der Tage,
 Die froh wir verlebte.
 Wer Gutes empfangen,
 Der darf nicht verlangen,
 Daß nun sich der Traum in's Unendliche webt.

Bescheid'nes Vermächtniß
 Zwar ist mein Gedächtniß;
 Doch laß' ich es hier;
 Wir bleiben verbunden;
 In einsamen Stunden
 Gedenkst Du des Vaters, erscheint er vor Dir.

Das letzte, was Strauß in gebundener Rede schrieb, sind ein paar rührende Verse, die er bald nach den eben angeführten an seine Tochter, den 29. Dezember, an eine von ihm besonders hoch geschätzte Frau, die Tochter eines seiner nächsten und ältesten Freunde, richtete. Er vergleicht hier sein dahinschwindendes Leben einem verglimmenden Licht und einem verschwimmenden Ton und schließt mit den Worten:

Möge schwach, wie immer,
 Aber hell und rein
 Dieser letzte Schimmer,
 Dieser Ton nur sein —

und damit hat er seine innerste Gesinnung ausgesprochen. Er machte nicht den Anspruch an die Natur, daß sie ihm etwas von dem erspare, was ihr Lauf und ihre Geseze mit sich brachten; um so mehr aber machte er den Anspruch an sich selbst, daß er sich in diese Geseze zu fügen, auch das Leiden zum Stoff einer sittlichen und geistigen Thätigkeit zu machen, und noch in dem Schmerzlichem das Wohlthätige zu finden wisse. Und dankbar bezeugte er in Briefen und Gedichten, daß ihm dieß nicht mißlungen sei, daß meist helle und selbst heitere Geister bei ihm aus- und eingingen, daß auch seine jetzigen Erfahrungen nichts gebracht haben, was ihn in seinem frommen Optimismus irre machen könnte. Zu dem, was ihn erquickte und erhob, gehörte vor allem auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Hatte er sich als treuer Sohn unseres Volks für den Kampf mit dem gallischen Erbfeind begeistert und als Schriftsteller daran betheiligt, so war selbstverständlich dem Kampf mit den Feinden unserer geistigen Freiheit und Selbständigkeit seine freudigste Zustimmung nicht minder gesichert, und er begrüßte die neueste Entwicklung der Dinge auf diesem Gebiete und die Schriften, die in ihrem Sinn auftraten, mit seinem ungetheilten Beifall. Das letzte, was er geschrie-

ben hat, die Nachschrift zu einem Briefe vom 4. Februar d. J., lautet: „Glückauf für morgen, zur Reichstags-eröffnung. Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden.“ In diesem großen Sinne behandelte, und durch diese Behandlung erleichterte er sich sein Leiden; und wenn Freunde, die ihn besuchten, mit Empfindungen von ihm schieden, wie sie uns Plato am Schluß seines Phädo geschildert hat, so war dieß nicht ohne Grund: bei aller Verschiedenheit der Lage und der Persönlichkeiten sah man einen Philosophen unseres Jahrhunderts in ähnlicher Fassung und Gesinnung, mit derselben Klarheit und Geistesfreiheit den letzten Weg wandeln, wie dort den alten. Er selbst las noch in seinen letzten Tagen den Phädo in der Ursprache.

Seine Krankheit hatte sich langsam aber unaufhaltsam fortschreitend verschlimmert. Am 4. Januar war von einem bewährten Chirurgen, Hofrath Simon aus Heidelberg, eine von seinem Sohn längst beantragte, aber von dem Kranken selbst immer wieder verschobene Operation, eine Probepunction der früher erwähnten Geschwulst, die sich nun als eine Blutzyste ergab, vorgenommen worden. Die Operation selbst war ohne große Schmerzen und ohne Anwendung von Chloroform glücklich gelungen; aber sie konnte den Fortschritt des Uebels nicht hemmen. Es stellte sich Fieber ein, und die zunehmende Schwäche machte es Strauß unmöglich, Besuche anzunehmen; außer seinem Sohn und seiner Wärterin war es nur noch ein

als Pensionär in Stuttgart lebender alter Freund, in dessen Haus und Gesellschaft er ehemals manche frohe und gemüthliche Stunde zugebracht hatte, Pfarrer Rapp, der ihm den Verkehr mit den Menschen vermittelte, wiewohl er sich noch fortwährend geistig beschäftigte und selbst noch Briefe schreiben konnte. Doch verbrachte er noch am 27. Januar seinen letzten Geburtstag in Gesellschaft seines Sohns und seines Schwiegersohns leidlich und selbst heiter. Am 7. Februar gegen Abend trat eine plötzliche Verschlimmerung seines Zustandes ein, und in der darauffolgenden Nacht sah sich seine Pflegerin, die gegen seinen Willen im Nebenzimmer wachte, veranlaßt, den Sohn telegraphisch herbeizurufen. Er kam Morgens um vier Uhr, und fand seinen Vater bereits nicht mehr bei Bewußtsein. Um sechs Uhr verfiel der Kranke in einen leichten Schlummer; gegen Mittag athmete er ruhig in den Armen seines Sohnes aus, und ruhig wie ein Schlafender lag er im Tode da.

Ueber sein Begräbniß hatte Strauß selbst noch Bestimmungen getroffen. Er wollte ganz einfach und prunklos, in tannemem Sarge, beerdigt sein; von jeder Betheiligung der Kirche an der Feier sollte abgesehen, aber am Tage derselben dem Ortsvorstand eine Summe für die Armen übergeben werden. So wurde er denn am 10. Februar ohne Glockengeläute und Begleitung eines Geistlichen, aber in würdigster Weise und unter lebhafter Theilnahme näher und ferner Stehender bestattet. Außer seinem Sohn und

seinen Bonner Kindern waren zahlreiche Freunde, besonders aus Stuttgart, herbeigeeilt, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen; auch viele Offiziere der Garnison nahmen an dem Begräbniß theil, und die Stuttgarter Polytechniker sandten eine Deputation. Der Sarg war bedeckt von frischem Lorbeer, der von allen Seiten gespendet war, fast unabsehbar war der Zug derer, die ihm folgten. Drei Stuttgarter Freunde sprachen an seinem Grabe in kurzen, warmen Worten der Erinnerung und des Abschieds: Director v. Binder, der ihm seit seinem Eintritt in Blaubeuren, seit mehr als fünfzig Jahren, in ungetrübter Freundschaft verbunden war, Professor Reuschle, gleichfalls einer seiner älteren und näheren Freunde, und ein Verwandter des Verstorbenen, Dr. Ruoff.

In Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus rief die Nachricht von Strauß' Tode, wie früher die von seiner Erkrankung, bei allen, die für geistige Größe ein Auge hatten, mochten sie nun seine Ansichten gut heißen oder nicht, eine Bewegung schmerzlicher Theilnahme hervor. Nur ein vorübergehender Mißklang in dieser Stimmung war es, wenn Angehörige der Stuttgarter Pietistenparthei es sich nicht versagen konnten, auf dem frischen Grabhügel des Todten eine Scene häßlicher Kegerreiterei aufzuführen, indem sie gegen seinen Freund, Binder wegen der Worte, die er an Strauß' Grabe gesprochen hatte, ohne auch nur ihren Inhalt genauer zu

kennen, eine Agitation in's Werk setzten und in öffentlichen Blättern Anklagen erhoben, deren Ungrund schließlich wahrheitsliebende Mitglieder der Parthei selbst zu bezeugen sich verpflichtet fühlten. Durch den gefunden Theil unseres Volkes gieng in den weitesten Kreisen das Gefühl, dem auch die Presse mit großer Uebereinstimmung Worte lieh, in Strauß sei nicht bloß einer von seinen geistvollsten und anmuthigsten Schriftstellern und von seinen schärfsten Denkern, sondern auch ein wissenschaftlicher Charakter ersten Ranges, unermüdlich im Suchen der Wahrheit und furchtlos im Ausprechen seiner Uezeugung, geschieden. Was er aber außerdem allen denen, welche ihm näher standen, in allen menschlichen Lebensbeziehungen gewesen ist, wie vieles sie an ihm verloren, und wie viel mehr sie sich zu unverlierbarem Besitze gerettet haben, davon wird auch solchen, denen dieses Glück nicht zu Theil wurde, selbst ein so unvollkommener Abriß seines Lebens, wie er hier allein möglich war, wenigstens eine annähernde Vorstellung geben können.

Die Religion

[2.]

im

Lichte der Darwin'schen Lehre.

Von

A. J. Savage.

In deutscher Uebersetzung mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben

von

Dr. R. Schramm,
Domprediger in Bremen.

Föschl
1903. H.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1886.

Was wird aus der Religion, wenn die Darwin'sche Entwicklungslehre mit allen ihren Consequenzen Recht hat? Das ist die Frage, welche der Verfasser des vorliegenden Buches selbst als die ihn bei der Abfassung desselben treibende bezeichnet hat. Die Art, wie er sie beantwortet, verdient gewiß nicht bloß unter Theologen, sondern auch vom Standpunkte des Culturhistorikers die vollste Beachtung. Mag auch die Bekanntschaft mit Darwin und seinen Schülern in Deutschland noch nicht so tief in's Volk gedrungen sein wie jenseits des Oceans, mag man selbst in den Kreisen unsrer Gebildeten der neuen Lehre noch größtentheils skeptisch oder eklektisch gegenüber stehen, daß sie bei den Naturforschern so ziemlich für ausgemacht gilt, und zwar nicht bloß als Hülfs-theorie für die Entstehung einzelner Arten, sondern als Hauptprincip für die Erklärung alles Lebens und Wachsthums auf Erden, scheint unzweifelhaft. Dann aber ist ihre weitere Verbreitung auch im Volke offenbar nur eine Frage der Zeit, welches Zetergeschrei auch die Hohenpriester der Unwissenheit, des Vorurtheils und des Aberglaubens erheben mögen; um sie zu verhindern, und der deutschen Theologie, soweit sie noch Wissenschaft sein will, darf mit Fug und Recht zugemuthet werden, einer solchen Bewegung der Geister gegenüber nicht einfach den Kopf in den Sand zu stecken. In wie weit der amerikanische Autor bei seinem Versuch, die Frage zu lösen, das Rechte getroffen, darüber möge der Leser selbst entscheiden. Ein reges Interesse des deutschen Publikums dürfte seiner geistreichen Darstellung ohne Zweifel gewiß sein.

Der Herausgeber.

V o r r e d e.

In irgend einer Form wird die Darwin'sche Entwicklungslehre jetzt von beinahe allen Führern der wissenschaftlichen und philosophischen Welt angenommen. Mit reißender Schnelligkeit gestaltet sie das Denken der civilisirten Menschheit; Wissenschaft, Kunst, sociales Leben, Religion und Reform werden ihre Schüler, und alle diese Geistesphären müssen in einer nahen Zukunft noch stärker von ihr beeinflusst werden. Manche Denker haben schon ihre Lehren in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen jener Theorie völlig umgestaltet, doch so viel ich weiß, ist in Amerika noch kein Buch der Betrachtung ihrer Wirkungen auf die Religion gewidmet worden.

Das vorliegende Büchlein erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist nur ein Versuch die Frage zu beantworten: „Wenn die Entwicklungstheorie richtig ist, was bleibt von der Religion übrig?“ Einige Männer der Wissenschaft behaupten und einige furchtsame Anhänger der Religion besorgen, daß die Entwicklungslehre im Wesentlichen atheistisch und irreligiös ist, und daß, wenn sie wahr ist, wir gar keine Religion mehr behalten werden. Der Verfasser glaubt, daß es die Sache sowohl der Wissenschaft wie der Religion ist, zuerst und immer die Wahrheit zu suchen, denn nur die Wahrheit führt zu Gott. Er glaubt ferner, daß es Zeitverschwendung ist, feststehende Wahrheiten mit einander in Uebereinstimmung bringen zu wollen. Alle Wahrheiten sind schon eins und bedürfen keiner Versöhnung. Laßt uns also Wahrheit finden und anwenden, der Erfolg steht bei Gott.

Wer die Wahrheit sucht, der allein sucht Gott. Der Fluch sowohl der Religion als der Wissenschaft zu allen Zeiten ist der Gedanke gewesen, daß es irgend wo einen letzten Ruhepunkt, einen Halteplatz für die Forschung gebe. Wir stehen hienieden als endliche Geister mitten in der Unendlichkeit, und für ein endliches Wesen, welches sich der Unendlichkeit entgegen bewegt, giebt es nirgends einen Unterplatz, sondern nur das Vorrecht und die Gelegenheit zu endloser Forschung.

Hinter all den verschiedenen, weitausgedehnten, unzusammenhängenden Arbeiten, Entdeckungen und Experimenten der großen Menge wissenschaftlicher Arbeiter steht der gemeinsame Glaube, daß alle wissenschaftliche Wahrheit nur eine ist, daß das Weltall aus einem Stücke ist, und daß verschiedene Wahrheiten nur verschiedene Theile eines göttlichen Musters sind, welches sich durch das ganze sichtbare Gewand der Gottheit hindurchzieht. Dieser Glaube der Wissenschaft ist großartiger als irgend einer, den die Religion bisher gelehrt hat. Aber wir müssen dahin kommen einzusehen, daß auch die religiöse Wahrheit eine ist wie Gott selber. Geht also aus, ihr Forscher auf religiösem Gebiet, und sucht nur nach Wahrheit, weil ihr wißt, daß alle Wahrheitsucher Brüder sind und allmählig dahin kommen müssen, sich die Hand zu reichen und sich zu erkennen.

Savage.

Ich glaube es giebt nur einen Weg unsern Meinungsverschiedenheiten ein Ende zu machen: das ist aber nicht der Sieg eines jetzt bestehenden Lehrsystems über alle andern, sondern die Erwerbung einer neuen Erkenntniß, die besser ist als das Beste, was wir jetzt haben.

Channing.

Professor Huxley sagte in der Versammlung der amerikanischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften (August 1876):

„Man pflegt gewöhnlich im Auslande zu sagen, daß Sie in Amerika keine Alterthümer haben. Das ist richtig, wenn man von dem geschichtlichen Trödelkram der letzten drei oder viertausend Jahre spricht. Aber in jenem höheren Sinn, der sich auf die Zeiten bezieht, ehe noch der Mensch auf Erden erschien, ist grade Amerika das Land, wo man die Alterthümer der Erde studiren kann. Die thatsächlich hier vorhandenen massenhaften Materialien haben meine Erwartungen weit übertroffen. In ganz Europa giebt es keine Sammlung wie die von Professor Marsh in Newhaven angelegte, sowohl was den Zeitumfang betrifft, über welchen sie sich erstreckt, als auch hinsichtlich ihrer Beweiskraft für die Darwin'sche Lehre.

Ehe diese Sammlung in Newhaven gemacht war, war die Entwicklungslehre nur eine Sache speculativer Theorie, jetzt aber ist sie Thatsache und Geschichte grade so gut wie die Denkmäler Aegyptens, denn in jener Sammlung liegt die Reihenfolge der Lebensformen und die Geschichte ihrer Entwicklung thatsächlich vor Augen. Alles, was noch übrig bleibt ist die Frage nach dem Wie? und das ist eine untergeordnete Frage.“

Inhalt.

	Seite
I. Wissenschaft und Religion	1
II. Die Theorie von der Weltentstehung	16
III. Der Gott der Entwicklungslehre	30
IV. Der Mensch nach der Entwicklungslehre	48
V. Der Teufel oder die Natur des Bösen	64
VI. Die Entwicklung des Gewissens	79
VII. Die Liebe im Gesetz	94
VIII. Das Gebet	109
IX. Bibeln und die Bibel	125
X. Die Lehre von der Versöhnung	144
XI. Christenthum und Entwicklungslehre	160
XII. Die Unsterblichkeit	175

I.

Wissenschaft und Religion.

Die Redensart von dem Widerstreit zwischen Religion und Wissenschaft ist in Zeitungen, Unterhaltungsblättern, öffentlichen Reden und Predigten eine sehr gewöhnliche geworden und spiegelt die Thatfache wieder, daß wirklich eine große Trennung der Geister durch die civilisirte Menschheit hindurch geht. Auf einer Seite stehen die Anwälte der Religion und auf der andern Seite die Anwälte der Wissenschaft. Zwar nicht so, als ob es keine religiösen Menschen auf Seiten der Wissenschaft gäbe oder keine wissenschaftlich gebildeten auf der religiösen Seite, sondern nur so, daß diese Trennung der beiden Seiten Thatfache ist, und daß sie beide in einem gewissen Widerstreit zu einander stehen. So sonderbar es aber scheinen mag, halte ich es doch für wahr, daß es keinen einzigen Mann der Wissenschaft giebt, welcher behaupten würde, daß eine wirkliche Wahrheit der Wissenschaft in einer irgend möglichen Weise mit einer wirklichen Wahrheit der Religion in Widerstreit kommen könnte. Und ebenso giebt es keinen Vertreter der Religion, der es nicht für eine bare Unmöglichkeit erklären würde, daß eine wirkliche religiöse Wahrheit in Widerstreit gegen eine wirkliche wissenschaftliche Wahrheit sollte stehen können. Dennoch bleibt der Widerstreit der beiden bestehen, weil offenbar auf beiden Seiten es viele Menschen giebt, denen viel mehr daran liegt ihre Ansichten zu behaupten, als die Wahrheit zu finden. Es scheint mir aber sehr sonderbar, daß irgend Jemand, sei es auf Seiten der Wissenschaft oder der Religion, sich so stellen kann, da es unmöglich in Jemandes wahrem Interesse liegen kann, sich in einem Irrthum festzusetzen; denn wenn er sich auch ein Haus

bauen wollte, so groß wie die Erde und so hoch wie der Himmel, wenn der Grund auf Sand gebaut ist, so werden die Fluten ewiger Bewegung der göttlichen Kräfte es eines Tages unterwühlen und fortschwemmen. Deswegen kann niemand ein Interesse daran haben, eine unwahre Ansicht fest zu halten, und man sollte glauben, es müßte die Haupt Sorge der Menschen sein, nicht zu beweisen, daß sie recht haben, sondern zu erkennen, ob sie recht haben. Und doch habe ich unter meinen persönlichen Freunden Männer gefunden, welche mir aufrichtig und herzlich versicherten, daß ihnen ihre ererbten Ansichten, auch wenn sie falsch sein sollten, so lieb geworden seien, daß sie nicht wünschten, den Irrthum zu erkennen; sie wollten nicht gestört werden, sie wollten nicht gezwungen sein, ihr ganzes Denken mit neuen Wahrheiten in Uebereinstimmung zu bringen, denn es ist eine unwiderlegliche Thatsache, daß jede neue Wahrheit umwälzend wirkt. Sie stört und erschüttert alte Einrichtungen und verlangt von den Menschen, daß sie ihr Haus nicht auf ewig auf der Stätte bauen, wo ihre Väter gebaut haben, sondern es einfach als ein Zelt betrachten, welches sie abbrechen und mit sich nehmen müssen auf ihrem Wege zu einer höheren, größeren und weitherzigeren Wahrheit.

Die Thatsache nun, auf die ich hingedeutet habe, nämlich, daß es einen Widerstreit zwischen verschiedenen Standpunkten deswegen giebt, weil die Menschen lieber ihre eigenen Ansichten fest halten als nach Wahrheit suchen, diese Thatsache, glaube ich, gilt in höherem Grade von den Vertheidigern der Religion als von denen der Wissenschaft, und es scheint mir, daß es dafür einen sehr natürlichen und in gewisser Hinsicht ausreichenden Grund giebt. Denn kein Mann der Wissenschaft wird deshalb um irgend eine angenommene wissenschaftliche Wahrheit besorgt sein, weil ihre Wahrheit oder Falschheit sein Seelenheil in dieser oder jener Welt in Gefahr bringen könnte. Wenn dagegen jemand einen religiösen Glauben geerbt hat, der mit allen heiligen Erinnerungen der Vergangenheit, mit allen Gefühlen des Herzens für die Gegenwart und mit allen seinen liebsten und größten Hoffnungen für die Zukunft verwoben ist, so wird ihm, wenn du diesen Glauben anrührst, das so erscheinen, als ob du das Weltall umstieße, und als ob du ihm alles nähmest, das ihm theuer ist, und worauf sich zu verlassen er gewohnt ist. Du nimmst ihm den Anker seiner Seele, du schneidest das Seil entzwei,

welches ihn an eine sichere Hoffnung und an eine bleibende Stätte kettete, und er sieht sich auf's ungewisse Meer treibend hinaus gestoßen.

Deswegen behaupte ich, daß es für Jemand, der in solchen Ansichten erzogen ist, ganz natürlich erscheint, eifersüchtig das Auftauchen irgend einer wissenschaftlichen Wahrheit zu beobachten, welche mit dem in Streit kommt, was er gewohnt ist für religiöse Wahrheit zu halten.

Um nun etwas von den Grundsätzen dieses Streites zu verstehen, der seit dem ersten Anfang der Civilisation begonnen hat, und in welchem wir noch mitten inne stehen, um etwas von seinen Kampfesmethoden zu verstehen und bis zu einem gewissen Grade seinen wahrscheinlichen Ausgang zu ahnen, müssen wir in die Vergangenheit zurück gehen und einige der Schlachtfelder betrachten, auf denen man diesen Kampf gekämpft und Siege gewonnen hat.

Die Religion übte eine allgemeine Herrschaft über den Menschengeist aus, ehe noch die Wissenschaft geboren war, denn die Religion ist so alt, wie die Gefühle der Hoffnung und Furcht in der Menschenseele, und hat sich mit diesen Hoffnungen und Befürchtungen verknüpft, so daß jener Widerstreit nicht etwa erst im Christenthum entstanden ist. Er ist älter als dieses. Ich spreche dies aus, weil manche Gelehrte so reden, als ob das Christenthum und keine andre Religion das große Hinderniß auf dem Wege wissenschaftlichen Fortschritts gewesen wäre. Aber nicht weil das Christenthum sich in dieser Hinsicht von irgend einer andern Religion unterschiede, sondern einfach, weil das Christenthum die Religion einer civilisirten Menschheit ist, wo jener Conflict stattfindet, deshalb nimmt es solche Stellung ein. Der Conflict aber war da, ehe das Christenthum entstand. Die alten Griechen glaubten, daß die Sonne ein Gott sei, der seinen Flammenwagen von Osten nach Westen über den Himmel fährt. Sie verehrten diesen Gott mit Weihrauch, Tempeln und Opfern, so daß sein Dienst weit über die alte Welt verbreitet war. Als nun zuerst ein kluger Philosoph auftrat und die Kezerei aussprach, daß die Sonne gar kein Gott, sondern nur ein Feuerball sei, stürzte er die Grundlage der Religion um, welche dem Volksgemüth theuer war, und das Volk wurde erbittert und stritt dagegen mit eben so großer Hefigkeit, wie wir sie heutzutage bei den Ver-

theidigern dessen sehen, was man gegenwärtig für wesentlich und unentbehrlich in der Religion hält.

Die erste große Schlacht aber zwischen den Anwälten der Wissenschaft und denen der Religion wurde geschlagen in Betreff der Beschaffenheit der Welt, das heißt über die Frage, ob die Erde rund sei oder eine Scheibe. Es scheint uns heute sonderbar und unbegreiflich, daß es den Vertheidigern der Religion irgend wichtig war, ob die Erde rund oder eben sei, und dennoch hat einer der schwersten Kämpfe Jahrhunderte lang in der Welt grade um diese Frage gewüthet. Und so hoch gingen die Wogen des Gefühls, und so heftig war der Widerstand auf Seite der katholischen Priester und der protestantischen Geistlichen (denn sie gingen bei diesem Kampf Hand in Hand), daß einer der mittelalterlichen Priester den Ausspruch that: Die Kirche könnte es eher ertragen, daß man das Dasein Gottes in Zweifel ziehe oder die Unsterblichkeit der Seele oder die religiöse Anlage der Menschen, als daß sie die verfluchte Ketzerei dulden sollte, daß die Erde eine Kugel sei und keine Scheibe. Und Luther und Melancthon, diese großen Lichter der Reformation, gingen grade so weit in ihrem Widerstand gegen die neue Wissenschaft wie die Priester der katholischen Kirche. Und was waren ihre Gründe? Sie sagten, daß die Bibel überall von der Oberfläche der Erde rede und nirgends von einer andern Seite, oder daß es dem Wesen und der Regierung Gottes unrecht thun hieße, anzunehmen, daß auf der andern Seite der Erde Menschen lebten, weil er nichts für ihr Seelenheil gethan haben würde. Oder sie sagten, den Aposteln sei der Befehl gegeben, in alle Welt zu gehn und das Evangelium aller Creatur zu predigen, da aber die Apostel niemals ein Volk der Antipoden besucht hätten, so könne es keine solchen geben. Das waren ihre Gründe, hergenommen von einem oberflächlichen Verständniß des biblischen Sprachgebrauches. Ja sie gingen so weit, ihre Lehre von der Gestalt der Welt genau nach dem Vorbild der jüdischen Stiftshütte zu construiren, indem sie behaupteten, dieselbe sei ein göttliches Nachbild des Weltalls gewesen, und da nun die Stiftshütte doppelt so lang als breit war, und die und die Verhältnisse gehabt habe, so müßte auch das Weltall grade so gestaltet sein, also ein längliches Viereck. Und die Welt wäre von Säulen getragen grade so wie die Stiftshütte, und sie erdachten sich ein großes Ge-

birge an dem einen Ende dieses länglichen Vierecks, wohinter die Sonne zur Nacht untergehe. So weit kämpften sie um die Frage, ob die Welt rund oder eben sei. Sehr sonderbar erscheint es uns, die wir daran gewöhnt sind, die Natur selbst zu fragen, wenn wir eine Antwort bekommen wollen, daß es diesen Männern niemals eingefallen zu sein scheint, durch Reisen zu erforschen, ob die Erde rund sei, oder durch Ausmessen eines Breitengrades zu sehen, ob die Oberfläche gekrümmt sei. Es scheint ihnen nie in den Sinn gekommen zu sein, die Naturerscheinungen selbst zu beobachten und zu fragen. Statt dessen wandten sie sich an alte Bücher, die sie für heilig hielten, um zu sehen, was Jemand, der tausend Jahre früher gelebt, darüber gedacht hätte. So also stand es mit dem Kampf, der um die Frage nach der Beschaffenheit der Erde gekämpft wurde.

Der nächste große Streit galt der Stellung der Erde im Sonnensystem, ob die Erde oder die Sonne den Mittelpunkt bilde. Und auch hier wieder, statt zu untersuchen, ob ihre Theorie richtig sei, statt die Sternkunde zu studieren und ihre Augen aufzumachen, scheinen sie geglaubt zu haben, daß es Gottlosigkeit und Kezerei sei, sich an die Erforschung der Werke Gottes zu wagen. So kämpfte man denn gegen die Wissenschaft mit allen Waffen nicht bloß der bürgerlichen Gewalt mittelst Verfolgung, sondern auch mit den schlimmsten Schimpfwörtern und mit Verbannung aus der Gesellschaft. Und auch hier sind es seltsame Gründe, welche sie vorbringen. Luther verlächt die Gelehrten als Narren, welche seiner Zeit sagten, daß die Sonne im Mittelpunkt des Planetensystems stehe und die Erde sich um dieselbe drehe, und führte seinen Verweis damit, daß er sagte, Josua habe der Sonne befohlen, still zu stehen und nicht der Erde und deßhalb könne es nicht möglich sein, daß die Erde sich um die Sonne bewege, anstatt daß die Sonne sich um die Erde bewege. Und als dann Galilei sein Telescop erfand und nun die Monde des Jupiter sehen konnte, beschuldigten sie ihn, anstatt durch sein Telescop zu sehen und auszufinden, ob er wirklich die Monde sähe, mit dem Teufel im Bunde zu sein und sagten, daß er mit Hilfe des Teufels ein Instrument erfunden habe, welches die Himmelskörper erschaffe, die er zu sehen behauptete. Und hier kämpften sie wieder mit diesen alten Ideen, welche sie aus der Vergangenheit herüber genommen hatten, gegen die Untersuchung der wahren That-

sachen im Naturreiche und der wirklichen Einrichtungen dieses unseres wunderbaren Weltalls durch Gott.

Der nächste Streit, von dem ich sprechen werde (ich verweile nur kurz bei diesem, einfach beispiels halber), ist ein uns allen vertrauter, der während der Lebenszeit fast eines jeden, der das Alter von 25 Jahren erreicht hat, ausgefochten worden ist, — der Streit über das Alter der Erde und des Menschen: Er erhob sich plötzlich bei den neuen Entdeckungen der Geologie. Hier wurden wieder dieselben alten Waffen im Kampf gegen diese neue, große und erhabenere Wahrheit gebraucht. Als die Seemuscheln und fossilen Fischknochen auf den Abhängen und beinahe auf den Spitzen hoher Berge entdeckt wurden, behaupteten sie, anstatt zu glauben, was die Geologie lehrte, — daß die Berge selbst unter dem Meerespiegel sich befunden hätten und später durch die natürliche Wirkung der Kräfte der Erde erhoben worden seien — daß das Vorkommen dieser Dinge erklärt werden müsse nach der Theorie von der Sündfluth, welche sie dorthin getragen und beim Zurücktreten dort gelassen habe, oder sie behaupteten gar, daß es falsche Schöpfungen des Teufels seien, die er als Nachahmung und zur Verspottung der Werke Gottes gemacht habe; oder sie behaupteten, daß es die ersten Versuche Gottes beim Schöpfungswerke seien, daß er verschiedene Proben habe machen müssen, ehe es ihm gelungen sei, und daß dies die Ueberreste seiner verunglückten Versuche seien; daß er sich später eine bessere Weise ausgedacht und die existirenden Lebensformen auf der Oberfläche der Erde nach neueren und schöneren Mustern erschaffen habe. Zu der Zeit war das große Hinderniß, welches der Annahme der neuen und großen Wahrheiten, welche die Geologie lehrte, entgegenstand, nur die alte Auslegung der Genesis. Weil Erzbischof Usher ausgetifelt hatte, daß die Welt nur sechstausend Jahre alt sei, deshalb durfte die Geologie nicht wahr sein; und weil die Einsetzung des Sabbath's auf der Voraussetzung beruhte, daß Gott sechs Tage arbeitete, dann müde war, so daß er sich am siebenten ausruhen mußte und diesen Tag deshalb aussonderte — so wurde dies wieder als ein entscheidendes Argument gegen That-sachen benutzt, welche beim ersten Blick erkannt werden konnten. Aber dieser Streit ist endlich ausgefochten und beendet; und das Alter der Welt und das Alter des Menschen, welches zurückreicht,

nicht sechstausend Jahre, noch zehntausend, noch zwanzigtausend, sondern möglicher Weise, wenn man nur an den Menschen denkt, hunderttausend, wenn man an die Welt denkt, tausend Mal tausend, wenn nicht tausende von Millionen — diese Frage ist endlich endgültig festgestellt für den Verstand jedes Menschen, der überhaupt mit den beweiskräftigen Thatfachen vertraut ist.

Und dann giebt es noch einen Kampf, auf den ich einen Blick werfen will — der in der Gegenwart leidenschaftlich wüthet, der auf der einen Seite von Männern, wie Herbert Spencer, Darwin, Huxley, Tyndall, dem Deutschen Häckel und auf der andern von den Anführern der Theologie geführt wird; und dieser Kampf betrifft nichts mehr und nichts weniger als die Schöpfungsmethode und die Frage, wie der Ursprung des Lebens auf dem Erdball war, und durch welchen Proceß lebendige Geschöpfe sich aus den ersten einfachen Anfängen in den Urmeeren zu den erhabensten Kundgebungen des Geistes der Menschheit entwickelt haben. Dies ist der Kampf, inmitten dessen wir heute leben. Ich erwähne jetzt nichts über seinen Stand in der Gegenwart, weil es hier noch nicht nothwendig erscheint.

Aber laßt uns nun einige der hauptsächlichsten Resultate dieser Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft kurz betrachten. Und an erster Stelle, sollte ich meinen, müßte es für die, welche die Wissenschaft so sehr fürchten, eine entmutigende Thatfache sein, daß in jedem einzelnen der großen Konflikte der Vergangenheit die Vertreter populärer religiöser Anschauungen ganz und gar geschlagen worden sind; so daß heute keine Spur mehr von ihnen übrig geblieben ist. Die Geschichte der Vergangenheit weist nicht einen einzigen wohl durchdachten und regelrecht geführten Kampf zwischen den Vertretern der Wissenschaft und den Vertretern der Religion auf, in welchem die Vertreter der Wissenschaft nicht vollständig und dauernd triumphirt haben. Was war die nächste Folge davon? Die nächste Folge war, daß die Religion, weit entfernt durch die Niederlage derjenigen, welche ihre Ritter zu sein behaupteten, Schaden zu leiden, jedes Mal größer und herrlicher daraus hervorgegangen ist. Die Religion ist, mit andern Worten, gestützt, veredelt, erhoben, verherrlicht und erweitert worden durch die Eroberungen der Wissenschaft. Und wie? Nicht daß gewisse

bestimmte Formen der Religion, gewisse theologische Theorien, gewisse sektirerische Ansprüche nicht verletzt worden wären, denn diese sind niedergeworfen und zu Pulver zermalmt worden. Aber diese sind nicht die Religion, dies sind nur die verkehrten und irrigen Theorien der Menschen. Der Pfad des fortschreitenden Denkens der Menschheit führt über sie hinweg, aber die Religion selbst ist größer geworden. Man denke einen Augenblick darüber nach! Der Gott jenes kleinen Weltalls, welches der jüdischen Stiftshütte nachgebildet war, war einfach ein gigantischer und übernatürlicher Mensch. Er war einfach der Fürst eines kleinen Königreiches, nämlich der damaligen Welt, welche zu jener Zeit für nicht einmal so groß gehalten wurde, wie das Reich der Vereinigten Staaten gegenwärtig; einfach ein souveräner Herrscher, welcher die Berge unter seinem Tritt erbeben lassen konnte, welcher das Grollen des Donners durch das Rollen seiner Wagenräder oder durch den drohenden Laut seiner Stimme hervorrief, während der Blick von dem Funkeln seines Schwertes oder dem Flammen seines Auges herrührte. Man stelle sich einen solchen Gott vor! — nicht größer als der olympische Jupiter. Und nun mangelt es mir sowohl an Worten wie an Zeit mehr zu thun, als den Leser zu bitten, über die unendliche Erweiterung des Gottesbegriffs nachzudenken, welche aus den Offenbarungen der Wissenschaft entsprang, — die Erde eine gewaltige Kugel, und obgleich die kleinste der uns vertrauten Welten, doch ihren wunderbaren Kreislauf um die Sonne beschreibend; und dieses System so mächtig und groß es ist, eins der geringsten, welche wir kennen; und das Weltall, aus einer unzählbaren Anzahl von großen Systemen und Milchstraßen zusammengesetzt, welche sich weiter und weiter ausdehnen, bis wir nicht mehr wissen, ob dieses unser materielles Weltall nicht selbst absolut unendlich und unbegrenzt sei. Man vergleiche mit jenem Glauben diese Vorstellung von Gott, welcher im Mittelpunkt der Welt wohnt und das Leben, die Kraft, die Schönheit und die Herrlichkeit eines solchen Weltalls ist. Das ist der Fortschritt, den unsere Religion durch die Wissenschaft gemacht hat, ein Fortschritt, der so recht im Widerspruch gegen die Vertheidiger der Religion gemacht worden ist, ja nur gemacht werden konnte dadurch, daß man Lehren umstieß und stürzte, welche die Anwälte des damaligen Glaubens für die Existenz der Religion selbst

unentbehrlich hielten. Dies sei eine Andeutung, eine Erläuterung der Weise, wie die Wissenschaft unsern Begriff von Gott, von dem Weltall, der Natur des Menschen und der Größe der menschlichen Bestimmung veredelt hat, so daß die Religion durch ihre Niederlagen im Kampf mit der Wissenschaft unaussprechlich gewonnen hat. Und doch ist ein zufälliges Uebel daraus hervorgegangen, ein Uebel, das nichts mit der Thatfache zu thun hat, daß die Religion besiegt wurde, denn es hätte der Menschheit nichts Schlimmeres passiren können, als wenn die Religion ehemals in diesem Streit mit der Wissenschaft gewonnen hätte, — sondern dies zufällige Uebel ist eine Folge der einfachen Thatfache, daß Vorkämpfer für die Religion sich dem Fortschritt der Wahrheit in Betreff Gottes und seines Weltalls in den Weg stellten. Und wie ist dies Uebel bewirkt worden? Es wurde folgendermaßen bewirkt: Männer der Wissenschaft sind dazu gekommen, die Kirche und die Theologie einfach als Aberglauben zu betrachten, als überwundene Hindernisse auf dem Pfade wissenschaftlichen Fortschritts. Und sie sind mit solcher Ansicht vollständig gerechtfertigt worden, denn jedes einzelne Mal, wenn der Versuch gemacht worden ist, das Reich der sicheren Erkenntniß zu erweitern, hat sich der alte dumme Ruf erhoben gegen eine „fälschlich sogenannte Wissenschaft“, und der Widerspruch der Religion gründete sich darauf, daß man Gott aus seinem Weltall vertreibe. — Als Newton das Gesetz der Schwere entdeckte, von welchem jetzt alle Geistlichen seit hundert Jahren als von einem der erhabensten Beispiele der Macht und Größe Gottes sprechen, — als Newton zuerst diese Entdeckung machte, wurde er von der Kirche als Atheist und Ungläubiger gebrandmarkt, weil er, wie sie sagten, das Weltall aus Gottes Hand genommen und es einem Gesetz anvertraut habe. Und so erhebt sich jedes Mal, wenn ein neues Gesetz entdeckt wird, dasselbe alte Geschrei, bis heutigen Tages die Einwendungen gegen das Gesetz der Entwicklung darin gipfeln, daß sie behaupten, es treibe Gott ganz und gar aus seinem Weltall hinaus, als ob ein Gesetz etwas anderes wäre, als einfach ein Name für die Art des göttlichen Wirkens. Und je breiter man das Gesetz macht, je umfassender und ausgedehnter sein Bereich, desto größer und herrlicher wird der Gedanke und der Begriff von einem Gott,

der im Stande ist, ein solches Netz von Gesetzen zu weben, welches das Weltall bedecken und in alle Zeiten reichen wird.

Und jetzt wollen wir einen Augenblick innehalten, nachdem wir diese Streitigkeiten geprüft haben und es wagen, dem Dinge, das sich Wissenschaft nennt, ins Gesicht zu sehen. Was ist denn Wissenschaft? Warum sollten religiöse Menschen sich davor fürchten? Daß sie dieselbe fürchten, und daß selbst freisinnige Männer und Frauen sie fürchten, habe ich durch persönliche Unterhaltung mit einigen meiner eignen Gemeindemitglieder und Freunde erfahren. Viele haben eine Art ungemüthliches Gefühl, daß, wenn ein Prediger auf der Kanzel von „Wissenschaft“ spricht, er seinen wahren Beruf irgendwie zeitweise außer Acht läßt; daß er die Aufgabe, Gottes Wahrheit zu predigen, nicht erfüllt und über menschliche Theorien und Ideen spricht; daß er wirklich einen Uebergriff macht auf das Gebiet des Weltlichen und etwas thut, das für den Montag aber nicht für den Sonntag paßt. Wir wollen also, wie gesagt, diesem Ding einmal ins Gesicht blicken und sehen, ob wir herausbekommen können, was Wissenschaft ist. Die Wissenschaft ist nichts mehr und nichts weniger als die systematisch geordnete, bestimmte und ausgemachte Erkenntniß der Welt. Das ist das ganze schreckliche Ding. Wir wissen z. B., daß ein Fluß unmöglich höher steigen kann als seine Quelle. Wenn wir das als ein Gesetz der Bewegung des Wassers festgestellt haben, so haben wir damit etwas festgestellt, was einen Theil der Wissenschaft ausmacht. Ferner wissen wir, als weiteres Beispiel, daß wenn bestimmte chemische Elemente zusammen in eine Lösung gebracht werden, sie unter gewissen Bedingungen einen Krystall von einer bestimmten Form bilden werden; das wird jedes Mal geschehen. Das ist wieder einfach eine wissenschaftliche Thatfache. Wir wissen jetzt, seit der Kampf beendet und gewonnen ist, daß die Erde sich in vierundzwanzig Stunden ein Mal um ihre eigene Achse dreht, und daß sie sich um die Sonne bewegt. Das sind wieder einfache wissenschaftliche Thatfachen. Das heißt: alles, was die Menschen betrifft, was die menschliche Gesellschaft, die Erde, die Thiere, welche die Erde bewohnen, die Gräser und Kräuter, die Blumen, welche ihrem Boden entsprossen, die Wolken, welche in der Luft dahinziehen, die Atmosphäre selbst, die Sonne und die Sterne betrifft, — alles, was wir von diesen Dingen

wissen und beweisen können, ist Wissenschaft. Es ist wirkliche Wissenschaft, wenn es bewiesen werden kann, und wenn es nicht nur Jemandes Vermuthung und Voraussetzung ist. Nun giebt es eine ganze Menge Dinge, welche einfach geglaubt werden, eine ganze Menge Theorien, welche Hypothesen genannt werden. Diese werden als die Hülfswerkzeuge der Wissenschaft angesehen. Sie sind keine Wissenschaft, ehe sie nicht sicher festgestellt sind. Dinge, welche bewiesen sind und wieder bewiesen werden können, sind Wissenschaft. Und darin liegt ein Vorzug, den die wissenschaftliche Wahrheit vor jeder andern hat, — das, was in der Wissenschaft wahr ist, ist immer und überall wahr. Ich nehme es nicht an auf Grund eines Traumes, den ein Mann vor fünftausend Jahren gehabt hat; ich nehme es nicht an, weil Jemand zu mir kommt und sagt, er habe mit einem Engel gesprochen und der Engel habe es ihm gesagt; ich nehme es nicht an, weil irgend ein Mensch sagt: „ich wurde inspirirt die und die Dinge zu schreiben und dies ist eins von den Dingen, welche mir zu schreiben befohlen wurden“; ich nehme es nicht auf irgend Jemandes Zeugniß hin an. Es ist eine Wahrheit des lebendigen, wirkenden Gottes, die mir heute direct vor Augen steht; und ich kann sie jetzt beweisen, und ich kann sie morgen beweisen, grade so gut, wie sie gestern bewiesen wurde, so daß sich unmöglich ein Widerspruch oder Streit erheben kann, ob sie wahr sei oder nicht. Das ist die eine große Sache, die zu Gunsten der Methoden und Thatfachen der Wissenschaft spricht.

Ist nun diese Wissenschaft etwas Göttliches oder etwas Profanes? Man kann auf keine Weise unbedingt feststellen, daß die ganze Bibel von Gott eingegeben sei. Es ist keine Möglichkeit vorhanden sicher zu finden, wie viel Moses von dem Pentateuch geschrieben hat, oder ob er inspirirt war, das zu schreiben, was er schrieb, oder ob er aus seiner eignen menschlichen Meinung schrieb. Es giebt keine Möglichkeit Fragen wie diese sicher festzustellen. Und dennoch werden diese Dinge von Vielen, von der großen Menge der heutigen Christenheit uns als diejenigen angepriesen, welche besonders göttlicher Art sind und unsere Verehrung wird für sie in Anspruch genommen. Aber was immer ich nun von der Welt auch wissen mag, ich weiß, daß wenn es überhaupt einen Gott giebt, er der Urheber, das Leben, die Kraft, die Schönheit, die Herrlichkeit dieses

Weltalls ist, das er erschaffen hat. Und wenn ich auf die kleine Blume blicke, welche aus dem Boden hervorbricht, so blicke ich tief in die Geheimnisse göttlicher Schönheit und göttlichen Geschmacks. Und wenn ich meinem Freund ins Auge blicke, wenn ich die Aufopferung, die Selbstverläugnung und Liebe sehe, wozu ihn sein Herz treibt, so betrachte ich eine wissenschaftliche Thatsache, etwas, was ich als einen Theil der menschlichen Natur erkennen und beweisen kann; und zu gleicher Zeit blicke ich in das göttliche Mystorium der Liebe und Aufopferung Gottes. Wenn ich die Sterne betrachte, welche ihren Weg durch die blauen Tiefen der Himmel verfolgen, dann „denke ich Gottes eigne Gedanken ihm nach“, wie Kepler ehemals sagte. Und überall, wo Gott gewesen ist, oder wo Gott jetzt ist (denn er ist jetzt, wo er gewesen ist), wo immer Gott ist, erkenne ich seine Fußstapfen und kann meine Finger in die Abdrücke seiner eignen Finger legen; ich kann Gottes Leben in dem Wachsthum und dem Fortschritt der Natur um mich herum erkennen; ich kann den göttlichen Pulsschlag in der Luft und in dem Leben meines Körpers empfinden; ich lebe inmitten des einzigen Tempels, den Gott selbst geheiligt hat, und von dem ich die unbedingte Sicherheit habe, daß er Gottes Werk vergegenwärtigt. Ueber andere Dinge mögen nun Irrthümer herrschen oder nicht, dies ist gewiß. Hier also in der Natur, — in der Sonne und den Sternen, im Himmel und den Wolken, im Ocean und der Erde, in den Gräsern und Blumen und Bäumen und der menschlichen Natur, — erkenne ich eine directe Offenbarung Gottes; und wenn ich sie lesen kann, so kann ich selbst die eigenen Gedanken Gottes, seine Art zu wirken und den Weg der Weltentwicklung begreifen.

Das ist also die Wissenschaft, welche die Menschen irreligiös zu nennen wagen, welche sie zu verschreien wagen im Namen menschlicher Ueberlieferungen und menschlicher Systeme, menschlicher Träume und Thorheiten, und menschlichen Aberglaubens. Wenn es irgend etwas giebt, was das heilige Buch, die Lehre, das Leben, der Ausfluß und die Offenbarung von Gottes eigner Herzen und Gottes eigener Macht ist, so ist es das, was man Wissenschaft nennt.

Und nun noch ein Wort: was ist Religion? und warum braucht die Religion sich vor der Wissenschaft zu fürchten? und in welchem Verhältniß müßten Religion und Wissenschaft eigentlich wirklich zu

einander stehen? Religion — ich will einmal eine ganz kurze Erklärung geben und doch, man möge darüber nachdenken so lange man will, ich glaube nicht, daß man etwas Treffenderes finden wird, — Religion bedeutet einfach das richtige oder falsche Verhältniß, in welchem der Mensch zu seinem Gott und zu seinen Mitmenschen steht. Das ist die ganze Summe und das ganze Wesen der Religion. Es enthält und umschließt alles.

Was kann nun also die Wissenschaft für diese Religion thun? Die Wissenschaft hat seit hundert Jahren ihr einen der allerwichtigsten Dienste geleistet. Sie hat den Aberglauben, die unreifen Meinungen, die Irrthümer, die Mißverständnisse der Menschen in Bezug auf die Religion vernichtet. Zum Beispiel die Lehren der Astrologie, des vom Teufel Besessenseins, von der Hexerei, die Lehre von einer Auferstehung des Fleisches, von einer körperlichen Hölle grade unter der Oberfläche der Erde und viele andere, welche einst als hauptsächliche und wesentliche Theile der Religion angesehen wurden, — diese Dinge, welche nur Wunden und Schäden waren, Schwerter am Schiffe, die seinen Lauf aufhielten — diese Dinge hat die Wissenschaft abgestreift, verworfen und gänzlich ausgerottet.

Ich wundere mich nicht, daß die Menschen gegen die Wissenschaft ein Geschrei erhoben haben, weil sie so gehandelt hat; denn wenn ein Mensch einmal sein eigenes Denken für die Gedanken des allerhöchsten Gottes selbst hält, so glaubt er natürlich, wenn man dies anrührt, der Thron Gottes wankt. Aber die Wissenschaft hat den religiösen Gedanken wieder aufgebaut: das ist das eine, was sie für die Religion gethan hat. Ueber etwas Anderes habe ich mich schon weiter ausgelassen. Sie hat die Gegenstände der Religion unendlich erhoben, sie hat uns einen erhabeneren Gott, eine edlere Menschheit, ein großartigeres Weltall als Schauplatz menschlicher Handlungen gegeben. Ferner: wenn ich genau verstehen will, was Recht und was Unrecht ist, mit anderen Worten, wenn ich mit Bewußtsein sittlich sein will, wenn ich mein Gewissen nach einem wahren Vorbilde erziehen will, so muß ich die Thatfachen, welche sich auf die menschliche Natur, ihren Ursprung, ihre Geschichte, ihre Verhältnisse beziehen, genau erkennen lernen. Ich muß sie studieren und endgültig festsetzen und nur auf diese Weise kann ich sicher sein,

daß ich ein wahrhaft sittliches Leben führe. Zum Beispiel, um zu erklären, was ich meine: der größere Theil der Religion der Vergangenheit bestand einfach aus Ceremonien. Es hieß: „Du mußt dem Priester gehorchen, du mußt zur Kirche gehen, du mußt den Zehnten bezahlen, du mußt an den Sacramenten theilnehmen, du mußt dies thun, du mußt das thun“. Nun glauben wir und im Lichte der Wissenschaft ist es uns vollständig klar, daß keins dieser Dinge überhaupt in irgend welchem wesentlichen Verhältniß zur Religion steht; und daß ein Mensch religiös sein und sie alle vernachlässigen kann, und daß ein Mensch sie alle und noch tausende mehr beobachten und doch durch und durch äußerst irreligiös sein kann.

Die Wissenschaft setzt also genau für uns fest, was Recht und was Unrecht ist, indem sie die menschliche Natur aus dem Grunde studiert.

Und dann noch eins, die Wissenschaft überträgt nach und nach ihre Methode auf die Religion — ihre Forschungsmethode und die Art ihrer Beweisführung. Wie kommt es, daß so viele intelligente und denkende Männer heute jene großen Hauptlehren, wie man sie nennt, der Religion in Frage stellen? Es ist doch ein höchst sonderbares Ding in der Welt, wenn anders die Kirche mit ihren Klagen recht hat, daß gedankenvolle, verständige, ernste, religiöse Männer in der ganzen Welt jene Lehren für nichts achten. Kein Mensch denkt doch daran, das Gesetz der Schwerkraft für nichts zu achten, weil er weiß, es würde verrückt sein, das zu thun. Denn mag er es nun achten oder nicht, es bleibt eine unwidersprechliche Thatsache in der Welt, und wer ihm in den Weg kommt, den zermalmt es. Ferner wird kein Mensch die Gesetze des Feuers mißachten, weil er weiß, daß das Feuer eine Thatsache in der Welt ist, welche man nicht mißachten kann. Kein Mensch stellt es in Frage, ob die Erde sich um die Sonne bewegt, weil es bewiesen werden kann, daß sie es thut. Aber der Grund, weshalb man die Religion so angreift, weshalb so viel über sie hin und her gestritten wird; weshalb so gegen sie gekämpft wird, liegt darin, daß die Theologie versucht hat hundert oder tausend Dinge mit der Religion zu identificiren, welche kein Mensch auf Erden beweisen kann. Ich meine damit zum Beispiel Dinge, wie folgende: Muhamed behauptete von Gott

begeistert zu sein und die Lehren des Korans unter Inspiration zu verkündigen, Swedenborg behauptete, von Gott inspirirt zu sein; Petrus und Paulus behaupteten, Visionen direct von Gott zu empfangen. Nun kann Niemand sagen, ob sich das wirklich so verhielt. Es giebt keinen Weg es, oder das Gegentheil davon zu beweisen. Mit andern Worten, um ganz bestimmt und klar auszudrücken, was ich meine, viele von den behaupteten Lehren der Religion haben vormalß „in der Luft geschwebt“, — Wahrheiten, welche Niemand berühren, Niemand fühlen, Niemand sehen, Niemand beweisen konnte, so daß man sie anerkennen konnte, wenn man Lust hatte, aber man konnte Niemand durch vernünftige Gründe zwingen, sie anzunehmen. Aber man bringe nur einmal die Methoden der Wissenschaft in die Sphäre der Religion, stelle die Existenz Gottes fest; stelle die Gesetze Gottes, wie sie im Weltall sich offenbaren, fest, stelle die Natur des Menschen fest und seine religiöse Natur, als einen Theil derselben, — stelle sie fest auf der sicheren Grundlage erforschter und beglaubigter Wahrheit, und kein vernünftiger Mensch wird dann daran denken, sie in Frage zu stellen, oder zu fragen, ob er religiös sein und ein religiöses Leben führen müsse. Er wird ebenso wenig daran denken, dies in Frage zu stellen, wie die Thatfache, daß die Erde sich um die Sonne bewegt.

Und so müßte die Wissenschaft mehr und mehr in die Sphäre der Religion eindringen und ihre Methoden von Forschung und Beweisführung mit sich bringen. Dann wird aus den gegenwärtigen Streitigkeiten eine erhabenere Offenbarung der Religion hervorgehen, und sie wird auf unverrückbaren Grundlagen gegründet werden, wie die Welt sie bis dahin nie gesehen hat.

II.

Die Theorie von der Weltentstehung.

Bei der nationalen Unitarierconferenz in Saratoga (1874) hielt einer unserer bekanntesten Geistlichen eine Rede über unser Missionswerk, und im Verlaufe derselben nahm er Gelegenheit geringschätzig von denen zu sprechen, welche ihre Zeit an so unpraktischen Fragen wie die Vorzeit der Welt und den Ursprung der Dinge verschwenden. Er meinte, es gäbe genug Probleme von wirklicher, drängender, lebendiger Wichtigkeit rund um uns herum, welche unsere ganze Aufmerksamkeit beanspruchen und all unsere Energie verbrauchen. Und vor einem Jahr (1875) nahm Mr. Barton in der Musik-Halle im Laufe einer Vorlesung über „Unsere schimpfliche Politik“ Veranlassung, diejenigen lächerlich zu machen, welche ihr Gehirn wegen der Theorien Darwin's und Spencer's anstrengten, anstatt gegen die politischen Schäden und für die socialen Reformen des Tages mit aller Kraft zu kämpfen.

Gedanken und Aeußerungen wie diese sind natürlich genug für Jemanden, der nicht hinter den oberflächlichen Bewegungen der Zeit nach den verborgenen und oftmals weit zurückliegenden Quellen und Ursachen der Dinge forscht. Wenn Jemand nichts von dem inneren Mechanismus einer Uhr wüßte, könnte er vielleicht meinen, er könne sie in richtigen Gang bringen, wenn er die Zeiger auf dem Zifferblatt herumdreht, aber eine klügere Person würde sie zu einem Uhrmacher bringen und die innere Ursache der äußeren Störung nachsehen lassen.

Männer, welche mit ihrem Ruf als „praktische“ Arbeiter prahlen, sind oft sehr ungeduldig über Theorien und Theoretiker. Theoretiker bedeutet für sie Schwärmer. Sie betrachten einen solchen als in einem Wolkenlande wohnend, wo er sich mit wesenslosen Einbildungen

beschäftigt. Sie meinen, sein würdiger Repräsentant sei der Hund in der Fabel, welcher auf der Brücke stehend seinen Knochen fallen ließ, während er nach einem schöner aussehenden Schatten schnappte. Sie schlagen vor, den Knochen festzuhalten. Und doch muß man bedenken, daß jeder Mensch seine Theorie hat über alles, was er thut, und all seine Handlungsweise ist das Ergebnis seiner Theorie. Der Landwirth, welcher über seinen Nachbar spöttelt, daß er die neu-ausgedachten Ideen annimmt — die Kenntnisse der Chemikalien und der Bodenarten, welche die moderne Wissenschaft ihm enthüllt hat, — und welcher ihn mit dem Schimpfwort „Theoretiker“ an die Wände seiner Küche nagelt, ist selbst ebenso gut ein Theoretiker; nur bleibt er dabei, nach einer Theorie zu arbeiten, welche in stümperhaften Werkzeugen, in versuchsweisen Experimenten und überanstrengender Handarbeit besteht, — einer Theorie, bei der sein Großvater arm blieb, einer Theorie, die längst als ungenügend und mangelhaft verworfen wurde, anstatt die neue anzunehmen, welche sich durch Forschung und erfolgreiche Praxis als wahr erwiesen hat. Wenn ein Knabe in der Schule die Lösung einer mathematischen Aufgabe versuchen würde, ohne auf die Theorie, die zu Grunde liegenden Principien, nach denen die Frage gelöst werden kann, zu achten, so würde man sagen, er sei ein Dummkopf. Watt und Stephenson gelang es, den Grund zu unserm jetzigen Eisenbahnsystem zu legen, als sie die wahre Theorie der Geseze und der Anwendung des Dampfes entdeckten. Moltke ist der größte Feldherr der Gegenwart, weil er den Kopf dazu hat, die möglichst vollkommene Theorie der Kriegsgeseze auszufinnen und auszuführen. Wir alle, die wir Verstand genug haben, einen erfolgreichen Plan in unserm Beruf auszudenken und ihn zu verfolgen, sind Theoretiker. Der Banquier, der Kaufmann, der Advocat, der Arzt, der Geistliche, jeder hat seine Theorie; und sein Erfolg richtet sich nach seiner Fähigkeit, die für ihn brauchbare wahre Theorie zu entdecken und sie in die Praxis zu übertragen. Man könnte ebenso gut von der praktischen Kultur einer Eiche ohne Eichel sprechen, als sich eine erfolgreiche praktische Arbeit vorstellen, die von der Theorie losgelöst ist.

Und nun werfe man einen kurzen Blick auf die abgeschmackte Stellung, welche die eben erwähnten Prediger und Redner annehmen. Gesellschaft und Staat leiden an verschiedenen Krankheiten, welche

sie zu heilen wünschen, und deshalb, ohne sich aufzuhalten und Zeit und Kraft an den unpraktischen Fragen nach den entfernten Gründen und Ursachen des Uebels zu verschwenden, schlagen sie vor, unverzüglich ein Zugpflaster aufzulegen, zur Aber zu lassen und zu äßen. Wenn ein verständiger Arzt zu einem Kranken gerufen wird, hält er es nicht für Zeitverschwendung sich mit einer Untersuchung aufzuhalten, die Symptome zu beobachten, um herauszufinden, was ihm fehlt; und je ernster und dringender die Krankheit ist, desto sorgfältiger muß er darin verfahren.

Nun giebt es nicht eine einzige persönliche, sociale, politische oder religiöse Tagesfrage, welche nicht zurückgreift und im fernsten Alterthum des Menschengeschlechts wurzelt. Sie alle wachsen aus der ursprünglichen Natur der Menschheit heraus, grade so, wie der höchste Zweig oder das oberste Blatt eines zweitausendjährigen Baumes ein Sproß ist aus dem ersten Keim des alten Stammes. Darin liegt das Uebel der meisten „Reformen“ unserer Zeit. Sie sind der Ausfluß philosophischer Begriffe, rein empirischen Studiums oder die übereilten Muthmaßungen enthusiastischer Personen, welche in einem Jahr ein Gebäude vollenden wollen, dessen Fundamente zu legen Gott Jahrhunderte gebraucht hat. Jede wahre Reform muß den Lauf der Zeiten berücksichtigen und muß die ewigen Bewegungen des Weltalls sich zur Richtschnur dienen lassen.

Jetzt sind wir vorbereitet, die Frage aufzuwerfen, ob ein Studium der „Theorie der Weltentstehung“ etwas Praktisches ist. In erster Linie werfe man einen Blick auf Thatfachen. Alle Völker auf der Oberfläche der Erde, welche civilisirt genug waren, um eine durchdachte und organisirte Religion zu haben, verbanden mit ihrer Volksreligion immer eine Lehre von der Schöpfung der Welt oder eine Theorie vom Ursprung des Weltalls. Der Charakter ihrer Götter, ihre Vorstellungen von der Menschheit, ihre Sittengesetze, die Rechte der Herrscher und Unterthanen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen in Betreff eines zukünftigen Lebens entsprangen alle ihrer Vorstellung von dem Weltall. Ihr ganzes praktisches Leben war das einfache Ergebnis ihrer Theorie von dem Ursprung der Dinge*).

*) Carlyle hat gesagt: „Sage mir, was ein Mann von diesem Weltall denkt, und ich will Dir sagen, welches seine Religion ist.“

Und wie ist es heute mit dem Christenthum? Der volksthümliche Begriff von der Natur und den Eigenschaften Gottes, von der Natur des Menschen, dem Ursprung und der Natur des Bösen, die praktische Frage nach der Sünde, die kirchlichen Vorstellungen vom Heil, vom Himmel und der Hölle, die herrschenden Theorien über die Regierung und über socialen Fortschritt, die Stellung der Frau, die Rechte der Kinder, — all diese großen praktischen Fragen der Menschheit sind der unmittelbare Ausfluß der mosaischen Schöpfungslehre, der jüdischen Theorie vom Ursprung des Weltalls. Und der gegenwärtige Zustand im Verein mit vergangenen Kämpfen und Fortschritten der Wissenschaft ist das natürliche Resultat derselben Ursache. Und das wäre von keiner praktischen oder unmittelbaren Wichtigkeit? Es giebt keine einzige Frage unserer Zeit, welche in Bezug auf gegenwärtige, praktische, dringende Wichtigkeit sich der einen auch nur nähert, welche Spencer und Darwin und Häckel aufgeworfen haben. Man könnte ebenso gut sagen, daß weil die Sonne einundzwanzig Millionen Meilen entfernt ist, ihr Einfluß und ihre Lebens- und Strahlengesetze von keiner praktischen Wichtigkeit für Boston sei. Boston ist ein Produkt des Sonnenscheines von dem Granit an, mit welchem seine Straßen gepflastert sind, bis zu dem Geist, welcher in seiner Rathsversammlung herrscht. So ist auch die gegenwärtig thätige Welt mit all ihren weitverzweigten und vielfachen Interessen das Produkt des weit entfernten Ursprungs der Dinge.

Um etwas mehr ins Einzelne zu gehen und darzulegen, wie innig die Religion mit der Theorie von der Welt verbunden ist, wollen wir die Kirche der letzten zweitausend Jahre betrachten. Man möge beachten, daß das ganze orthodoxe System das natürliche und logische Produkt der mosaischen Erzählung vom Anfang aller Dinge in der Genesis ist. Die herrschenden Ansichten über Gott, die Natur und den Fall des Menschen, die gänzliche Verderbtheit, das Bedürfniß und die Vorstellungen von der übernatürlichen Erlösung, das ganze Gebäude, das Bekenntniß und die Gebräuche der Kirche, der gewöhnliche Glaube über die Natur und Wirksamkeit der Gebetsversammlungen, das ganze System von Erweckungsversammlungen, die Lehre von der Seligkeit nur weniger Menschen und der ewigen Verdammniß, — alles dies ist auf der Grundlage der mosaischen

Schöpfungsgeschichte aufgebaut. Und es giebt keine einzige unter allen diesen Ansichten, welche nicht vernichtet oder doch geändert werden wird, wenn es gemeinverständlich festgestellt sein wird, daß die mosaische Schöpfungslehre kein wahrheitsgetreuer Bericht von Thatfachen ist.

Nachdem ich also dargelegt habe, daß es uns, als praktischen ernstesten Männern der Gegenwart wohl der Mühe werth ist, diese Frage zu beleuchten und zu untersuchen, wollen wir nun zur Betrachtung der einzigen Theorien übergehen, bei welchen wir uns aufzuhalten brauchen. Natürlich können wir über die phantastischen Vorstellungen hinweggehen, welche bei so vielen Völkern in der Kindheit der Welt herrschen. Nur zwei Theorien, die mosaische und die der Entwicklung behaupten gleichmäßig Anspruch auf den nüchternen Glauben des neunzehnten Jahrhunderts zu haben. Auf diese müssen wir also unsere Aufmerksamkeit beschränken.

I. Die mosaische Schöpfungslehre.

Ehe ich weiter gehe, möchte ich zwei oder drei Bemerkungen machen, welche besonderer Beachtung werth sind.

1) Die Schöpfungsgeschichte im ersten Buche Moses behauptet ihren Platz im Volksglauben, nicht weil sie bewiesen worden ist oder bewiesen werden kann, sondern einzig weil man glaubt, daß sie in nothwendiger Verbindung mit den Wahrheiten des Christenthums stehe. Dies ist in jedem Falle eine sonderbare und fragliche Basis, um einen wissenschaftlichen Glauben darauf zu begründen.

2) Es ist ein traditioneller Glaube der alten Welt, der Moses nicht zuerst offenbart wurde, sondern aus einer längstvergangenen vorhebräischen Zeit stammte.

3) Die Schöpfungsgeschichte behauptet nicht einmal das Ergebniß eines Studiums der Thatfachen zu sein, welche sie zu erklären vorgiebt. Damals war ein solches Studium weder möglich, noch wurde es versucht, so daß Moses etwas berichtet, von dem weder er noch irgend jemand anders zu jener Zeit auf irgend eine Weise Kenntniß hatte. Es ist nur der traditionelle Glaube des Zeitalters.

4) Diese Ueberlieferungen genießen viel kaum verdiente Verehrung und Glauben ihres hohen Alters wegen; ebenso wie ein Mann stolz auf seine Vorfahren ist, obgleich die Wurzeln seines

Stammbaumes geradezu in ein barbarisches Zeitalter zurückreichen. Aber wenn man es recht bedenkt, so kommt diese Ehrfurcht uns zu. Wir sind die wahren Alten. Die Gegenwart ist das graue Alterthum der Erde. Des Mannes Alter und nicht seine Kindheit schmücken Weisheit und graue Haare. Diese Erzählung Moses ist eine der Phantasieen aus der Kindheit der Welt. Die Civilisation war nie so alt und hatte nie solche Vorräthe angesammelter Kenntnisse, wie jetzt. In der That hat die Welt nie, bis auf den Zeitraum der letzten hundert Jahre, so viel von den Thatfachen des Weltalls festgestellt, daß die Menschheit competent gewesen wäre, eine vernünftige Theorie von der Welt aus ihren erworbenen Kenntnissen zu bilden. Wenn es also in der Geschichte der Menschheit je eine Zeit gegeben hat, wo es möglich war, diese Frage festzustellen, so ist diese Zeit jetzt da.

5) Die mosaïsche Schöpfungslehre kann in wissenschaftlicher Beziehung keinen Anspruch machen, überhaupt eine Theorie genannt zu werden, aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nichts erklärt. Ihr einziger Anspruch, eine Erklärung zu sein, ist nur ein Sprung ins Unbegreifliche. Sie sagt einfach „Gott schuf“. Aber das erklärt ganz und gar nicht die Methode der Schöpfung, wie, durch welchen Proceß und welchen Gesetzen und Kräften gemäß die Dinge zu dem geworden sind, was sie sind. Ich erkläre das Geheimniß des Lebens nicht, wenn ich meinem Kinde sage, daß Gott das neugeborene Kind schuf, und daß die Engel es mir gebracht haben. Ich erkläre einen Baum nicht, wenn ich einem Kinde sage, daß Gott ihn machte. Ich erkläre eine arithmetische Frage nicht, wenn ich einem Schüler sage, daß ich sie ausgearbeitet habe, und daß die Antwort so und so lautet. Aber alles dies sind ebenfogut Erklärungen, wie die Genesis die Welt erklärt. Die Menschen forschen nach den Ursachen und den Methoden, durch welche die Resultate hervorgebracht werden. Das Sonnensystem wird durch das Gesetz der Schwerkraft erklärt, nicht dadurch, daß man sagt, Gott oder die Engel setzen die Planeten in Bewegung.

Also kann man ruhig sagen, daß es niemanden einfallen würde, an der mosaïschen Geschichte fest zu halten, wenn er das nicht für einen Theil seiner Religion ansähe. Und die Entwicklungslehre ist bekämpft worden, nicht weil sie keine triftigen Gründe für sich hatte,

sondern weil sie als der volksthümlichen Religion feindlich betrachtet wurde.

Mit diesen Bemerkungen im Sinne, sind wir bereit, das erste Buch Mose zu betrachten. Der volksthümliche Glaube war einfach folgender: Gott hatte seit Ewigkeiten gelebt, allein, vollkommen und glücklich in sich selbst. Plötzlich, ohne irgend einen begreiflichen Grund beschließt er die Welt zu erschaffen. Vorher jedoch hatte er die Engel geschaffen, damit sie ihm dienen und ihn preisen möchten, obgleich es schwer zu sagen wäre, welche Dienste und welches Lob er brauchte, der vollkommen in sich war. Wenn er irgend welchen Beweggrund hatte, die Welt zu erschaffen, so glaubte man, es sei der, daß er selbst verherrlicht werden und die Bewunderung seiner Geschöpfe empfangen möge. Das Hauptresultat sollte sein, daß, nachdem die Welt vergangen wäre, seine Güte durch die Rettung weniger, und seine Gerechtigkeit durch die Verdammung der vielen sich als das Ergebniß seines Erlösungsplanes erweisen sollte. Als er dann bereit war, schuf er durch ein befehlendes Wort die Materie aus nichts, und aus dieser Materie erbaute er die Welt. Diese Welt, eine flache Scheibe, verankerte er in der Mitte des Raumes, „befestigte sie für immer, so daß sie nicht bewegt werden konnte“. Dann errichtete er das feste Himmelsgewölbe und setzte es wie eine Kuppel über die Erde. In dieser ordnete er die Sonne, den Mond und die Sterne, um die Jahreszeiten, die Tage und Nächte zu trennen und der Erde Licht zu geben. Er theilte die Wasser und machte die Meere von dem, was er auf der Erde zurückließ, und in seinen Vorrathskammern „über dem Himmelsgewölbe“ speicherte er den Regen auf, um die Erde zu bewässern, welche Bewässerung dadurch stattfinden sollte, daß die Fenster des Himmels geöffnet und das Wasser hindurch gelassen wurde. Dann bildete er verschiedene Lebensformen, schuf Fische und Reptilien, Vögel und vierfüßige Thiere aus dem Staub. Als dies geschehen ist, fällt es der Gottheit ein, daß keins dieser Geschöpfe an ihn denken oder ihn loben kann, darum überlegt er und beschließt einen Menschen nach seinem eignen Bilde zu machen. Er formt Adam aus dem Staube, bläst dann in seine Nasenlöcher, und er wird lebendig. Als Gott dann sieht, daß er allein ist, beschließt er, ein Weib ihm zur Gefährtin zu machen. Darum versenkt er ihn in Schlaf, nimmt eine von seinen

Rippen, — welche sonderbarer Weise nie entbehrt worden ist, — und bildet aus derselben Eva. Alles dies hat sechs Tage in Anspruch genommen. Nun ist Gott müde und bestimmt einen Tag der Ruhe. Dies ist der Ursprung des Sabbath's. Wenn mit Ruhe ein außer Acht lassen der Schöpfung gemeint ist, so müßten wir vermuthen, daß sie während der Vernachlässigung in Unordnung gerathen sein könnte. Aber wenn damit einfach ein Aufhören des Erschaffens gemeint ist, so hat Gott nach dieser Theorie seitdem immer geruht und man kann schwerlich einsehen, warum behauptet wird, daß er nur einen Tag dazu nahm. Aber wir wissen jetzt, daß der Schöpfungsproceß nie aufgehört hat, also können wir überhaupt keinen Sinn darin finden. Selbst Jesus erklärte, daß sein Vater noch immer wirke.

Nun ist es nicht meine Absicht, den Verstand meiner Leser zu beleidigen, indem ich beweise, daß das nicht wahr ist. Die Vorstellung von Gott und seiner Wirksamkeit ist der unwissenden und kindlichen Einbildungskraft der Urzeit angemessen; aber kein freier Geist der Gegenwart wird sich auch nur die Mühe nehmen, sie zu widerlegen. Eine einfache Betrachtung derselben ist schon eine genügende Widerlegung. Die Genesis enthält selbst von der ursprünglichen Schöpfung widersprechende Berichte, und die Inspiration des alten Testaments war nicht der Art, daß sie die greifbarsten Fehler in der Beschreibung von natürlichen Dingen verhindern konnte.

Wir können daher übergehen zur Betrachtung

II. der Theorie der Entwicklung.

Ein Versuch die Beweise für diese Theorie auch nur zu skizziren würde unsere Grenzen überschreiten. Dieselben sind in den Werken der Meister der Wissenschaft, welche besonders für diesen Zweck geschrieben wurden, enthalten. Ich muß mich daher begnügen, einige der oberflächlichsten Thatfachen hervorzuheben und dann die Theorie selbst der mosaischen gegenüber zu stellen, damit man sie vergleichen kann.

1) Es ist eine Thatfache, welche die Menschen zum Nachdenken anregen sollte, ehe sie dieselbe von sich weisen, daß fast jeder jetzt lebende wissenschaftlich gebildete Mann, welcher competent ist, ein Urtheil über diese Frage zu fällen, an die Entwicklungslehre glaubt. Wenn alle erfahrenen Aerzte über eine gewisse Krankheit überein-

stimmten, würde es schwerlich bescheiden von uns sein, zu sagen, daß sie Unrecht hätten. Wenn alle Generäle in einer militärischen Frage einig sind, so spricht die Wahrscheinlichkeit entschieden dafür. Wenn alle Architekten über ein Gebäude einer Meinung sind, und wenn alle Maler sich zur Vertheidigung einer Kunstfrage vereinigen, dann sollten Außenstehende wenigstens mit ihrem Urtheil zurückhalten. Beinahe alle Opposition gegen die Entwicklungslehre geht gegenwärtig von der Theologie aus, aber die Theologie weiß zufällig nichts davon. Es ist, wie wenn ich versuchen wollte, einen streitigen Punkt in der Musik durch den Geruchssinn oder eine Frage nach der Farbe (roth oder weiß) durch das Gehör festzustellen. Die Männer, welche gewöhnlich die Entwicklungslehre bekämpfen, können in zwei Klassen getheilt werden: die, welche von theologischem Vorurtheil getrieben werden, und die, welche nichts davon verstehen.

2) Die Entwicklungstheorie ist aus beobachteten und gesammelten Thatfachen des Weltalls zusammengestellt, sie beruht nicht auf Muthmaßungen. Die Männer, welche diese Antwort auf die alte Frage: Wie wurden die Dinge zu dem, was sie sind? ausgearbeitet haben, sind Männer, welche an die Thatfachen selbst herangetreten sind und die Frage untersucht haben. Sie gingen zur Erde und studirten sie und entwickelten so die Wissenschaft der Geologie; sie beobachteten die Sterne und ihre Bewegung, und daraus entstand die Astronomie; sie studirten die Thiere und ihr Leben, und daraus entstand Zoologie; sie studirten den Menschen, und daraus entstand Physiologie und Anthropologie. Wenn also irgend jemand in der Welt ein Recht hat, sich eine Meinung über diesen Gegenstand zu bilden, so sind es diejenigen, welche den betreffenden Thatfachen nachgeforscht haben, und es ist einfach abgeschmackt, wenn Leute sich eine Meinung darüber anmaßen, die keinen besseren Stoff als Unwissenheit und Vorurtheil haben, um dieselbe daraus zu bilden.

3) Sie besteht die höchste Probe einer guten Theorie; das heißt, sie nimmt fast jede bekannte Thatfache in sich auf, erklärt und ordnet dieselbe, während man keine einzige Thatfache kennt, welche es unvernünftig für einen Mann erscheinen läßt, ein Anhänger der Entwicklungslehre zu sein.

Was enthält nun diese Theorie? Einfach dies: daß das ganze Weltall, Sonnen, Planeten, Monde, unsere Erde und jede Lebens-

form auf derselben, Pflanzen und Thiere bis herauf zum Menschen mit all unserer Civilisation sich aus einem Urnebel oder Feuernebel entwickelt hat, der einst den Raum ausfüllte, den jetzt die Welten einnehmen; und daß diese Entwicklung in Uebereinstimmung mit allen Gesetzen und Kräften noch immer thätig ist und um uns herum wirkt. Sie nimmt keine unbekannte Thätigkeit in Anspruch. Sie will eine natürliche Thatfache nicht durch ein Wunder erklären, welches das Geheimniß, das es enthüllen soll, nur noch dunkler macht. Sie sagt: „Ich erkenne an und berücksichtige nur die Kräfte, die vor meinen Augen wirken, und mit diesen will ich das sichtbare Weltall erklären“.

Gewiß eine erhabene Aufgabe und, wenn sie erfüllt ist, ein erhabenes Werk des menschlichen Geistes.

Betrachten wir die Theorie etwas näher in ihren Einzelheiten. Sie lehrt, daß der Raum, welchen jetzt die Sonnen und Planeten einnehmen, einst von einem Feuernebel oder flammenden Gas erfüllt war. Dieser Nebel oder dieses Gas wurde durch einen Abkühlungs- oder Verdichtungsproceß in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Bewegung, die von Natur in demselben herrschten, im Lauf der Zeiten zu Sternen und Welten verdichtet, welche allmählich ihre jetzigen Bewegungen, Formen und Eigenschaften annahmen. Dies ist die berühmte „Nebel-Hypothese“. Zu Gunsten dieser Theorie spricht die Thatfache, daß die Erde sich jetzt genau in dem Zustande befindet, in dem sie nach der Voraussetzung sein muß. Der Mond, kleiner als die Erde, ist jetzt kalt geworden und erstorben. Jupiter und Saturn, die größer sind, sind noch heiß, — in einem Zustand, der die Mitte hält zwischen dem flammenden der Sonne und dem bewohnbaren der Erde. Ferner giebt es im ganzen Weltraum verstreut Nebelwolken, welche sich noch in dem flammenden gasförmigen Zustande befinden, herumwirbeln und gerade solche Formen annehmen, wie sie nur die Entwicklungstheorie erklären kann. Die Theorie lehrt ferner, daß nachdem die Erde so weit abgekühlt war, daß Land und Wasser und eine Atmosphäre sich gebildet hatten, das Leben auf ihr erschien. Aber wie? Durch irgend eine besondere Schöpfungsthat? Nein. Sie führt keine neue oder unbekannte Kraft ein und verlangt nach keinem Wunder. Die Wissenschaft entdeckt keine unübersteigliche Kluft zwischen dem, was wir in Unwissenheit todtten Stoff nennen, und dem, was lebendig ist. Sie glaubt nicht, daß

irgend eine Materie todt sei, und daher findet sie in ihr die „Verheißung und den Keim jeder Lebensform“. Sie hat ein kleines klebriges Kügelchen oder Zelle entdeckt, das hauptsächlich aus Stickstoff und Eiweiß besteht. Es ist eine chemische Zusammensetzung, deren Entstehung nicht wunderbarer ist, als die Bildung eines Krystalles, und die mit keinem größeren Recht als ein Krystall ein Wunder zu sein beansprucht. Dieser kleine Klumpen oder diese Zelle ist nicht nur die niedrigste und ursprünglichste Lebensform, sondern es ist auch die Grundlage alles Lebens. Es giebt keine einzige Lebensform auf dem Erdball, von dem Moos auf einem Steine an bis hinauf zum Gehirn eines Sir Isaac Newton, die nicht eine mehr oder weniger verwickelte Zusammensetzung oder Verbindung dieser ursprünglichen winzigen Zelle wäre, und es giebt keine Stufe in dem Proceß der Entwicklung, deren Resultate nicht unter gewissen bestimmt festgestellten Gesetzen und Kräften hervorgebracht werden könnten. Es giebt keine Scheidewand zwischen dem Pflanzen- und Thierreich. Kein jezt lebender Naturforscher kann sagen, wo das eine aufhört und das andere anfängt, so unmerklich verschmelzen sie in einander, wie der Tag durch die Dämmerung in die Nacht übergeht. Ebenso wenig giebt es eine Scheidewand zwischen Arten, sowohl der Pflanzen, als der Thiere. Dieser Punkt ist jezt festgestellt. Die Entwicklungslehre erklärt auch (was keine andere Theorie thut) die Vertheilung der Pflanzen und Thiere über die Oberfläche der Erde. Sie erklärt den gegenwärtigen Zustand der Menschenrassen, — den Fortschritt einiger, den Stillstand anderer und die Fälle allmäligen Verfalles und Aussterbens. Sie erklärt sociale, politische und religiöse Bewegungen und Veränderungen, steigende und fallende. Sie beweist allmählich ihre Fähigkeit mit den großen Räthseln und Fragen der Zeit zu ringen und sie zu lösen. Und wenn sie erst allgemein verstanden und angenommen sein wird, wird sie alle Kräfte und Bewegungen der modernen Welt lenken.

Von dem ursprünglichen Feuernebel bis heute ist also die Welt gewachsen, ohne das Bedürfniß oder die Hülfe besonderer Schöpfungsacte, Wunder oder irgend welcher anderer Kräfte, als diejenigen, welche wir als um uns herum wirkend kennen und anerkennen. Es hat Millionen von Jahren gedauert, bis dies gethan war, aber was sind sie in der Ewigkeit? Es hat keine Sündfluth, noch Pause,

noch ein Ueberspringen gegeben. Die Sonne hat geschienen, der Regen ist gefallen, die Winde haben geweht, die Flüsse sind geflossen, die Meere haben die Ufer ausgehöhlt, Continente haben sich erhoben und sind versunken, gerade wie jetzt; und all diese Dinge sind vorübergegangen.

Aber es könnte Jemand sagen: „Das ist vollständiger und barer Atheismus. Du hast Gott gänzlich aus dem Spiel gelassen. Wo ist er während dieser Millionen von Jahren gewesen, und was hat er gethan? Von dem Feuernebel bis heute ist alles seinen Weg nach natürlichen Principien und Naturgesetzen gegangen, wie du sagst?“ Ja, gerade das sagt die Entwicklungslehre. Aber ehe wir es Atheismus nennen, laßt mich eine Frage an euch richten. Hier steht ein hundertjähriger Eichenbaum. Die Eichel, der er entsproßte, war die natürliche Frucht irgend einer andern Eiche. Sie fiel zur Erde, und die junge Eiche keimte hervor. Von jenem Tage an bis heute, — hundert Jahre lang, — ist die Eiche nur einem Naturgesetz zufolge gewachsen. Man braucht kein Wunder, um das zu erklären. Ist eure Theorie von einer Eiche denn atheistisch? Ist es weniger wunderbar, daß diese Eiche wächst, als daß tausende anderer Eichen und anderer Lebensformen dasselbe thun? Wenn ein Kind geboren ist, sagt man, es wächst einem Naturgesetz zufolge. Ist es irgendwie wunderbarer, daß es nach einem Naturgesetz geboren werden sollte? und daß alles Leben geboren werden und sich entwickeln sollte nach natürlichen Gesetzen? Ihr seid ebenso sehr Atheisten, wenn ihr sagt, daß ein Baum oder ein Kind natürlichen Gesetzen zufolge wachsen, wie die Entwicklungslehre, wenn sie sagt, daß die Welt es ebenso gemacht hat. Vorausgesetzt die Wissenschaft rückt ihren Gott einige Millionen Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück, während Moses den seinen nur sechstausend Jahre zurückschiebt, würde dieser Zeitunterschied eine Theorie atheistischer als die andere machen? Aber ich würde das Zurückschieben Gottes um sechstausend oder hundert Millionen Jahre oder auch nur um fünf Minuten alles ganz gleich atheistisch nennen. Darum würde ich weder das eine noch das andere thun. Sollten wir nicht vielmehr das Leben und die Macht und das Wirken Gottes im Feuernebel, in all den werdenden Welten, in dem ersten Erscheinen des Lebens auf dem Planeten, in den Formen, welche alle Stufen bis herauf zum Menschen erklimmen,

sehen? Sollten wir ihn nicht sehen im Staub der Straßen, in den Gräsern und Blumen, in den Wolken und im Licht, im Ocean und in den Stürmen, in den Bäumen und Vögeln, in dem Thier, das sich durch zahllose Formen bis zur Menschheit erhebt? Sollten wir ihn nicht in der Familie, in der Gesellschaft, im Staat, in allen Religionen bis hinauf zu der höchsten Blüthe des Christenthums erkennen? Sollten wir ihn nicht in der Kunst, Literatur und Wissenschaft erkennen? Sollten wir nicht die ganze Welt zu seinem Tempel machen und das ganze Leben zu einem Gottesdienst? Alles dies können wir nicht nur nach der Entwicklungslehre thun, sondern dieselbe hilft uns auch dabei. Ich müßte mich sehr irren, wenn der Radicalismus der Entwicklungslehre sich nicht als der erhabenste Conservatismus, nicht allein in socialer und politischer, sondern auch in religiöser Beziehung ausweisen sollte. Sie wird sich als der am meisten theistische Theismus herausstellen. Sie wird uns den erhabensten Begriff von Gott geben, den die Welt je gekannt hat. Sie ist unvereinbar mit „Orthodoxie“, aber nicht mit Religion. Sie wird von gedankenlosen Leuten beschuldigt, materialistisch zu sein, aber in Wirklichkeit ist sie alles andere eher. Sie ändert unsern Begriff von der Materie so gänzlich, daß sie den alten „Materialismus“ vernichtet. Sie berührt nicht nur keins der wesentlichen Elemente der wahren Religion, sondern giebt ihr auf der andern Seite ein festes und breites Fundament, das sie gegen die Möglichkeit eines Umsturzes sichert. Dies klar zu machen wird unsere Aufgabe bei der Behandlung der besonderen Abschnitte sein.

Wir bleibt nur noch übrig, einen Vergleich zwischen den beiden Schöpfungstheorien anzuregen in Hinsicht der Größe und Göttlichkeit derselben. So viele unbedachte Spötteleien haben die Theorie getroffen, welche von der Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen zu sprechen wagt, daß ein solcher Vergleich vielleicht dazu beitragen könnte den Spott in Bewunderung zu verwandeln.

Wir staunen Watt an als den ersten Erbauer einer Dampfmaschine, aber es hat außer dem seinen noch mancher gute Kopf dazu gehört, um sie in ihrer jetzigen Vollkommenheit herzustellen. Wie, wenn er nun im Stande gewesen wäre, sie nach einem solchen Plan zu bauen und einen solchen Kraftvorrath in sie hineinzulegen, daß sie durch lange Zeiträume hindurch Verbesserungen ihrer selbst

aus sich selbst entwickeln könnte, bis sie sich allen Bedürfnissen des Menschen angepaßt hätte? Daß sie sich allen Schienen, den Landwegen und städtischen Straßen anpaßte, daß sie auf dem Wasser schwimmen und in der Luft fliegen könnte, daß sie sich allen Elementen und Bedürfnissen anschmiegen könnte, welche sie dem Dienste des Menschen nutzbar machen? Vorausgesetzt alles dies entwickelte sich aus der ersten einfachen Maschine, die Watt zusammensetzte und that es vermöge der Kraft, die Watt selbst in sie pflanzte, so würde schon die Vorstellung eines solchen Mechanismus uns empfinden lassen, wie übermenschlich und wie würdig der Gottheit derselbe sein würde. Wäre es nicht unendlich viel mehr, als die einzelne Construction jeder einzelnen Verbesserung? Und dennoch ist diese Voraussetzung etwas außerordentlich Einfaches und Leichtes im Vergleich mit der erhabenen Großartigkeit der Schöpfung nach der Idee Darwin's. Wer kann eine Eichel vom Boden aufheben und, indem er zu dem Baume aufblickt, von dem sie herunter gefallen ist, versuchen, sich all die prächtige Schönheit und Kraft Jahrhunderte langen Wachstums der Eiche vorzustellen, die in dem winzigen Korn in seiner Hand enthalten ist und nicht überwältigt werden von der Macht und dem Mysterium der Werke Gottes? Wie unaussprechlich größer ist der Gedanke, daß der weltumfassende Baum des Lebens mit allen seinen millionen Mal vervielfältigten verschiedenen Formen und Thätigkeiten, seiner Schönheit und seiner Kraft, dessen Wurzeln sich in den Staub erstrecken und dessen Wipfel „mit den Himmeln Zwiesprach hält“, und der auf seinen höchsten Zweigen das ewige Licht von Gottes geistiger Herrlichkeit trägt, nur das göttliche Erzeugniß eines kleinen Samenkornes ist, in das der göttliche Finger solche fruchtbringende Kraft legte!

III.

Der Gott der Entwicklungslehre.

Die Offenbarung des Lebens und der Kraft des Weltalls ist eine stufenweise Entwicklung gewesen; das heißt ein fortdauerndes Entfalten, eine wachsende Enthüllung, in der das Unscheinbare wichtig, das Einfache verwickelt wurde durch scheinbar unendliche Entwicklung und Abzweigung. Das Ganze wiederholt sich in jeder Blume, die blüht. Die Rose ist zuerst ein Samenkorn, der Keim schießt aus der Erde, treibt Zweige, Knospen und Blätter, entfaltet die Schönheit und den Duft der Blüthe und entwickelt dann aus ihrer Lieblichkeit den Keim von etwas Zukünftigem. Ebenso verhält es sich mit der Bergfichte, welche ganze Jahrhunderte menschlicher Geschichte von ihrem Wachtthurm aus beobachtet hat. Ihre lebendige Triebkraft war einst in einem kleinen Samenkorn eingeschlossen, durch die schützende Umhüllung eines winzigen Tannzapfens gesichert, den man mit der Hand umschließen kann. Man kann die Kraft und das Wunder dieses Lebens nicht sehen, wenn man einfach den Samen oder den Tannzapfen betrachtet, sondern nur wenn man die Prozesse und Ergebnisse der wunderbaren Entfaltung oder Entwicklung studirt.

Das Weltall war, so weit wir jetzt im Stande sind, seiner Spur zu folgen, einst in dem Welt-Samen des Feuernebels oder Urnebels enthalten. Wir könnten alles mögliche muthmaßen, woraus der Feuernebel entstand, und woher er kam, aber Wissenschaft bedeutet Wissen, und es ist meine Absicht, mich, so weit als möglich, an das zu halten, was wir wissen. Die Theologie setzt Gott als Urheber voraus und glaubt damit allen Schwierigkeiten zu entschlüpfen. Aber wenn sich die Wissenschaft mit Voraussetzungen beschäftigen wollte, so hat sie dasselbe Recht zu erklären, daß der

Feuernerbel sich selbst machte oder immer existirt hat, welches die Theologie hat zu sagen, daß Gott sich selbst gemacht oder immer existirt hat. Ich gebe willig und offen zu, daß es ebenso leicht ist, zu glauben, daß das Weltall immer existirt oder sich selbst gemacht hat, wie zu glauben, daß Gott immer existirt oder sich selbst gemacht hat. Es ist einfach unmöglich, das eine oder das andere sich vorzustellen oder zu begreifen. Da ich nun zu denen sprechen und ihr geneigtes Gehör in Anspruch nehmen möchte, die sich nicht bei der Tradition oder Voraussetzung beruhigen wollen, sondern erkennen möchten, ob die Religion irgend eine Grundlage des Wissens hat, auf die sie sich stützen kann, so schlage ich vor, jede Voraussetzung zu vermeiden, selbst die der Existenz Gottes. Ich möchte ihn finden, wenn ich kann, und dann wird keine Voraussetzung nöthig sein.

Wir fangen also mit dem Feuernerbel an, weil er das erste ist, was wir kennen. Dieser Feuernerbel wurde durch Abkühlung und Verdichtung zu Sonnen, Planeten und Welten, — zu den wunderbaren Himmelskörpern unserer jetzigen telescopischen Astronomie. Unser System entstand nur langsam. Die Sonne, von einer Größe, daß sie noch jetzt nicht abgekühlt ist, ist die Quelle unseres Lebens, Lichtes und unserer Wärme. Der Mond, von einer Kleinheit, daß er schon kalt und todt ist, existirt jetzt nur um der Erde willen. Andere Glieder des Systems sind noch halb Sonne, halb Planet und noch nicht geeignet für eine Stätte des Lebens. Als dieselbe bereitet war, erschienen in den Urmeeren der Welt die niedrigsten Lebensformen, die weder Spuren von Gliedern, noch Knochen, noch Gehirn, noch irgend welche Organisation zeigten. Dann folgten lange Perioden, während denen der höchste Typus des Lebens auf Erden in Fischen bestand. Die schuppengepanzerten Seekönige waren die Lords und der Adel jener Zeit. Dann erklimmten diese die höhere Stufe der Reptilien. Ungeheuerliche Geschöpfe, die halb im Wasser, halb auf dem Lande lebten, oder mit großen Drachenschwügelu schwerfällig durch die Luft flogen, beherrschten jetzt tausende von Jahren die Erde. Dann kamen Vögel, und Jahrhunderte lang waren sie die höchste Lebensform auf dem Erdball. Zunächst erschienen dann Thierformen, welche von den niedrigsten Urbildern und den einfachsten Formen immer höher stiegen, bis der große Baum des Lebens die Blüthe der Menschheit trieb. Aber das erste

Wesen, welches füglich menschlich genannt werden konnte, war im Vergleich zu späteren Entwicklungen, nichts mehr als die nichts-sagende Blüthe des Unkrauts, wenn sie neben die duftige Pracht der Rose oder die mächtige tropische Blüthe der Aloe gestellt wird. Die Kluft, welche die Thiere der höchsten Stufe von den Menschen der niedrigsten Stufe trennt, ist verschwindend klein im Vergleich zu den bedeutenden Unterschieden, welche zwischen diesen niedrigsten Menschen und den Dante, Shakespeare und Newton unseres Geschlechts herrschen. Und über diese alle ragt die sittliche Größe eines Jesus hervor wie ein Berg, der aus den Wolken auf all seine Gefährten herniederseht.

So hat sich das Panorama der Schöpfung entfaltet. Die erste Scene stellte den Feuernebel dar, und die letzte, welche wir kennen, ist die gegenwärtige Stunde, die das höchste sociale, politische und religiöse Leben und Streben des Menschengeschlechts in sich schließt. Aber wir sind noch nicht am Ende angelangt, in der Schöpfung ist kein Stillstand eingetreten, das Bild zeigt auch heute noch Leben und Entwicklung. Und wenn wir von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen dürfen, so müssen wir bekennen, daß unserer Einbildungskraft die Farben mangeln, welche glänzend und gewaltig genug wären, um die Möglichkeiten der kommenden Zeiten auszumalen.

Wir können also jetzt erkennen, daß die Offenbarung des Lebens und der Kraft im Weltall in allmäliger Entwicklung vor sich ging. Und wenn jemand irgend ein besonderes Studium dieses Fortschritts angestellt und zu ergründen versucht hätte, was das Leben sei, indem er die „geschaffenen Dinge“ betrachtete, so hätte er natürlich seine Idee von diesem Leben oder Gott (wenn er ihm diesen Namen gab) nach dem jeweiligen Zustand der Dinge bilden müssen. Im Zeitalter des Feuernebels oder der Fische hätte sein Gott dem Dagon der Philister gleichen müssen; oder in dem der Reptilien den Gottheiten der Schlangenverehrer; oder in dem der Säugethiere dem heiligen Stier Egyptens; oder einfach einem sinnlichen Menschen, wie dem römischen Hercules oder Jupiter, oder dem hebräischen Jehovah frühester Zeit (denn Jehovah war zuerst nur ein gigantischer Mensch), wie David sagt: „Jehovah ist ein Kriegermann.“ Als solcher erscheint er in der ganzen Genesiß.

So hat sich also das Leben der Dinge in allmähligem Wachsthum offenbart, und es ist eine ebenso merkwürdige wie lehrreiche Beobachtung, daß in der Idee von Gott der menschliche Geist diese Entwicklung der Thatfachen der Welt wiederholt oder wieder durchlebt. Habt ihr je über die ersten Vorstellungen nachgedacht, welche die Menschen sich von Gott machten, und wie dieselben sich zu dem entwickelten, was wir jetzt denken und glauben? Die ersten Menschen der Welt hatten natürlich kein Feuer, keine Häuser, keine Waffen, um ihr Leben zu vertheidigen oder ihre Nahrung zu erjagen. Die wichtigste Erfindung der Welt wurde gemacht, als ein Mensch zuerst einen Speer aus einem Stock machte. Wehrlos gegen Hunger und Kälte, Sturm und wilde Thiere muß ihr vorherrschender Trieb und das Gefühl jener Zeit die Furcht gewesen sein, und aus dieser entwickelte sich naturgemäß ihre erste Religion. Als sie sahen, daß sie selbst und die wilden Thiere sich bewegten, schrieten und Laute hervorbrachten und sahen, daß sie lebendig waren, glaubten sie in ihrer Kindlichkeit, daß alles, was sich bewegte oder Laute erzeugte, auch lebendig sei. Und da die wilden Thiere ihnen schaden und sie tödteten, wo sie nur konnten, da Sturm und Kälte sie verletzten und tödteten, richteten sich all ihre Gedanken auf ihre Sicherheit. Sie sahen die Bäume sich im Winde bewegen und fühlten die Bewegung und Macht des Windes, den sie nicht sahen; sie sahen die Wasser fließen; sie sahen den Blitzstrahl sich wie eine ungeheure Schlange durch die Wolken winden; sie sahen, wie die Wolken über den Himmel zogen, und wie Sonne und Mond auf- und untergingen; und als sie sahen, wie alle diese Dinge sich so bewegten, hielten sie dieselben für lebende Wesen, welche ihnen schaden könnten, wenn sie erzürnt wären, oder ihnen helfen könnten, wenn sie wollten. So machten sie all diese Dinge zu Göttern. Dann fingen sie an, zu ihnen zu beten und ihnen Dinge zu opfern, die ihnen nach ihrer Meinung willkommen sein konnten, und versuchten auszufinden, wie sie diese Götter ihren Wünschen geneigt machen könnten. Dies war der ursprüngliche Polytheismus oder Fetischismus in seiner niedrigsten Form.

Aber nach vielen Jahrhunderten wurden einige Menschengeschlechter weiser. Sie erkannten, daß Steine und Bäume, Flüsse

und Wolken und die Sonne keine Götter seien, und daß es nichts nütze, zu ihnen zu beten. Sie entdeckten, daß sie, anstatt sich nach eigenem Gefallen zu bewegen, einer höheren Macht unterworfen seien und sich nach bestimmten feststehenden Gesetzen bewegten. Wenn ein Barbar eine complicirte Maschine betrachten könnte, so würde er wahrscheinlich zuerst glauben, daß jedes einzelne Rad, jeder Hebel, jeder Kolben und jede Kette sich ganz von selbst bewege. Das Studium des Werkes aber würde ihn lehren, daß eine Centrakraft alle Theile nach den Gesetzen der Bauart des Ganzen bewege. Etwas Aehnliches erkannten die Menschen in der Welt. Es wurde ihnen klar, daß irgendwo eine Triebfeder verborgen sein müsse, welche das ganze Leben und Weben des Weltalls beherrsche und dem Ganzen die Einheit verleihe. So entstand der Monotheismus.

Aber, wie ich schon sagte, auf der ersten Entwicklungsstufe des Monotheismus dachte man sich Gott nur als gigantischen und übermenschlichen Mann. Der Jehovah des alten Testaments wohnt an einem bestimmten Ort, erscheint im Tempel, geht und spricht, denkt und macht Entwürfe, liebt und haßt, wird böse, nimmt Rache und ändert seinen Sinn ziemlich in der Weise eines orientalischen Despoten. Man kann sich nicht darüber wundern, denn wie das Wasser nicht höher als seine Quelle steigen kann, so kann sich auch der menschliche Geist Gott nicht als ein Wesen vorstellen, das höher ist, als seine höchste und erhabenste Vorstellung von dem, was der Gottheit geziemt. Die Menschheit kann sich selbst nicht entrinne und deshalb ist ihre Vorstellung von Gott immer die höchste, deren sie zur Zeit fähig ist. Wie der Mensch wächst und sich entwickelt, so wächst und entwickelt sich auch seine Idee von der Gottheit. Die Gottheit verändert sich nicht; aber wie man nur zwölf Quart von dem Wasser des Atlantischen Oceans in ein zwölf Quart fassendes Gefäß füllen kann, so kann man auch einem endlichen Geist nur so viel von dem Unendlichen einflößen, als er fassen kann. Je mehr sich das Denken der Menschen erweitert, desto größer wird der Gehalt desselben.

Den nächsten großen Schritt in der Entwicklung des Monotheismus bezeichnen die Worte Jesu: „Gott ist Geist, die Stunde wird kommen, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten“. So ist für den höchsten Gedanken des

Menschen Gott eine Macht geworden, deren Centrum überall, deren Grenzen nirgends sind.

Diese Entwicklung der Gottesidee ist eine Thatsache menschlicher Erfahrung, aber nun tritt uns die Frage entgegen: Ist diese Idee überhaupt mehr als eine Idee? Hat sie irgend welchen wirklichen Werth oder eine Existenzberechtigung? Wissen wir, daß es einen Gott giebt, der dieser Idee entspricht? Man nimmt gewöhnlich an, daß das Gebiet der Wissenschaft alle Regionen des Greifbaren und Begrenzten umfasse, während alles Unbegrenzte, alles Unkörperliche und alles Unsichtbare in das Gebiet des Glaubens und der Einbildungskraft verwiesen wird, und sehr viele hartköpfige Leute kommen schon zu der Ansicht, daß alles, was sie nicht sehen oder fühlen können, von keiner praktischen Bedeutung sei. Selbst Tennyson erlaubt sich in Bezug auf die Religion zu schreiben: —

„Wir haben nur Glauben, wir können nichts wissen,
Denn die Wissenschaft betrifft nur sichtbare Dinge.“

Wir sagen gewöhnlich: „Ich kenne die Erde. Ich kenne einen Knyssall. Ich kenne meinen Freund“. Aber wenn die Rede auf Religionsangelegenheiten kommt, so sagen wir: „Ich hoffe, oder ich glaube, daß Gott existirt“.

Ich protestire nun gegen diesen Sprachgebrauch, da er nicht dem wahren Stand der Dinge entspricht. Ich weiß, viele werden es zuerst für gewagt und anmaßend halten, aber trotzdem möchte ich die Behauptung aufstellen und begründen, daß der Gott der Entwicklungslehre, das verborgene Leben und die geheimnißvolle Kraft dieses unseres aufblühenden Weltalls, ebenso wahr und wirklich erkannt werden kann, wie ein Grashalm, ein Stern oder unser nächster Nachbar. Ich bitte zu bemerken, daß ich nicht sage, eben so gut erkannt, ebenso vollständig erkannt, sondern ebenso wahr und wirklich erkannt, so weit die Erkenntniß reicht. Es giebt im Weltall nichts, das vollständig erkannt worden wäre, denn wie das Gewand Jesu ohne Naht, so besteht das ganze Weltall aus einem Stück, jeder einzelne Faden durchzieht das Ganze, so daß man das ganze Mysterium enthüllen würde, wenn man auch nur einen Faden ganz verfolgen könnte; wie Tennyson mit solcher Kraft und Schönheit sagt:

„Blume im Mauerspalt, hier pflück' ich dich,
 Halte dich ganz und gar in meiner Hand.
 Könnt ich verstehen ganz das, was du bist,
 Würd' ich begreifen auch Gott, Welt und Mensch.“

Um diese Behauptung zu rechtfertigen, muß ich mir einen Augenblick zur Betrachtung dessen erbitten, was wir von den Dingen wissen. Kennen wir die Person an sich oder das Ding an sich oder nur Aeußerungen des Dinges oder der Person? In welchem Sinne kennen wir unsern nächsten Nachbarn? Wir kennen die Größe und Gestalt seiner Figur, die Farbe seiner Haare und Augen, seinen Gang und seine Manier sich zu bewegen, die Kleidung, welche er gewöhnlich trägt. Wir kennen den Ton seiner Stimme, manches von seiner Vergangenheit und von seinem jetzigen Charakter und im allgemeinen Sinne seine geistigen und sittlichen Vorzüge; das heißt, wir kennen gewisse äußerliche Rundgebungen dieser geheimnißvollen Persönlichkeit, welche wir Nachbar und Freund nennen. Und wenn wir noch so vertraut mit ihm verkehren, so ändert das nichts an der allgemeinen Thatfache. In den geheimen Tiefen seines Lebens liegt eine ganze unentdeckte Welt verborgen. Da giebt es nie durchschiffte Meere, nie gesehene Continente und Himmel, deren Gestirne unser Auge nie erblickte. Kurz, wir kennen nichts von dem eigentlichen Wesen dieses geheimnißvollen Geschöpfes, das wir Freund nennen. Wir kennen einfach gewisse äußere Rundgebungen des inneren Lebens. Und dasselbe gilt von einer Blume, einem Klavier oder von einem Stuhl, ebenso wohl wie von der Sonne oder von Gott. Alle diese haben gewisse Eigenschaften, welche für unsere Sinne wahrnehmbar sind. Wir haben fünf Sinne, um diese Rundgebungen zu empfangen, aber es ist die kühnste aller Voraussetzungen, daß es nur unsere fünf Sinne und diese Rundgebungen giebt. Mit demselben Recht könnte ein blinder Taubstummer behaupten, daß es nur Härte und Form in der Welt gäbe, weil er nur diese durch das Gefühl erkennen kann.

„Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio,
 „Als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“

Wir besitzen eine ziemlich genaue Kenntniß von den Rundgebungen der Dinge. Sie ist nicht vollkommen, weil unsere Sinne zuweilen dem Irrthum unterworfen sind. Aber etwas, das an Gewißheit alle anderen Punkte unserer Kenntniß übertrifft, ist, daß hinter allen

Rundgebungen ein Leben und eine Kraft steht, deren Ausfluß die Rundgebungen sind. Ich mag mich hinsichtlich einer bestimmten Eigenheit meines Freundes irren, aber es ist ein Ding absoluter Gewißheit, daß es ein persönliches bewußtes Leben giebt, welches ich meinen Freund nenne. Ich kann farbenblind sein und daher die rosa oder purpurne Farbe einer Rose mit einander verwechseln, aber daß es etwas giebt, was sich mir als Rose kundgiebt, weiß ich sicher. Und so ist auch das eine, was wir vom Weltall mit größerer Bestimmtheit wissen, als alles andere, daß hinter all den Formen, Bewegungen und Rundgebungen ein Leben oder eine Kraft wirksam ist, welche sich als Form oder Bewegung kundgiebt. Und wie unsere Kenntniß eines Grashalms oder eines Freundes sich nur auf eine Reihe von Rundgebungen stützt, so stehen uns zur Erkenntniß Gottes genau dieselben Mittel zu Gebote. Laßt uns denn in Umrissen andeuten, was wir von dem Leben und der Kraft des Weltalls wissen können, welches die Theologie „Gott“ nennt, und welches die Wissenschaft nach Belieben „Natur“ oder „Gesetz“ nennen mag, denn der Name kann das wirkliche Wesen nicht verändern.

1) Wir haben zuerst jene ganze Klasse von Erscheinungen, welche zusammengenommen das materielle Weltall ausmachen. Und was können wir aus diesen wunderbaren Hieroglyphen herausbuchstabiren? Sie beweisen vor allen Dingen, daß das, was die Religion Gott, und die Wissenschaft Kraft, Macht oder Natur nennt, wirklich existirt. Das Weltall existirt, und folglich existirt auch das, wovon das Weltall nur die Erscheinung ist. Ferner ist hier überall die Bewegung des Lebens, und in dieser Bewegung herrscht Ordnung, — eine Ordnung, welche von einem Kosmos oder System zeugt. Ich brauche nicht darzulegen, daß diese Ordnung der Beweis für einen bestimmenden Geist ist, es genügt auf dieser Stufe meiner Beweisführung für meinen Zweck zu sagen, daß diese Ordnung mit der höchsten Entwicklung dessen übereinstimmt, was wir Geist nennen, so daß wir sie von unserm menschlichen Standpunkt aus mit Recht eine geistige Ordnung nennen können. Und endlich entzückt uns überall im Blatt und in der Blume, in der sonnenbeschiedenen Wolke, in der schäumenden Brandung des Meeres, in der scharf gezeichneten Gebirgslinie und in der Waldlichtung eine unaussprechliche Schönheit, welche Dichter und Künstler mit Begeisterung erfüllt.

Hier also in der unbeseelten Natur sehen und kennen wir Existenz, Bewegung, Ordnung und Schönheit und kennen sie als den Ausfluß, als die wirkliche und wahre Offenbarung des unerforschlichen und unaussprechlichen Lebens des Weltalls. Sie sind, so weit sie gehen, vertrauenswürdige und vollkommene Offenbarungen des unerkennbaren Einen.

2) Unser nächster Schritt vorwärts und aufwärts führt uns zur Betrachtung dessen, was uns die menschliche Geschichte lehrt. Ich will mich hier auf keine Zergliederung der menschlichen Natur einlassen, sondern möchte die Aufmerksamkeit des Lesers mir auf die Art lenken, wie das Weltall mit dem Menschengeschlecht, als Ganzes betrachtet, umgegangen ist. Was lernen wir als Ziel unserer menschlichen Bestimmung erkennen, wenn wir die Welt als Ganzes nehmen? Es ist ein Zweifaches und läßt sich in zwei Worte zusammenfassen, „Fortschritt“ und „sittliche Vollkommenheit“. Sowohl in den niedrigsten Formen uranfänglichen Lebens, wie auf dem Höhepunkt unserer modernen Civilisation zeigt sich eine aufstrebende und vorwärtsschauende Kraft.

„In der Scholle lebt ein mächtig Drängen,
Wie Instinct, der sich nach oben streckt,
Ohne Auge aufwärts tappt zum Licht,
Bis in Gras und Blume er zur Seele wird.“

Was der Dichter von dem untergeordneten Leben des Frühlings singt, kann man als Sinnbild jener großen Wahrheit betrachten, welche das Alpha und Omega der Schöpfung mit einander verbindet.

Und nicht nur sehen wir einen Fortschritt, der sich mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit vollzieht und die Unfehlbarkeit dieser Lebenskraft des Weltalls beweist, sondern dieser Fortschritt hat sich bis zu dem erhoben, was wir „die sittliche Sphäre“ nennen und führt mit einer gewissen Nothwendigkeit zur sittlichen Bervollkommnung. Wir können also die Lehre, welche Matthew Arnold so schön aus der Geschichte Israels herleitet, mit noch größerer Deutlichkeit in der Geschichte des Menschengeschlechts ausgeprägt finden. Diese Macht des Fortschritts ist auch eine einem sittlichen Ideal zustrebende, „eine Macht, welche auf sittliche Vollkommenheit hinwirkt“. Ich brauche dies kaum zu erläutern, denn ich meine, außer einem

Pessimisten wird jeder ohne Zögern dem beistimmen. Eine vollständige Erläuterung würde ein Abriss der Weltgeschichte sein. Diese Macht, welche auf sittliche Vollkommenheit hinwirkt, war die Ursache des Wachsthum's der Völker und der Felsen, auf dem sie gegründet waren. Die Civilisation steht heute bei den Völkern in höchster Blüthe, welche sich diesem Gesetz am besten anpassen und nach denselben leben.

Und in der That ist es nicht nur so, sondern es liegt auf der Hand, daß es so sein muß. Denn wie beim Körper der Tod eintreten muß, wenn einmal Krankheit das Uebergewicht über die gesunden Kräfte hat, so würde auch das Weltall sich in ein Chaos auflösen, wenn die gesetzlosen und bösen Kräfte wirklich in der Mehrzahl wären.

Diese unerforschliche Kraft des Weltalls ist also Fortschritt und Vollkommenheit, wie sie sich in den Grundzügen und im Laufe der menschlichen Geschichte offenbart.

3) Wir kommen nun zur Betrachtung des Menschen in individueller und socialer Beziehung, und gerade an dieser Stelle muß ich einen Protest gegen einen Punkt einschalten, der mir in der Ansicht vieler Gelehrten und Theologen höchst unvernünftig und sonderbar zu sein scheint. Die Theologie, welche den Menschen zu erheben versucht, nimmt ihn aus der Naturordnung heraus und betrachtet ihn getrennt von derselben, und dann schilt sie auf die Natur als auf eine unzuverlässige Führerin in religiösen Dingen, weil sie keine sittlichen Eigenschaften — Liebe und Mitleid — in Steinen, Bergen und Bäumen findet. Sie nimmt die Seele heraus und wundert sich dann, daß sie keine Seele hat. Und als ob sie die Theologie beim Wort nehmen wollten, durchforschen viele Gelehrte das unbelebte Weltall, wie sie einen Mechanismus untersuchen würden, mit dem sie selbst nichts zu thun haben, und erklären, daß sie in der materiellen Welt das nicht finden, was kein Mensch darin suchen sollte. Das ist gerade so, als ob die Hauptfeder einer Uhr sich zu einem unabhängigen Leben aufraffen wollte und in dem übrigen Uhrwerk das zu finden versuchen würde, dessen Repräsentant sie selbst ist und dann auf ihre stählerne Ehre erklärte, daß in der Uhr keine Spur einer Feder zu finden und sie daher gänzlich schadhast sei!

Mag man nun irgend etwas beim Menschen mit Recht über-

natürlich nennen oder nicht, jedenfalls wissen wir, daß er natürlich ist. Er ist ein Theil des Lebens und der Ordnung der Welt, und so ist er auch in all den millionenfachen Aeußerungen seines verschiedenartigen Lebens ein Ausfluß der centralen Kraft und des centralen Lebens des Weltalls. Er ist ein Theil der göttlichen Offenbarung. Was offenbart er uns denn?

So viel wir wissen, erhebt sich in ihm die Welt zuerst zum Bewußtsein persönlicher Existenz. Wenn dies auch nicht beweist, daß die unerforschliche Weltkraft eine Person sei, so beweist es doch, daß diese Kraft wenigstens ebenso viel und ebenso gut als eine Person ist.

Außer dieser Persönlichkeit, welche in unserm Bewußtsein liegt, offenbart der Mensch alle jene Eigenschaften, welche wir social, sittlich und geistig nennen — Liebe, Demuth, Aufopferung, Unschuld, Redlichkeit, Vaterlandsliebe, Heldenthum und begeisterte Menschenliebe. Die Mutter wacht unermüdlich bei einem kranken Kinde, oder sie widmet sich ganz der Pflege eines blödsinnigen oder verkrüppelten. Sie vergißt alle Selbstsucht, und es macht ihr Freude, ihr Leben ganz ihrer Mutterliebe zu opfern. Männer reiten an der Spitze bewaffneter Heere der Gefahr entgegen ohne Scheu vor dem Tode in der Begeisterung einer edlen Regung oder eines geistigen Princips. Winkelried reißt die Speere der Feinde in seine eigne Brust, um eine Bresche zu schaffen, durch welche seine Kameraden zu einem patriotischen Siege vordringen können. Mattie Stephenson geht in das verpestete Memphis und opfert ihr Leben einem reinen Mitleid mit den hilflosen Leidenden. John Brown hält „sein Leben nicht für kostbar“ und darum ist er im Stande, einer heruntergekommenen Sklavengesellschaft zur Freiheit und Menschlichkeit zu verhelfen. Der religiöse Märtyrer steht gefesselt auf dem Scheiterhaufen und die gierigen Flammen züngeln um seine zuckenden Glieder, während eine Unwahrheit ihn frei machen könnte; und wenn die letzte Flamme aufflackert, haucht er sein Leben in die Luft aus, die noch von seinem Triumphgesang erzittert, — und das alles für eine ihm heilige Wahrheit und das göttliche Licht seines Glaubens. Ein Jesus oder ein Socrates stirbt friedlich und ruhig, und mit seinem letzten Athemzuge verzeiht er der verblendeten Wuth oder betet für die bemitleidenswerthe Bosheit, welche ihn tödtet.

Dieses ganze Reich der sittlichen und geistigen Vorzüge besteht nun in der Wirklichkeit. Dieselben sind Thatfachen des menschlichen Lebens und menschlicher Geschichte — ebenso feststehende Thatfachen, wie die urkundlich beglaubigten versteinerten Knochen und die Pfeilspitzen aus Feuerstein in wissenschaftlichen Museen. Diese Thatfachen sind wirkliche und nachweisbare Offenbarungen der Macht, deren Ausdruck alle Erscheinungen des Weltalls sind. Und wenn diese höchste Macht auch in unsern schwachen menschlichen Worten keinen angemessenen Ausdruck finden kann, so ist sie wenigstens ganz gewiß ebenso viel und ebenso gut als unsere Gedanken. Der unvollkommene Ausdruck ist nicht falsch, er ist nur unangemessen. Diese Macht muß also ebenso gut, ebenso liebevoll, barmherzig und hingebend sein, wie die höchsten Offenbarungen, die sich von ihr in der Menschennatur finden.

4) Wir wollen noch einen Schritt weiter gehen. Ueber den gewöhnlichen menschlichen Standpunkt erheben sich, aufstrebenden Bergesgipfeln gleich, jene außergewöhnlichen gewaltigen Männer — Seher, Propheten, Dichter, Gesetzgeber, Führer jeder Art — welche dem Menschengeschlecht als Grenzsteine und Wegweiser gedient haben.

Welche Bedeutung hat schon die Thatfache an sich, daß es solche Männer gegeben hat! Wenn ein Gänseblümchen aus dem Boden hervorproßt, so kommt das daher, weil ein Gänseblümchen im Boden verborgen war. Wenn solche Männer der Menschheit entsprossen, so kommt das daher, weil in der Menschheit der Stoff enthalten ist, aus dem solche Männer gemacht werden. Ein Mensch bewundert das Große und Erhabene, weil in ihm selbst Größe und Erhabenheit wohnt, die dem, was von Außen kommt, entspricht. Die Thatfache, daß im Menschengeschlecht eine Bewunderung der idealisirten Gestalten jener erhabenen und göttlichen Männer sich ausprägt, ist der Beweis, daß die Menschheit dieselben Fähigkeiten hat wie sie.

Nun haben aber diese Seher und Großen der Welt noch etwas Höheres und Größeres offenbart, als die gewöhnlichen Menschen in ihrem Leben. Es scheint, als seien sie sich des Ewigen und Göttlichen ebenso bewußt gewesen, wie andere Menschen ein Bewußtsein von sich selbst haben. Wie Bergespitzen, die sich über tiefhängende Wolken erheben und ewig klaren Himmel und nie ver-

löschen die Sterne über sich erblicken, so haben sie das Angesicht des Göttlichen geschaut und sind sich ihrer Verwandtschaft mit ihm bewußt geworden. Und sie haben sich die unveränderlichen und bleibenden Grundlehren des Lebens und der Wahrheit so zu eigen gemacht, daß sie das Gefühl hatten, als schmeckten sie die Unsterblichkeit. Ich gebe diese großen Visionen und Hoffnungen nur für das aus, was sie wirklich waren — für große Visionen und Hoffnungen. Aber als solche waren sie Thatfachen, hatten eine Quelle und Bedeutung, denn die Vision eines Ideals kann ebenso wenig aus nichts entstehen, wie ein Berg oder eine Welt.

Die Menschheit hat also auf ihren Höhepunkten diese Ausblicke gehabt, hat den Schimmer von etwas Besserem erfaßt, als sie je verwirklicht gesehen und den fernen Schein eines Lichtes angestaunt, „das in keiner irdischen Zone wirklich zu finden war“.

Was hat sich nun bis so weit herausgestellt? Die Körperwelt ist eine Offenbarung eines wirklichen Daseins, einer Ordnung, einer Schönheit und Macht. Die Geschichte ist die Offenbarung des Fortschritts in der physischen Welt und in der Menschheit. Die menschliche Geschichte zeugt von einer Macht, „die auf Vervollkommenung hinwirkt“. Das gewöhnliche Leben der Menschheit zeugt von Liebe, Hingebung, Hoffnung, Aufopferung, Reinheit, Mitleid und der ganzen Reihe von Kräften und Fähigkeiten, die wir sittlich und geistig nennen. Die Seher haben Visionen gehabt und haben von einem göttlichen Leben geträumt, an dem sie Antheil nehmen konnten, und von einer Unsterblichkeit, die sie mit Bewußtsein schmecken konnten.

Und alle diese Dinge sind Thatfachen menschlicher Erkenntniß. Sie alle sind Ausflüsse und Offenbarungen des unendlichen und unerforschlichen Lebens und der Macht, deren Ausdruck alle Erscheinungen sind. So viel wissen wir also von Gott. Es soll nicht behauptet werden, daß diese Dinge Gott gleichkommen, daß eins derselben oder alle zusammengenommen Gott sind, aber wir behaupten, daß dieselben ebenso gewisse und wahrhaftige Offenbarungen Gottes sind, wie Farbe und Duft Offenbarungen einer Liebe sind; und obgleich wir nicht sagen können „dieselben sind Gott“ oder „Gott ist eines aller dieser“, so können wir doch sagen „Er ist nicht nur ebenso viel und ebenso gut wie diese, sondern er erfüllt alle diese Vorstellungen und übertrifft sie unendlich nach jeder Seite hin,

gerade wie das Licht die Sonnenkugel erfüllt und über sie hinausstrahlt“. Gott ist also; und er übertrifft unendlich jede Vorstellung die wir uns machen können und jede Offenbarung, die wir gesehen haben; und Paulus hatte Recht, als er schrieb: „Sein unsichtbares Wesen wird klar erkannt aus der Schöpfung und verstanden durch die Dinge, die er gemacht hat“.

Durch die „erschaffenen Dinge“ und als rein wissenschaftliche Thatsache wissen wir also, daß Gott existirt. Und wir wissen daß sich in ihm Eigenschaften vereinigen, welche sich als Macht, Ordnung, Verstand, Schönheit, Liebe, Mitleid, Hingebung und alles das offenbaren, was wir unter der Bezeichnung „sittlich“ und „geistig“ zusammenfassen. Man nenne sie Attribute, man bezeichne sie mit einem andern Ausdruck, man benenne sie überhaupt nicht: die Thatsache, daß diese Eigenschaften sich offenbaren, bleibt trotzdem dieselbe.

Und nun muß ich aufmerksam machen auf zwei oder drei alte noch unwiderlegte, und ich kann wohl ruhig sagen unwiderlegbare, Einwendungen gegen die Natur und den Charakter Gottes, wie sie in der alten Schöpfungstheorie aufgefaßt sind.

1) Wenn er außerhalb des Weltalls demselben objectiv gegenübersteht, wie der Architekt außerhalb des Hauses steht, das er baut, so ist er nicht unendlich und bleibt hinter unserer nothwendigen Vorstellung von der Gottheit zurück. Die Menschen sprechen von einer von Gott getrennten Natur und von Gott als Schöpfer und Beherrscher derselben, als ob sie eine Art Maschine wäre, welche er erbaut hat und in Bewegung setzt. Aber der Unendliche muß das All umfassen. Wenn es irgend ein wirkliches Wesen giebt, das nicht göttlich ist, dann ist Gott nicht der König. Ist er nicht in dem Staub unserer Straßen, in den Ziegeln unserer Häuser, in dem Schlag unsrer Herzen, dann ist er nirgends. Die alte Theorie vernichtet den Unendlichen und stellt dafür zwei Endliche an seinen Platz. Dies ist noch ein Ueberbleibsel des alten dualistischen Glaubens, welcher von der allumfassenden Einheit modernen Denkens verschlungen wird. Wenn auch nie eine andere Einwendung erhoben werden könnte, so wäre dies allein genügend, um die gewöhnliche Gottesidee geistig unhaltbar zu machen. Dieser Schwierigkeit begegnet nun die Entwicklungstheorie in vollkommen befriedigender Weise.

2) Wenn Gott überlegt, nachdenkt und Pläne macht, wie die Genesiß von ihm erzählt, dann ist er einfach ein verherrlichter Mensch, nach unserem Bilde gemacht. Diese Art Gottheit ist nur das Brocken-gepenst, der gigantische Schatten, den der Mensch selbst auf die Wolken wirft. Hierauf könnte man die Anklage des alten Propheten beziehen, wenn er Gott die Worte in den Mund legt: „Du meintest, ich sei dir ganz gleich, aber ich will dich widerlegen“.

3) Ferner ist es nach der alten Theorie unmöglich, Gott von der Verantwortlichkeit zu befreien, daß er der Urheber des Bösen ist. Der gute alte Lyman Beecher mag wohl sagen: „Keiner meiner Söhne braucht den Charakter Gottes zu vertheidigen, das kann er schon selber thun“. Aber der populäre Gott der Christenheit braucht trotzdem die Vertheidigung. Und all die theologischen Werke, die je über das göttliche Walten geschrieben sind, haben ihn doch nicht vertheidigt. Milton übernahm es „die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen“, aber erreichte nichts weiter, als daß man die Frage aufwerfen konnte, ob der Teufel nicht der Held seines Gedichtes sei. Edward Beecher setzte als Antwort eine Präexistenz als wahr voraus, aber das schob den Vorwurf nur in die Vergangenheit zurück ohne ihn aufzuklären. Der Versuch ihn zu umgehen nützt uns nichts. Ein allweiser, allmächtiger und allliebender Gott hätte eine bessere Welt machen können. Und wenn man sagt, daß er alles erschuf, das Gute und Böse und beides für die Ewigkeit, — „zu seinem eignen Ruhm“, so fügt man der eigentlichen Schwierigkeit nur noch unendliche Selbstsucht und Eigenliebe hinzu; ebenso wenn man sagt, da er Gott sei, hätte er ein Recht zu thun, was er will, rechtfertigt man nur die Nero's und Napoleons der Geschichte, indem man der abscheulichen Grausamkeit, „das Recht ist auf Seiten der Macht“, einen göttlichen Stempel aufdrückt. Die Welt ist weder physisch noch moralisch vollkommen, und John Stuart Mill äußert nur die Gedanken aller ernstesten und ehrlichen Geister, wenn er seine Frau preist, als eine, „die frei ist von jenem Überglauben, welcher dem Weltall eine vermeintliche Vollkommenheit zuschreibt“. Er sagt, wenn Gott die beste Welt schuf, die er zu schaffen vermochte, dann ist er nicht allmächtig; und wenn er sie hätte besser machen können und that es nicht, dann ist er nicht die vollkommene Güte. Wenn die Kirche sagt: „die Erde ist ver-

flucht wegen des Sündenfalls“, wer verursachte denn den Fall des Menschen? Wenn sie antwortet „der Teufel“, wer erschuf denn den Teufel? und wenn sie dann noch sagt „entweder der Teufel oder der Mensch, oder beide wählten freiwillig die Sünde“, warum erlaubte Gott es denn? oder warum machte er sie so, daß sie fallen konnten? Die Schwierigkeit wird nur gedreht und gewendet, aber nicht aus dem Wege geräumt. Sie fällt trotz allem immer wieder auf Gott zurück.

Aber die Entwicklungslehre deutet wenigstens auf eine befriedigende Antwort hin. Nach dieser Theorie ist das Weltall noch im Wachsen begriffen, und diese Vorstellung selbst schließt die Annahme in sich, daß nichts, was wächst, in irgend einem Stadium des Wachsthums vollkommen sei. Man kritisiert kein Gemälde auf der Staffelei, man wartet bis der Künstler es vollendet hat. Der süße Johannisapfel schmeckt am ersten Juni noch bitter. Die alte Hymne verkündet also wahre Wissenschaft:

„Schnell werden seine Zweige reifen,
Stündlich weiter sich entfalten,
Bitter mag die Knospe schmecken
Köstlich wird die Blume sein.“

In der Wissenschaft macht sich ein Zug geltend, welcher der Wahrscheinlichkeit zustrebt, daß das Böse überhaupt nichts Wirkliches sei. Es ist nur eine zeitliche Unordnung, ein Zustand, dem man entwachsen muß. Die Entwicklungslehre kann also an einen vollkommenen Gott glauben. Sie fordert keinen Glauben ohne Nachdenken. Sie gründet sich auf die soliden Thatfachen der Vergangenheit und erwartet den Anblick, wie sich dieselben Kräfte zu immer neuem Glanz entfalten und immer höhere und erhabeneren Hoffnungen rechtfertigen.

Netzt bleiben noch eine oder zwei Fragen oder Einwendungen zu erwähnen, mit denen wir uns abfinden müssen, um unsern Gegenstand zu erschöpfen.

1) Der Materialist kommt und sagt: Ich gebe zu, daß alle diese von dir vorgebrachten Dinge Thatfachen sind; aber wie weißt du, daß dies alles nicht das Ergebnis der verschiedenen Zusammensetzungen der Materie ist? Wer kann sagen, daß die Dichtungen Shakespeare's, die Wissenschaft Newton's und die Religion Jesu

nicht die Blüthe der höheren und schöneren Formen der Materie sind, in demselben Maße, wie die Rose aus dem Staube erblüht ist? Solche Fragen werden von den tiefsten Denkern unserer Zeit aufgestellt, und wir sind nicht im Stande, sie geringschätzig zu behandeln.

Als Antwort muß ich auf zwei Thatfachen hinweisen. Wenn man erstens sagt, daß diese Dinge, welche wir geistige und moralische nennen, der Materie innewohnen und von ihr ausgehen, so verwandelt man damit den ganzen Begriff des Ausdrucks, und die Materie wird zu etwas Geistigem und Göttlichem. Dies ist die vollständigste Zerstörung des alten Materialismus, und es macht die Materie einfach zu einer Form des Ewigen, es verwandelt die Materie nur in das, was wir unter der Bezeichnung Geist verstehen. Aber in zweiter Linie fordere ich irgend einen Zeitgenossen auf zu beweisen, daß die Materie etwas Wirkliches und aus sich selbst Existirendes sei, wenn sie von der Lebenskraft getrennt ist, welche wir Geist nennen. So weit die Menschen es wissen, ist die Materie nur das Kleid, das Geist und Leben ewig für sich weben, und kann ebenso wenig von ihnen getrennt werden, wie das Licht vom Sonnenschein. Was die Materie selbst ist, was der Geist selbst ist, das weiß niemand, und der Ausspruch, daß es nichts gäbe als Materie, ist ein ebenso beleidigender und ungerechtfertigter Dogmatismus, wie nur eine kirchliche Sagung. Selbst ein Mann wie Huxley giebt zu, daß der Idealismus Berkeley's besser mit unserer gegenwärtigen Erkenntniß übereinstimmt, wie der dogmatische Materialismus.

2) Noch eine Frage: Ist der Gott der Entwicklungslehre ein persönlicher Gott?

Hier muß ich wieder eine zweifache Antwort geben. Wenn man den Ausdruck „Person“ in dem Sinne auffaßt, in welchem wir ihn verstehen, wenn wir sagen, General Grant ist eine Person, oder die Königin Victoria ist eine Person, dann wird jeder denkende Mensch sagen müssen: Nein, in dem Sinne ist Gott keine Person. Diese Art Persönlichkeit ist begrenzt, von Schranken des Ortes umgeben. Jede wahre Vorstellung von Gott erkennt ihn als unendlich, und das Unendliche kann nicht beschränkt, begrenzt oder an einen Ort gebunden werden. Wir dürfen nicht wie Moses oder Michel Angelo Gott nur als einen großen Mann darstellen, der erhaben

auf einem Throne sitzt, selbst wenn wir ihm die Stirn Jupiters geben und den Blitz in seine Hand legen. Jesus drückte die höhere Idee aus, als er sagte: „Gott ist Geist“. Er ist nicht nur in Zion oder Garizim, sondern überall. Aber auf der andern Seite dürfen wir nichts von ihm nehmen oder ihn in unsern Gedanken erniedrigen, indem wir ihm Persönlichkeit absprechen. Er ist nichts geringeres als persönlich, sondern unendlich viel mehr. Die Persönlichkeit im Menschen ist eine von Gottes geringeren Offenbarungen; und das, was offenbart wird, ist nicht etwas Größeres, sondern etwas Geringeres als das, welches offenbart. Nichts kommt aus nichts, und ebenso wenig kommt das Größere aus dem Geringeren. Gott ist also alles Gute und Große und Hilfreiche, was wir unter persönlich verstehen, und außerdem ist er unendlich viel mehr, als das Wort „persönlich“ ausdrücken kann.

Wer ist denn der Gott der Entwicklungslehre?

Nicht der mechanische Lenker oder der orientalische Despot des alten Testaments; nicht der Ormuzd Zoroasters, der nur die halbe Welt regiert; nicht der Brahma der Hindu's, der im Himmel schläft; nicht eine Gottheit, welche in Tempeln wohnt und nur an gewissen Altären verehrt werden kann; nicht der parteiische und unveröhnliche Gott Calvin's; kein Gott, welcher fern von uns thront und nur durch Mittler erreicht werden kann. Die Gerechtigkeit, welche die Entwicklungslehre auszeichnet, spricht also: Sprich nicht in deinem Herzen, wer soll zum Himmel auffahren, um ihn herab zu holen? noch wer wird in die Tiefe hinab steigen, um ihn herauf zu holen? Sondern was sagt sie? Gott ist dir nahe, er ist in deinem Munde und in deinem Herzen. Sie sagt dies mit einer Wahrheit und Bedeutung, wie es nie vorher gesagt wurde. Oder sie läßt ihren Glauben in Musik ausklingen und singt mit Alexander Pope:

„Vom Riesenall ein Theil ist alles nur,
 „Deß Seele Gott, deß Leib ist die Natur,
 „Das, mag's auch anders scheinen, ewig bleibt sich gleich,
 „Auf Erden groß und groß im Sternenreich,
 „Das in der Sonne wärmt, in Bäumen blüht,
 „In allem Leben lebt, durch jede Weir' sich weitet,
 „Dhn' Ende wirkt und ungetheilt sich breitet,
 „Ihm ist nichts hoch, nichts tief, nichts groß, nichts klein,
 „Es füllt, begleicht, verknüpft, faßt alles ein.“

IV.

Der Mensch nach der Entwicklungslehre.

Einer der bekanntesten Aussprüche der frühesten Philosophie Griechenlands ist in den Worten enthalten: *Erkenne Dich selbst*. Und wie sehr wir uns auch für die Sterne, die Erde oder die Thiere interessiren mögen, so zeigen doch die Geschichte, Biographie, epische Poesie und die allgemeine Liebhaberei für Romane, Trauer- und Lustspiele und Erzählungen, daß der Mensch das interessanteste Wesen für den Menschen ist. Selbst gewöhnlicher Klatzch ist nur das Interesse für unsere Mitmenschen, welches etwas sauer geworden ist. Die praktischsten aller Fragen betreffen also die Natur des Menschen, seinen Ursprung, die Art, wie er sich zu seinem jetzigen Zustand entwickelte, und das Ziel seines wahren Fortschritts. Und all die großen Tagesfragen — religiöse Theorie und Erfahrung, Reformangelegenheiten, die Behandlung der Verbrecher, politische und Verwaltungsmethoden — müssen ihre endgültige Lösung in der Natur des Menschen finden. Der Landmann, der Arzt, der Chemiker, der Zimmermann, der Metallarbeiter, alle praktischen Arbeiter wissen, daß ihr Erfolg von ihrer Kenntniß der Stoffe abhängt, mit denen sie arbeiten. Der Bildhauer kann seine Blöcke ebenso wenig in eine Form hämmern, wie der Grobschmied die seinen schleifen oder meißeln kann. Der Ausfall der Arbeit richtet sich nach der genauen Kenntniß des Materials. So fängt man jetzt auch an zu begreifen, daß viel Arbeit auf religiösem, philanthropischem und politischem Gebiete weggeworfen ist in Ermangelung einer richtigen Erkenntniß der Natur, der Fähigkeiten und der Bedürfnisse der Menschheit.

Aber aus welcher Quelle sollen wir die Erkenntniß der Natur des Menschen schöpfen? Jahrhunderte lang bildeten die Menschen

sich ihre Vorstellungen von den Sternen, der Erde und den Thieren nach bestimmten Berichten dessen, was die Leute in alter Zeit darüber gedacht hatten. Aber endlich fiel es ihnen ein, die Sterne, die Erde und die Thiere selbst zu studiren, und durch dieses Studium erkannten sie, daß all jene Vorstellungen falsch seien. Die Welt brauchte lange Zeit, um zu lernen, daß der sicherste Weg, die Dinge zu erkennen, die Betrachtung derselben sei. Einige wenige Menschen beginnen jetzt zu dem Bewußtsein zu erwachen, daß der sicherste Weg, sich über die Natur des Menschen zu unterrichten, die Betrachtung desselben sei. Mit den Worten Oliver Wendell Holmes: „Wir müssen den Menschen studiren, wie wir die Sterne und Felsen studirt haben. Wir brauchen in der Astronomie und Geologie nicht nach unsern heiligen Büchern zu greifen. Laßt uns dabei nicht stehen bleiben. Laßt uns tapfer bekennen, wie wir es früher oder später werden thun müssen, daß wir für unsere Anthropologie nicht nach alten Urkunden zu greifen brauchen. Hoffen wir nicht wenigstens alle, daß die Lehre, der Mensch sei ein verderbtes Geschöpf, ein elendes mißlungenes Werk seines Schöpfers und ihm von seiner Geburt feindlich und verhaßt, dem Glauben weichen möge, daß er die letzte irdische Offenbarung eines immer aufwärts strebenden Wirkens der göttlichen Macht sei? Wenn es einen Menschen giebt, der nicht eine geheime Sehnsucht hat, den alten Glauben über die Natur und Bestimmung unseres Geschlechtes abzuthun, so möchte ich ihn wohl vor mir haben, damit er mir das ins Gesicht sagte“. Und er fügt hinzu: „Wir sind von der Krankheit des Denkens auf natürliche Weise angesteckt worden. Sie ist gegenwärtig epidemisch, und wer sich davor fürchtet, muß sich fest einschließen, sonst wird er angesteckt“.

Es war also Zeit, daß wir den Menschen selbst studirten, um zu finden, was an ihm ist; er ist weder unzugänglich, noch weit entfernt und schwer zu erreichen: er ist die uns nächstliegende Thatfache des Lebens. Wir können ihn betrachten und ihn erforschen. Und innerhalb der letzten fünfzig Jahre sind die Urkunden seiner Abstammung entdeckt worden. Wir können jetzt, trotz einiger Lücken in derselben, die Linie seiner Herkunft verfolgen, nachweisen, woher er kam, und auf welche Weise er fortgeschritten ist.

Es giebt zwei große und von Grund aus einander entgegengesetzte Ansichten über die menschliche Natur, welche man ziemlich zutreffend die morgen- und abendländische, die östliche und westliche nennen könnte. Der Chinese, der Hindu, der Araber und der Jude könnten die morgenländische Ansicht repräsentiren; der Grieche, der Römer, der Deutsche, der Engländer und der Amerikaner die abendländische. Die letztere ist die Theorie der Selbstachtung, und aus ihr ist unsere ganze moderne Civilisation hervorgegangen. Sie glaubt an die großen Fähigkeiten und die edle Beanlage des Menschengeschlechts, sie sucht aus sich selbst und den unerschöpflichen Quellen der Welt soviel als möglich zu machen. Die morgenländische Ansicht ist die Theorie der Selbstverachtung. Sie streut Staub und Asche auf ihr Haupt und beugt sich bis in den Staub vor einem vorgeblichen göttlichen Despoten. Sie hält das Leben für gemein und den Körper für verächtlich, sie ist ein Theil des Glaubens, daß die Materie und das Leben ganz böse sei. Das Streben der Brahminen und Buddhisten, der Verdammiß des Lebens durch das Aufgehen in der Gottheit oder durch die Ruhe wirklicher Vernichtung zu entgehen, ist die natürliche Frucht derselben in religiöser Beziehung. Politischer Stillstand, socialer Verfall und gleichgültige Unterwerfung unter grausame und unbeständige Despoten sind ihre natürlichen Früchte im bürgerlichen Leben. Wie abgemischt ein Vermischen beider ist, kann man fast jeden Sonntag in der Kirche beobachten, wenn dieser oder jener reiche und ehrgeizige Mann voll der höchsten Selbstachtung, der sein Möglichstes thut, um in der Welt weiter zu kommen, dem Priester sein Sonntagsbekenntniß nachplappert — so unendlich verschieden von seiner Montagsansicht! — daß das Leben „ein leerer Schein“ sei, der Reichtum ein Fallstrick, die Ehrbegierden und Erfolge im Leben eine Täuschung und er selbst ein „elender Sünder“; während er, sollte irgend jemand anders ihn einen elenden Sünder nennen, in seinem würdevollen Selbstgefühl aufstehen und ihn niederschlagen würde. Das bedeutet nur, daß er ein abendländisches Leben führt und einen morgenländischen Glauben geerbt hat.

Die orthodoxe Auffassung des Menschen und seines Verhältnisses zu Gott, der gänzlichen Verderbtheit, der übernatürlichen Erlösung und der ewigen Strafe ist der Ausfluß jener morgen-

ländischen Theorie, die einen Theil unseres religiösen Erbtheils ausmacht. Im Osten nahm sie zwei Formen an; die eine lehrte, daß die Verbindung mit der Materie überhaupt, das Geborenwerden zu einem Leib von Fleisch, die Quelle und die Ursache alles Uebels sei. Das ist die Ansicht der Hindus, Buddhisten und des Plato, und durch die Schulen des Philo und des Neoplatonismus in Alexandria hat sie das ganze Denken des ersten Christenthums angesteckt und beeinflusst. Die andere Form ist in der Geschichte der Genesis verkörpert. Diese giebt zu, daß es einen reinen und heiligen Menschen in einem natürlichen Leibe gegeben hat, daß er sich aber bald der Macht der Materie unterwarf, und daß all seine Nachkommen in derselben versunken und verderbt geboren werden.

Da nun diese Geschichte der Genesis die Grundlage der populären Theologie ist, und da diese und die Entwicklungstheorie die einzigen sind, mit denen sich ernste Männer in Amerika abgeben, so wollen wir unsere Betrachtung auf diese beschränken.

Der volksthümliche Glaube sagt, daß Gott irgendwo im Thal des Euphrat, inmitten der Wildniß, einen Garten der Wonne schuf, ein Paradies vollkommener Unschuld und Schönheit. In diesen Garten setzte er Adam und Eva, um ihn in Ordnung zu halten und sich an ihm zu erfreuen. Sie waren beide physisch und sittlich vollkommen. Wie der alte Dr. South es ausdrückt: „Ein Aristoteles war nur das faule Ueberbleibsel eines Adam, und Athen nur die Trümmer des Paradieses“. Aber der Vollkommenheit folgte das äußerste Verderben auf dem Fuße. Eine Schlange — nach dem Volksglauben der Teufel, obgleich die Geschichte nichts davon erwähnt, und der Teufel erst Jahrhunderte später erfunden wurde — wird der Aufgabe gewachsen erachtet, das Werk Gottes zu Schanden zu machen und den Menschen zum Ungehorsam zu verführen. Man kann kaum bezweifeln, daß die Schlange nur eine allegorische Figur ist, welche die Sündhaftigkeit des fleischlichen Wunsches darstellt und so diese Geschichte mit der alten Ansicht von der Erbsünde alles Fleisches verbindet. Auf irgend eine Weise fiel Adam, und Gott hatte ihn in so inniger Gemeinschaft mit seinem ganzen Geschlecht erschaffen, daß er die ganze Menschheit mit sich niederzog. Himmel und Hölle hingen an einem Apfelzweig, und als die Frucht gekostet war —

„In Adams Fall
Wir fielen all“.

Das ganze Geschlecht war hoffnungslos verloren. Wegen „eines Menschen Ungehorsam“ verkehrt Gott, welcher gerade vorher sein Werk für sehr gut erklärt hat, all seine Liebe in Haß. Er verflucht die Erde selbst um des Menschen willen und verdammt ihn und seine Nachkommenschaft zu Arbeit und Sorge.

Nun ist dies der Eckstein, auf dem das ganze System orthodoxer Theologie ruht. Gänzliche Verderbtheit, sittliche Hilflosigkeit, Verdammiß kleiner Kinder, Vorherbestimmung, beschränkte stellvertretende Erlösung und ewige Strafe — dies alles ergibt sich mit der verhängnißvollen Nothwendigkeit einer unwiderstehlichen Logik aus dem Falle Adams. Und im Lichte dieser nothwendigen Logik möge man die Schwäche der Stellung erkennen, welche die „liberale Orthodoxie“ zur Zeit einnimmt. Das sittliche Gefühl unseres Zeitalters hat sich gegen das Dogma der Kinderverdammiß empört, an welchem einst allgemein festgehalten wurde, und jetzt ist es auf den Schutthaufen des grausamen Aberglaubens geworfen worden. Wer aber an den Fall des Menschen glaubt, muß logischer Weise auch an die Verdammiß der Kinder glauben. Und es ist schwer zu begreifen, warum es schlimmer sein sollte, wenn ein Kind verdammt wird, als wenn ein Mann verdammt wird, welcher durch seine Geburt bestimmt ist, ohne Hülfe und Hoffnung vierzig Jahre lang ein böses Leben zu führen. Der eine war nicht verantwortlicher für sich selbst als das andere. Dann giebt es tausende, welche den Sündenfall verwerfen, aber noch an der Versöhnungslehre festhalten; wenn aber der Mensch nicht gefallen ist, so ist auch eine Erlösung unnöthig. Man muß sehr bald einsehen, daß dieses ganze System ein Lehrgebäude ist, in dem ein Stein an dem andern einen Halt findet, von ihm gestützt wird und ihn stützt. Schlägt man einen derselben heraus, so stürzt der ganze Bau über den Haufen, so daß als einzig logische Stellung nur die alte Orthodoxie oder die Vernunft bleibt. Solche Leute wie Dr. Gardiner Spring aus New-York fürchten sich nicht, der Logik zugleich entgegen zu treten, und sie anzuerkennen, indem sie sagen: „Gott verdammt und rettet genau die Anzahl, die er zur Erfüllung seiner eignen Pläne braucht“.

Nun ist aber diese Lehre, daß Gott in einem Augenblick den

Menschen physisch, geistig und sittlich vollkommen erschuf, und daß er durch eine Sünde in einen Zustand versetzt wurde, dessen Resultat der gegenwärtige Zustand der Menschheit ist, von Schwierigkeiten umgeben, die unüberwindlich zu sein scheinen. Wir wollen auf einige derselben einen Blick werfen.

In erster Linie giebt es absolut keinen Beweis für irgend etwas der Art, im besten Falle ist es eine Tradition der alten orientalischen Welt. Es giebt keine einzige bekannte Thatsache, welche zu ihrer Unterstützung angeführt, oder welche auf andere Weise nicht besser erklärt werden könnte. Wenn sie nicht für göttliche Offenbarung gehalten würde, so würde es Niemandem einfallen, zu ihren Gunsten zu streiten. Und die Erzählung ist mit Roheiten, Widersprüchen und Unsittlichkeiten so untermischt, daß es jede hohe Vorstellung von Gott entehren heißt, wenn man ihm zutraut, daß er solche Thaten gethan, oder einen Bericht derselben inspirirt habe.

In erster Linie widerspricht es gänzlich all unserer Kenntniß von der göttlichen Methode, daß Gott einen Menschen oder irgend etwas anderes in einem Augenblick vollständig ausgewachsen erschaffen haben sollte. Alle Dinge wachsen; und es giebt auf Erden keine Blume, keinen Strauch, keinen Baum und kein Thier, das nicht nur die Zeichen seiner individuellen Entwicklung, sondern auch die Spuren eines Wachsthumes der Vorfahren an sich trägt, welches letztere bis in die früheste Zeitendämmerung zurückreicht.

Der Gedanke ist ebenso albern und all unserm Wissen unangemessen, wie die Frage des Knaben, die er nach der Behauptung seines Vaters, daß Gott alles thun könne, was er wolle, an diesen richtete. Er fragte ihn, ob Gott ein „zwei Jahre altes Füllen in fünfzehn Minuten erschaffen könne“.

Ferner giebt die Genesis keine Gründe an für die vergangene Geschichte, die gegenwärtigen Wohnorte und die verschiedene Beschaffenheit der einzelnen Rassen auf der Oberfläche der Erde. Daß ein Wesen, von dem Aristoteles nur das „faule Ueberbleibsel“ war, Nachkommen haben kann, deren Reihen von Newton bis zu den Südeinsulanern, den Patagoniern, den Buschmännern und den Pygmäen Centralafrika's reichen, das ist etwas, was der Fall des Menschen nicht erklärt. In der Natur der Sünde selbst liegt nichts, was diese Erscheinung erklären könnte, aber aus dem Einfluß der Natur

und den Lebensgesetzen ergeben sich alle diese Verschiedenheiten. Und es ist eigenthümlich, daß die Orthodoxie, trotzdem sie den Einfluß der Natur auf die Entwicklung und Bildung des Menschen, welchen die Entwicklungstheorie annimmt, leugnet, doch ihre Zuflucht zu jenen Kräften nehmen muß, welche die Wissenschaft zur Erklärung der auch für sie unleugbaren Thatfachen heranzieht. Die Natur beansprucht ebenso große Macht, um alle Rassen aus Adam zu bilden, wie sie verlangt, um sie aus der Urzelle zu entwickeln.

Und dann wissen wir — es ist keine Muthmaßung mehr, wir wissen es —, daß große civilisirte Völker existirten, daß Menschen geboren wurden, liebten, haßten, jagten, kämpften und starben, tausende von Jahren vor der Erschaffung und dem Fall des Menschen nach dem Bericht der Genesiß.

Und ferner macht die Theorie (wie ich in den vorhergehenden Blättern schon erläuterte) Gott zu einem sittlichen Ungethüm.

Ob wir nun irgend eine andere Theorie anerkennen können, selbst wenn wir uns ohne eine Theorie behelfen müßten, an dieser einen können wir nicht festhalten. Ich könnte mich bei dem Ausspruch beruhigen: „Ich weiß nichts und kann nichts über Gott wissen; ich muß meinen Lebensweg im Dunkeln zurücklegen in Erwartung dessen, was die Zukunft enthüllen wird“; aber ich kann mich nicht dazu hergeben zu sagen: „Ich liebe einen solchen Gott, wie ihn die populäre Theologie lehrt, und ich will ihn verehren, oder auch nur achten“. Wenn es im Weltall eine höchste Macht giebt, die im Stande wäre, eine Menschheit zu erschaffen, wie sie gepredigt wird, und ihr Kind zu behandeln, wie man behauptet, daß Gott die Menschen handle, dann will und kann ich ihn nicht lieben oder meine Kniee vor ihm beugen, obgleich ich mich seiner Macht zu unterwerfen habe, wie schwache Völker sich Despoten unterwerfen. Und wenn ich mit den edlen Geistern und großen Denkern der Welt zur Hölle fahren müßte, so würde ich dieselbe dem bevorzugten Platz in der Gegenwart Dessen vorziehen, der zu seinem eignen Ruhm Böses, Qualen und ewige Gefängnisse schafft.

Wir kommen jetzt zur Betrachtung der Entwicklungstheorie der menschlichen Natur und zur Ermittlung, wie weit sie mit den bekannten Thatfachen der Welt übereinstimmt. Was sagt die Theorie? Daß alles auf dem Erdball ein Ganzes bildet, wie ein Baum, und

daß der Mensch die Blüthenkrone des höchsten Zweiges sei. Um uns auf unsere unmittelbaren Vorfahren zu beschränken, so lehrt sie, daß der Mensch sich aus dem unter ihm stehenden thierischen Leben entwickelt hat. Ich bin mir bewußt, daß die Volksmeinung von Vorurtheil gegen diesen Gegenstand erfüllt ist, und daß dieses zum großen Theil durch Zeitungscherze und Karikaturen hervorgerufen wurde. Aber ich hoffe, man wird nicht vergessen, daß Leute, welche ein Geschäft daraus machen, das Publikum zum Lachen zu bringen, nicht wählerisch in ihrem Stoff sind. Sie werden alles lächerlich machen, was der Volksgeschmack zugiebt, gerade wie Aristophanes Komödien schrieb, um Sokrates den Athenern lächerlich zu machen, und wie der Londoner „Punch“ Lincoln lächerlich machte und karrikirte, weil die öffentliche Meinung Englands das damals begünstigte. Ich kann mit einem Manne sympathisiren, welcher davor zurückschreckt, den Affen als zu seiner Verwandtschaft gehörig anzuerkennen, besonders wenn eine Familienähnlichkeit vorhanden ist, deren Entdeckung er fürchtet; aber wir müssen wirklich das Vorurtheil bei Seite setzen, dies ist keine Gefühlsache sondern eine Frage nach Thatfachen. Ich für mein Theil bin bereit, es für viel wunderbarer und ehrenvoller zu halten, daß mein Körper auf dem wunderbaren Wege aus der Thierwelt zu seiner jetzigen Vollkommenheit gekommen sein soll, als daß er direct aus dem Schlamm und dem Erdfloß stamme. Welches ist der ehrenvollere Stoff — geheimnißvoll zusammengefügtes Leben oder Schmutz? Ich würde mich schämen, über diesen Punkt zu reden, wäre es nicht um des Vorurtheils willen. Es liegt mir nicht halb so viel daran zu beweisen, daß ich nicht vom Affen abstamme, als mir daran liegt zu wissen, daß ich nicht auf dem Wege bin, einer zu werden. Woher wir kommen, hat nichts mit dem zu thun, was wir sind. „Jetzt sind wir die Söhne Gottes“, und wenn die Entwicklungslehre wahr sein sollte, dürfen wir mit Recht hinzufügen: „Es ist noch nicht erschienen was wir sein werden“. Leute, welche im Leben emporgekommen sind, schämen sich manchmal ihrer Abstammung, aber ich halte es für weit wichtiger, daß wir Sorge tragen, daß unsere Kinder keinen Grund haben, sich ihrer Abstammung zu schämen. Und da mein Stamm Millionen von Jahren zurückreicht und in Gott endet, sehe ich keinen stichhaltigen Grund, weshalb ich mich des langen wunderbaren

Weges schämen sollte, den er hat durchlaufen müssen. Laßt es uns also offen aussprechen: wir leiten unser gegenwärtiges Leben von den Thieren her. Hinsichtlich der Kräfte und Gesetze dieser Entwicklung muß ich auf die Werke verweisen, welche sich mit ihrer Erklärung befassen. Für mich genügt es zu sagen, daß bekannte Gesetze und Kräfte im Stande sind, alle Thatfachen und Ergebnisse der Entwicklungstheorie zu erklären. Als erklärende Andeutung von der Macht der Natur über die Menschheit diene die annähernd richtige Behauptung, daß wenn eine Rasse vom Nordpol ausgehend sich südwärts bewegen und einige Millionen Jahre auf der Reise zubringen würde, überall lange genug verweilend, daß alle Kräfte der sich ändernden Lebensbedingungen ihren Einfluß auf die Neuangekommenen ausüben könnten, so würde eine solche Rasse alle Veränderungen durchmachen und alle Eigenthümlichkeiten aller der Rassen aufweisen, welche thatsächlich diesen verschiedenen Lebensbedingungen unterworfen waren. Die natürliche Entwicklungskraft wirkte auf den Körper, bis er zu seiner aufrechten Stellung und gegenwärtigen relativen Vollkommenheit gelangte. Als die Gehirnkraft im Kampf ums Dasein die Oberhand bekam, wurde das Gehirn durch dieselbe Kraft weiter ausgebildet. Und jetzt erlangt die sittliche Macht allmählig die Oberherrschaft, und die Zeit wird kommen, wo sie für die mächtigste gehalten werden wird, wie man sie jetzt für die edelste ansieht. Die sittliche Macht wird einst die siegende Macht werden.

In Uebereinstimmung mit diesen Hinweisungen hat also die Entwicklungslehre ebenso wenig Schwierigkeiten zu überwinden, um den Geist und die sittliche Vollkommenheit zu erklären, als wenn sie Muskeln und Knochen erklärt.

Wir wollen jetzt einige Vermuthungen und Möglichkeiten betrachten.

Zuerst entdecken wir in unserer Seele eine wunderbare Sympathie mit dem ganzen weiten Leben der Natur. Lowell spricht von Bäumen als von seinen Vorfahren und erzählt, daß er unter den Weiden gelegen und ihrem Geflüster gelauscht habe. Wer hätte noch nicht empfunden, wie der Sturm, oder die Sterne, oder der Wald zu seinem innern Bewußtsein redeten? Nicht nur als poetische Bezeichnung nennen wir die Erde unsere Mutter, und im sonnigen Frühling lieben wir es, uns in unsere Kindheit zurück zu

versehen und an ihrem Busen zu ruhen. Jede empfindungsfähige Natur hat einen feinen Sinn für die Verwandtschaft mit allen Formen des Naturlebens. Die Natur beeinflusst uns und ruft unsere Stimmungen hervor. Wir singen mit den Vögeln und weinen mit dem Regen. Der sonnige oder düstere Himmel spiegelt sich auf unserem Angesicht. Das Leben des Frühlings treibt unser Blut mit kräftigerem Pulsschlag durch unsere Adern im Einklang mit der erwachenden Thätigkeit der Thiere und dem Saft in den Bäumen. Ich glaube nun, daß wir all diese wunderbaren Gefühle am besten erklären, wenn wir sagen, wir sind mit der Natur verwandt.

Und wenn man die einzelnen Vorgänge im thierischen Leben beobachtet, wird man erstaunt sein, daß die Kluft zwischen ihnen und uns so sehr schmal ist. Was man einst für ein unüberschreitbares Meer hielt, ist jetzt nur ein winziger Bach. Die Thiere theilen fast jede unserer Gewohnheiten und Fähigkeiten mit uns. Thiere denken, folgern, hoffen, fürchten, erinnern sich, lachen und weinen. Sie sind treu in der Ehe, lieben ihre Nachkommen; sie bilden Gemeinden und haben Regierungen; sie zähmen und brauchen andere Thiere, melken sie sogar, wie wir die Kühe; sie haben gesellschaftliche Grade: Aristokraten, Soldaten, Künstler und Sklaven; sie führen Krieg und machen Gefangene; sie bestrafen Verbrechen und verhängen die Todesstrafe; sie gründen und erbauen Städte; sie stellen Posten aus und haben ihre Wachmannschaft; sie schmücken ihre eigne Person; sie sorgen für einander und vertheidigen sich kämpfend gegenseitig, oder vertheidigen gemeinsam ihr Heim und ihr Land, kurz, es giebt kaum eine einzige Fähigkeit der Menschheit, an der sie nicht Antheil haben. Der Unterschied zwischen diesen thierischen Kräften und Gebräuchen und den menschlichen ist hauptsächlich ein gradueller. Das Vermögen abstracten Denkens und die Entwicklung religiöser Fähigkeiten und religiösen Lebens sind die großen wesentlichen Unterschiede im Geistes- und Seelenleben. Die Thierwelt steht also nur eine Stufe tiefer als wir, und diese Stufe zu erklimmen ist die Entwicklungslehre vollkommen fähig.

Kommen wir nun zum Körper und betrachten wir ihn allein, so springt uns die Thatfache in die Augen, daß fast alle Lebensformen sogenannte verkrüppelte Organe haben, das heißt, gewisse Glieder oder Theile, welche auf einer Lebensstufe vollständig ent-

wickelt waren, aber auf einer höheren Stufe, als sie nicht mehr nothwendig waren, verwachsen und nur eine Spur zurückließen, die zeigt, wo und was sie früher waren; gerade wie man an einem alten Baume oft sehen kann, wo früher ein jetzt abgestorbener Zweig war. Die Fische in der Mammuth-Höhle haben verkrüppelte Augen, Strauße haben verkrüppelte Flügel. Dies sind einfache Beispiele. Ich kann noch hinzufügen, daß der Mensch auch verschiedene sehr auffallende verkrüppelte Organe hat, die, wenn sie sich heute entwickeln, ihn ebenso vollkommen thierisch erscheinen lassen würden, wie seinen Vorfahren den Chimpanse.

Einen andern sehr bemerkenswerthen Punkt brauche ich nur zu erwähnen. Vor seiner Geburt macht jedes Kind im Laufe seiner Entwicklung jede Phase des thierischen Lebens durch, von der niedrigsten bis zur höchsten. So wiederholt sich im Menschen alles unter ihm stehende Leben. Jedes Kind, das geboren wird, hat den ganzen Weg noch einmal zurückzulegen, welchen das Leben in seinem Fortschritt auf der Erde durchgemacht hat. — Und nach seiner Geburt beginnt jedes Kind das Leben als Thier und wächst durch die und aus der Barbarei in die Civilisation der Kultur und Erziehung hinein. Die Spielsachen der Kinder sind Nachahmungen barbarischer Waffen, — Keule, Pfeil und Bogen und der Speer; und die Spiele der Kinder in der Kinderstube, auf der Straße oder auf dem Schulspielplatz sind mimische Nachahmungen alter religiöser Gebräuche, und ihre bedeutungslosen Reime und Weisen sind die Ueberbleibsel von Staatsceremonieen der alten Welt. So wiederholt und durchlebt das Kind in seiner Erziehung den Fortschritt der Civilisation noch einmal.

Wir sagen gewöhnlich, dieser Mann sei ein Fuchs, jener löwenähnlich, ein dritter sei wolfsartig, es giebt an der Börse „bulls und bears“, (haussiers und baissiers), andere gleichen dem Igel. Man betrachtet das als rein figürlichen Sprachgebrauch, aber die Entwicklungslehre giebt solchen Phrasen eine Bedeutung, die sie vor dem noch nicht hatten. Grade wie wir das Haar oder die Augen oder den Gang nicht nur von unserm Vater oder von unserer Mutter, sondern von Vorfahren, die vor hundert Generationen lebten, geerbt haben können, so können sich bei uns auch noch die guten oder schlechten Züge, Neigungen und Leidenschaften zeigen, welche

unsere thierischen Vorfahren tausende von Jahren vorher charakterisirten. Der Faden eines gemeinsamen Lebens zieht sich durch alle Daseinsformen auf unserem Planeten und verknüpft sie zu einer einzigen.

Nach dieser Theorie erklärt sich der Kampf unseres sittlichen Lebens vernunftgemäß als das, als was wir ihn kennen — als einen Streit zwischen dem höheren und dem niederen Wesen in uns. Das Thier gehorcht seinen Trieben, und da es keinen Begriff von Sittlichkeit hat, kann es natürlich keinen Gedanken an Unrecht und keine Gewissensbisse haben. Das Kind handelt zuerst ebenso und hat nicht mehr Sinn für Sittlichkeit als das Pferd. Aber dieser Sinn entfaltet sich und der Conflict beginnt. Es ist der Streit zwischen den Trieben und den Pflichten gegen unsern Nächsten und gegen unser höheres Selbst. „Ich möchte“ und „ich sollte“ stehen einander gegenüber. Es ist genau derselbe Kampf, den Paulus im siebenten Kapitel des Römerbriefes so drastisch schildert: „Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem innwendigen (höheren) Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern (Körper), das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe“. Und wie Viele von uns ausgerufen haben, jammert er: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Reibe dieses Todes?“

Diese Theorie erklärt also genau den ganzen Kampf des sittlichen Lebens. Der Mensch strebt aufwärts, vom Thier zum Gemüth und Geist. Wenn das Thier zur Herrschaft gelangt, erniedrigt er sich und fällt auf eine Stufe zurück, die um so viel tiefer ist als die des Thieres, als er zu etwas Höherem fähig ist; und wenn er diese Fähigkeit nicht benutzt, wird er von sich selbst und von der Menschheit verdammt. Mag ein Wesen noch so niedrig oder gering sein, wir verdammen es nicht, wenn es alles dasjenige ist, dessen es fähig ist; aber mag es noch so hoch entwickelt sein, so verurtheilen wir es, wenn es sich begnügt unter dem Höchsten, was ihm möglich ist, zurückzubleiben. Die Sünde ist also keine Substanz oder Wesen, das entweder Gott oder der Teufel in den Menschen gelegt haben, und das ein Priester beschwören, das Gebet bannen oder die Taufe abwaschen kann. Sie ist nur die Uebermacht des Niedrigen über das Höhere im Menschen, und die Schuld ist das Bewußtsein dessen. Sittliche Vollkommenheit ist die Uebermacht des sittlichen und geistigen, eine vernünftige Beurtheilungskraft der

Gesetze unseres höheren Lebens und eine gehorsame Unterwerfung unter dieselben.

Aber wenn der Mensch einst Thier war und zum Menschen aufgewachsen ist, wann und wie kam dann die Seele hinein? werden Manche vielleicht fragen. Von einer Seele, welche ein bestimmtes Einzelwesen ist, getrennt von dem bewußten Gedanken- und Geistesleben, einer Seele, welche der Mensch hat und welche, nach der Lehre der populären Pietisten, abgesehen von seinen sittlichen und geistigen Eigenschaften gerettet werden kann, einer Seele, welche im Menschen lebt und doch nicht einfach und vollständig er selbst ist, — von solcher Seele, muß ich bekennen, weiß ich überhaupt gar nichts. Und wenn irgend Jemand geneigt sein sollte, sich über diesen Punkt in Betreff der Entwicklungslehre zu beunruhigen, so thut man vielleicht gut, ihn zu erinnern, daß er im ersten Buch Moses keine Hülfe finden wird. Moses weiß nichts von einer solchen Seele. Das hebräische Wort für die Seele Adams und für die Seelen oder das Leben der Thiere ist genau dasselbe. Wenn geschrieben steht: „Gott blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele“, so würde es ebenso richtig sein zu sagen: „Er wurde lebendig oder ein lebendiges Wesen oder Thier“. Es findet sich keine Hinweisung, daß seine Seele irgendwie verschieden von der irgend eines andern Geschöpfes sei; das berührt aber die Frage nach der Natur der Seele oder nach der Unsterblichkeit nicht, es zeigt nur, daß in der Genesiß nicht mehr Licht darüber enthalten ist als in der Entwicklungslehre.

Es war eine beliebte Streitfrage unter den Gelehrten des Mittelalters, ob unsere Seele durch die Geburt von Adam herstamme, oder ob sie bei jeder einzelnen Geburt direkt vom Himmel komme; aber ich habe nie gehört, daß bei diesem Streit etwas anderes herauskam, als daß jene andere Frage aufgeworfen wurde, über die sie sich auch die Köpfe zerbrachen, ob unser Haar und unsere Fingernägel, welche wir jetzt abschneiden, einen Theil unseres auferstandenen Leibes bilden werden oder nicht.

Die Entwicklungslehre nimmt den Menschen einfach, wie sie ihn findet, spürt seinem Ursprung nach, studirt seine Natur, und versucht, indem sie die lange Geschichte seiner Entwicklung verfolgt, seine muthmaßliche Zukunft vorauszusehen. Wenn sie nicht in so

weit umfassender Weise wie Paulus sprechen kann: „Nun sind wir (alle Menschen) die Söhne Gottes“, so kann sie sagen: „Nun sind alle, welche nach dem Gesetz ihrer höheren Natur leben, die Söhne Gottes“. Der Mensch, der einst Thier war, hat sich also bis zur Möglichkeit der Kindshaft des Höchsten hinaufgeschwungen, und in vielen Fällen hat er aus der Möglichkeit eine Thatfache gemacht. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“; aber durch Erkenntniß, Gehorsam und Kämpfe führt ein aufsteigender Pfad der Menschheit zu Gott hinauf, ein Pfad von so erhabenem Glanz beleuchtet, wie jene Strahlenbrücke, welche die Tiefen des Raumes vom äußersten Ende des Horizonts bis hinauf zum blendenden Glanz der aufgehenden Sonne überspannt. Hier öffnet sich der Weg zu religiösem Fortschritt, menschenfreundlicher Arbeit und jeder Reform. Diejenigen werden ihn einschlagen, welche das Thier unterdrücken und sich zu Geist und Seele aufschwingen. Und die wahre Hülfe, die wir unsern Brüdern leisten müssen, besteht darin, daß wir sie Schritt vor Schritt diese Stufenleiter zur Vollkommenheit hinaufgeleiten. Kein Mensch kann plötzlich dazu „befehrt“ werden, ebenso wenig wie Unwissenheit plötzlich in Erkenntniß verwandelt werden kann. Man kann plötzlich zum Bewußtsein seiner Unwissenheit aufgerüttelt werden und sich plötzlich entschließen, zur Schule zu gehen, aber der Weg des Lernens ist lang, und ebenso lang ist auch der Weg allen Fortschritts.

Im so enthüllten Lichte der menschlichen Natur kann man die Nichtigkeit der gegenwärtig hervorragenden Ansichten über Reform sowohl als über Mäßigkeitsbestrebungen, sociales Laster und Unterdrückung des Verbrechens erkennen. Man kann den Charakter nicht durch Gesetze machen. Das Höchste, was Gesetze thun können, ist für günstige Bedingungen für die Entwicklung des Charakters zu sorgen.

Ich habe absichtlich die Frage nach einem künftigen Leben des Menschen übergangen. Es bleibt mir nur übrig einen Blick auf die Möglichkeiten seiner irdischen Aussichten zu werfen, wie die Entwicklungslehre sie uns andeutet. Der Mensch war zuerst ein Thier ohne Obdach, Feuer, Kleidung, Waffen oder Geräthschaften irgend welcher Art. Wir können ihn bis zu der Zeit zurück verfolgen, in welcher er mit dem Bären um den Besiz seiner Höhle

kämpfte. Seine erste Waffe war eine Keule; dann entdeckte er das Feuer und wurde durch dasselbe in den Stand gesetzt, Metalle zu schmelzen und Geräthschaften und Waffen anzufertigen. Alle Naturkräfte waren ihm feindlich, weil er ihre Gesetze nicht kannte und sie daher beständig verletzte und unter ihnen litt. Aber nach und nach lernte er ihnen gehorchen, und so wurde er ihrer Herr. Als er den Gesetzen des Windes gehorchte, zwang er ihn, die Segel seines Schiffes zu füllen; als er die Gesetze des Wassers erkannte, mußte es seine Mühlen treiben; als er mit dem Feuer umgehen lernte, lichtete er die Wälder und begann zu fabriciren; heute hat er durch seine Kenntnisse ungeheure Länderstrecken unsers Erdballs erobert. Bliß, Licht, Hitze, Magnetismus, chemische Kräfte, alle sind ihm unterthan. Er ist im Begriff, seine Krone zu gewinnen und sein Scepter zu ergreifen. Aber obgleich wir uns civilisirt nennen, können wir genug von den noch unerreichten Fähigkeiten des Menschen und der Erde erkennen, um zu empfinden, daß uns jetzt nur die Morgendämmerung umgiebt, der volle Tag liegt noch vor uns, Eroberungen warten unser auf der Erde, in der Luft und auf dem Meer. Die Regierung wird vervollkommenet werden, dem Verbrechen werden wir entwachsen; die meisten Krankheiten, an denen wir jetzt leiden, werden vernichtet werden. Angehäufte Reichtum und die Kenntniß der noch unentdeckten Hülfquellen der Erde werden das Problem lösen, Hunger, Kälte und Mangel zu besiegen und den Menschen von der drückenden Bürde des Ringens um den Lebensunterhalt zu befreien. Dann wird der Mensch frei sein sich zu erheben und nur seinen höheren Neigungen, dem Gemüth und dem Geist zu leben. Die Entwicklung eines Paradieses auf Erden, welches so viel schöner als Eden ist, wie die erhabenen Pläne und Thaten des Mannesalters höher und besser sind, als die Träume der Kindheit, liegt vollkommen im Bereiche der Kräfte und Gesetze, welche jetzt um uns herum wirksam sind. Plato's Republik und More's Utopia sind nur Andeutungen von dem, was die Zukunft verwirklichen wird. Die ganze Erde kann in einen Garten verwandelt, und das menschliche Leben auf derselben so geordnet und in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen gebracht werden, daß jede Regierungsthätigkeit und das Leben der Gesellschaft und des Einzelnen sich so geräuschlos und harmonisch abwickeln wird, wie die Sterne sich am Himmel

bewegen. Dem Bösen, dem Schmerz und der Krankheit werden die Menschen entwachsen sein.

Wie lange wird es dauern? Tausende von Jahren. Aber Gott hat keine Eile, ihm bleibt die Ewigkeit für sein Wirken. Er hat Jahrtausende gebraucht, um uns zu dem zu entwickeln, was wir sind, und doch stehen wir erst auf der Schwelle dessen, was nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich ist. In die Zukunft erstreckt sich ein Pfad so lang, daß die, welche auf den Höhen künftiger Zeiten stehen werden, beim Rückblick die menschliche Geschichte vom Anfang bis jetzt betrachten werden, wie wir die erste Meile einer Reise über den Continent betrachten, wie wir die Zeit von Adam bis zur Sündfluth in der alten Geschichte ansehen.

„Meine Lieben, wir sind nun Söhne Gottes“; und „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“. Aber das Gemälde des Erdenlebens, welches Gott entrollt, enthält Wunder und Ueberraschungen des Guten, der Schönheit und des Glanzes, die wir uns noch nicht vorstellen können, doch wir können sicher sagen, daß die Blüthe der Wurzel und des Stammes würdig sein wird.

V.

Der Teufel oder die Natur des Bösen.

Der Volksmund schreibt dem Teufel die Urheberchaft alles menschlichen Uebels zu. Ich möchte daher in kurzen Umrissen die wichtigeren Entwicklungsphasen der Idee des Teufels zeichnen, damit wir verstehen können, wie der Glaube entstanden und gewachsen ist, und dann werde ich zu dem übergehen, was wir wirklich von dem Ursprung und der Natur des Bösen wissen. Die Erkenntniß desselben wird praktische Maßregeln an die Hand geben, um es zu bemeistern oder ihm zu entgehen.

Wir wollen zuerst versuchen die Lage und den Geisteszustand der ersten Menschen auf Erden zu verstehen. Wir müssen sie uns von alle dem entkleidet vorstellen, was wir unter dem Ausdruck Civilisation zusammenfassen. Wir müssen in unserm Gedächtniß nicht nur die Städte, die Telegraphen, die Eisenbahnen, die Landstraßen, die Schiffe auslöschen, sondern wir müssen sie uns auch ohne Häuser, selbst ohne die einfachsten häuslichen Geräthschaften und Werkzeuge vorstellen, ohne alle Kenntnisse des Eisens, Kupfers oder anderer Metalle, aus denen sie Waffen zu ihrer Vertheidigung machen konnten. Sie hatten keine Kleidung, wenn sie nicht die Rinde eines Baumes abstreifen oder ein Thier seines Felles berauben konnten; sie kannten das Feuer nicht. Aber wir müssen nicht nur von ihrem Körper alles, was uns an Bequemlichkeit umgiebt, abstreifen, sondern wir müssen uns auch ihren Geist von allen Kenntnissen entblößt und sie uns inmitten einer Welt vorstellen, die sie fast gar nicht kannten. Der Hunger nagte an ihrem Lebensmark, die Kälte peinigte und vernichtete sie, der Donner erschreckte und der Blitz erschlug sie; das Erdbeben, der Sturm und die

Dunkelheit, alles schien auf ihre Vernichtung bedacht. Unsichtbare Krankheiten griffen sie an und geheimnißvoller Tod raffte einen nach dem andern hinweg. Sie wußten nichts von Naturgesetzen und begriffen nicht, wie eine gewöhnlich segensreiche Macht ihnen durch ihre Unkenntniß oder ihre Verstöße gegen dieselbe plötzlich Schaden zufügen könne. Darum folgerten sie nach ihrem besten Ermessen, daß all diese Dinge ihre Feinde seien. Und da sie sich keine Macht vorstellen konnten, die nicht von einer Person, wie sie selbst, ausgeübt worden wäre, so schrieben sie allen sie umgebenden Kräften Persönlichkeit und individuelles Leben zu. Der Winter, die Nacht, der Sturm, der Blitz und die Krankheit wurden in ihrer Vorstellung zu übermenschlichen Wesen oder Göttern. Und da die Ergebnisse ihrer Thätigkeit böse waren, so weit sie sehen konnten, schlossen sie, daß es böse Götter sein müßten, welche darauf ausgingen, ihnen zu schaden und nicht ihnen zu helfen. Die Sonne, das Licht und der blaue Himmel waren freundliche und gute Götter. Denn da sie nicht, wie wir heute, wußten, daß alle diese anscheinend bösen Mächte von der Sonne hervorgerufen werden, so schrieben sie ihr nur die angenehmen Wirkungen des Lichts und der Wärme zu, welche sie aus ihr hervorgehen sehen konnten. Aber die guten Götter des Lichts und der Behaglichkeit waren in weiter Ferne am Firmament, während die bösen Götter der Kälte, der Dunkelheit, des Hungers und des Todes in ihrer unmittelbaren Nähe sich befanden. So war die erste Religion fast ausschließlich eine Religion der Furcht. Sie verehrten diese Götter, nicht weil sie dieselben liebten, sondern in der Hoffnung, daß sie durch Gaben, Gebete und Ehren ihre Gunst erlangen oder sie zu geringerer Grausamkeit bewegen könnten. Hier liegt also der Keim zu der Idee vom Teufel. Er war ein Ergebnis jener Logik, welche folgerte, daß Leiden und Tod das Werk eines schlechten Wesens sein müsse. Es gab nicht einen Teufel oder bösen Gott, sondern tausende, denn alles, was unabhängige Macht zu besitzen schien, wurde personificirt.

Obgleich in der Religion der Hindu's fast alles vergöttert wurde, so daß es Millionen von Göttern gab, erhoben sie sich doch eine Stufe über den philosophischen Gedanken des ersten Menschen. Sie ordneten die Kräfte des Weltalls drei großen Göttern unter, — Brahma dem Schöpfer, Wischnu dem Erhalter und Schiwa dem Zer-

störer. Der letztere, welcher der Hinduteufel genannt werden könnte, wird dargestellt mit einem Strick zum Erdrosseln der Bösewichter, einer Halskette von Schädeln und Ohrringen von Schlangen. Alles Böse war sein Werk. Und sehr bezeichnend für die Thatsache, daß die Volksverehrung sich viel mehr damit beschäftigt, dem Bösen zu entgehen, als das Gute zu erlangen, ist Schinwa der am eifrigsten verehrte aller Hindugötter. Es scheint ihre Idee zu sein, sich von seiner bösen Macht loszukaufen.

Zoroaster, der persische Religionslehrer, ging noch einen Schritt weiter. Seine Religion gründete sich auf eine unklare Art von Monotheismus, aber in Wirklichkeit war das Weltall zwischen zwei Götter, einen guten und einen bösen getheilt, welche man in fortwährendem Streit vermuthete. Ormuzd war der Gott des Lichtes und des Guten, während Ahriman der Gott der Finsterniß und des Bösen war. Sie waren in einen weltumfassenden Kampf verwickelt, welcher dem sehr ähnelt, in welchem Christus und der Teufel nach dem Glauben des Mittelalters begriffen sein sollten. Aber, ungleich der christlichen Lehre, glaubte man, daß Ormuzd einst das Böse bis zu seiner gänzlichen Vernichtung besiegen und Ahriman selbst erlösen werde.

Es ist wohl der Mühe werth der Art und Weise, wie die Götter einer alten Religion zu den Teufeln einer neuen wurden, kurz unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn ein neuer und besserer Gott zur Oberherrschaft gelangte, vermuthete man nicht, daß die anderen Götter todt seien: sie waren einfach besiegt und lebten in der Unterdrückung. Durch diese Lage wurden sie zu beständiger Empörung aufgestachelt und thaten alles, was in ihren Kräften stand, um ihrem Besieger und dessen Reich zu schaden. So waren die Teufel Zoroasters die Götter der älteren Hindureligion. In ähnlicher Weise wurden die alten heidnischen Götter zu Teufeln des frühesten und mittelalterlichen Christenthums, wenn nicht zufällig ein unfehlbarer Papst einen von ihnen in den Kalender setzte und ihn aus Versehen zu einem Heiligen machte.

In den klassischen Religionen Griechenlands und Roms gab es keinen Teufel, denn die Götter waren schlecht genug, um ohne einen solchen fertig werden zu können. Die Gottheiten des Olymps waren einfach Menschen von größerer Macht und längerem Leben,

und sie halfen oder schädeten der Menschheit je nach Laune und Gunst oder durch Gaben oder Ehren beeinflusst, wie es alle Tyrannen machen.

Wir müssen uns nun zum alten und neuen Testament wenden und der Entstehung des Teufels hier nachforschen. Es findet sich Jahrhunderte lang keine Andeutung, daß die Schlange im Paradiese der Teufel war, oder daß er irgend etwas mit ihr zu thun hatte. Jehovah, der eine Gott, der Schöpfer aller Dinge, wurde zuerst als der Urheber des Guten, wie des Bösen, des Lichtes und der Finsterniß betrachtet. Im Buch Jesaja wird er dargestellt, wie er kühn die ganze Verantwortlichkeit auf sich nimmt: „Der ich das Licht mache, und schaffe die Finsterniß; der ich Frieden gebe und schaffe das Uebel. Ich bin der Herr, der solches alles thut.“ (Jes. 45, 7.) Dies könnte natürlich nicht wahr sein, wenn das Böse mit dem Teufel zugleich entstanden wäre. An andern Stellen erscheint der Teufel, wie er sich zur Thätigkeit aufrafft und das Bewirken des Bösen in der Welt mit Jehovah theilt. Als David eine Volkszählung anordnete, was für ein Verbrechen gehalten wurde, wird an einer Stelle behauptet, daß Jehovah ihn versuchte, es zu thun und an einer andern Stelle, daß der Satan es gethan habe. Der Glaube theilt sich hier und beginnt zu schwanken. In klaren Umrissen erscheint Satan zuerst im Buche Hiob, aber er ist durchaus nicht der Satan der Theologie, der vom Himmel Ausgestoßene, der König der Hölle, der Verwüster der Erde. Er ist ein Mitglied der himmlischen Hofhaltung, eine Art öffentlicher Ankläger im Dienste Jehovah's, der nur mit göttlicher Erlaubniß ausgeht, um den göttlichen Willen zu vollziehen. Aber nach der jüdischen Gefangenschaft, während welcher das Volk durch das Leben und Denken der Perser beeinflusst wurde, tritt der Ahriman Zoroasters lebhaftig in die jüdische Theologie und der Teufel ist fertig.

Um die Existenz des Bösen von der Schöpfungsdämmerung an zu erklären, muß der Teufel älter als die Welt gemacht werden, und daraus entstand die Legende von einem Aufruhr im Himmel, bei welchem Satan und seine Genossen, ein Drittel aller Engel, hinausgewiesen wurden. Um sich für seine himmlische Niederlage zu rächen, kehrt er seine Bosheit gegen die neue Schöpfung und das neugeschaffene Wesen, den Menschen, welcher den Platz im Himmel ein-

nehmen soll, von dem er vertrieben worden ist. Dann entwickelte sich der Gedanke, daß die alte Schlange nur der verkleidete Satan sein könne, und daß, durch die Versuchung und den Fall des Menschen der Teufel „den Tod und all unsere Leiden in die Welt brachte“. Man nahm an, daß der Teufel der Eroberer, Herr und rechtmäßige Eigenthümer der Welt geworden sei; hier war sein Reich. Und dieser Gedanke wurde zu einem so tief eingewurzelten, daß sogar noch heute in dem kirchlichen Gebetbuch die organisirte Kirche als Gottes Reich, die Welt als das des Satans betrachtet wird; und ein Christ werden heißt „Verzicht leisten“ auf die Treue gegen die Welt, das Fleisch und den Teufel, und Christus als König anerkennen. Man war so vollkommen überzeugt, daß der Satan ein Eigenthumsrecht auf die Erde und den Menschen besäße, daß die früheste Lehre von dem Werk Christi ganz nach diesem Glauben geformt war. Jesus schloß einen Handel mit Satan ab, durch welchen er sich selbst in seine Hände lieferte als Lösegeld für die Befreiung der Menschheit, und da Christus im Himmel sein Nebenbuhler gewesen war, willigte er in den Kauf. Christus konnte aber in seiner göttlichen Eigenschaft den Teufel überlisten, ihn um seinen Besitz betrügen und die Menschheit noch obendrein retten. Das waren die frühesten christlichen Vorstellungen von Gott, Jesus und dem Satan, und hiernach kann man beurtheilen, wie viel Achtung sie von uns verdienen.

Während des ganzen Mittelalters vermuthete man den Teufel überall. Seine Heere lagerten auf der ganzen Erde. Alles Elend, alle Krankheiten, Mißgestalten, jedes Erdbeben, der Sturm bis herunter zu den gewöhnlichsten Verlegenheiten wurden seinem Wirken zugeschrieben. Jeder Mensch war von Teufeln umgeben, wie der Schwimmer von den Meeresfluthen umgeben ist. Böse Gedanken waren eine Folge seiner Einflüsterungen, und böse Thaten geschehen auf seine Anstiftung; kurz jegliches Böse war das Werk des Teufels. Die Sünde war ein neues Element oder eine neue Eigenschaft, welche auf seine Veranlassung beim Sündenfall in die menschliche Natur kam, so wurde sie zu einem Theil des Lebens jedes neugeborenen Kindes. Durch diese Sünde, welche den Menschen mit dem Teufel verknüpfte, lebte er unter dem beständigen Zorn Gottes und war auf immer verdammt. Die kirchlichen Satzungen, Ceremonien und

Festtage waren das Rüstzeug Christi für die Austreibung der Sünde oder die Befreiung des Menschen von ihrer Macht.

Der Teufel ist die Haupttriebfeder der Theologie gewesen und die Hölle der Eckstein des Weltalls. Er ist zu einer so wichtigen Persönlichkeit geworden, daß ein Prediger behauptet, im Gegensatz zu Mr. Conway's Vortrag, daß „keine Wahrheit in der Bibel sei, wenn es keinen Teufel gäbe“. Als ob die Bergpredigt der Unterstützung des Teufels bedürfte! Und ein anderer erklärt, daß „der Teufel ein wichtiges Element sei in den Gnadenmitteln zur Rettung der Sünder“; obgleich, da ihm der größte Theil derselben zufällt, man vermuthen könnte, er sei ein wichtiges Element ihrer Verdammniß und nicht ihrer Rettung. Ich glaube, dieser Prediger meint, er brauche den Teufel als Popanz, um die Leute in den Himmel hinein zu schrecken, obgleich er nach dem eignen Bekenntniß der Kirche seinen Zweck in dieser Beziehung verfehlt hat.

Nun ist es aber vollkommen natürlich, daß die Unwissenheit der ersten Menschen den Teufel als einen Theil ihrer Mythologie erfand, denn es war am einfachsten, so die Thatsache des Bösen zu erklären, wie es sich damals darstellte. Aber alle ernsten und unabhängigen Denker sehen jetzt ein, daß die Theorie vom Teufel mit der Alchemie, der ptolemäischen Theorie vom Weltall und andern Ansichten, denen die Welt entwachsen ist, auf eine Stufe gestellt werden muß. Anstatt den Ursprung oder die Natur des Bösen zu erklären oder zu vereinfachen, macht der Teufel es nur verwickelter. Giebt es einen Teufel, so erschuf er sich entweder selbst, oder Gott erschuf ihn. Wenn er sich selbst erschuf, so ist er eine unabhängige Gottheit; wenn Gott ihn erschuf oder sein Dasein zuließ, so ist Gott der Urheber des Bösen, also ist die Lehre vom Teufel kein Ausweg.

Wenden wir uns also ab von diesen schrecklichen Träumen der Vergangenheit, und betrachten wir die Thatsachen der Welt, soweit wir sie kennen. Ich glaube, wir werden im Lichte der Entwicklungslehre einen Pfad finden, der uns durch diese Schwierigkeiten hindurch führt. Was sagt uns unsere wirkliche Kenntniß von den Thatsachen der Welt und dem Fortschritt des Lebens über die Natur des Bösen? Sie läugnet nicht nur die Existenz, sondern jede Nothwendigkeit eines Teufels. Sie leugnet die wirkliche Existenz des

Bösen, d. h. sie leugnet, daß das Böse ein wirkliches Wesen, eine Substanz, sowohl in der äußeren Welt, wie, als Sünde, im Menschen sei. Das Böse ist einfach ein zeitweiliger und vorübergehender Zustand. Um das Ganze in ein Wort zu fassen, alles Böse ist nichts mehr und nichts weniger als schlechte Anpassung. Der Teufel, die Sünde, die Sorge, das Unglück, die Krankheit, die Thränen und der Tod, alles löst sich in dies eine Wort auf. Ich bin mir bewußt, daß der Satz in dieser Fassung dem Leser wenig klar erscheinen wird, aber ich wollte das Ganze gern in ein Wort fassen, wie eine Eichel einen Eichbaum in sich faßt. Und nun werde ich erklären und erläutern, was ich meine. Wer irgend eine Form des Bösen auffinden kann, welche nicht durch das Wort „schlechte Anpassung“ auszudrücken ist, findet etwas, das all mein Denken nicht entdecken konnte.

Beim Beginn dieser Erklärung merke man auf die Bedeutung des Wortes leben. Leben heißt für den Menschen einfach: ein wirkliches Wesen sein, männlich oder weiblich, welches inmitten der wirklichen Thatfachen des Weltalls steht, von ihnen und mit ihnen verknüpft ist. Ist der Mensch mit diesen Thatfachen auf die rechte Weise verknüpft oder ihnen angepaßt, dann findet er Sicherheit, Gesundheit, Glück und Frieden. Ist er mit ihnen falsch verknüpft oder ihnen schlecht angepaßt, so wartet seiner Verwirrung, Trübsal, Krankheit und Tod. Ich glaube, dieses eine Princip wird alles Uebel erklären, vom physischen, intellectuellen und moralischen bis hinauf zum religiösen. Wir wollen das jetzt weiter untersuchen.

I. Das physische Uebel.

Wie ging es nur zu, daß die ersten Menschen all die großen Kräfte für überwiegend böse hielten? Einfach weil sie unwissend und hilflos waren. Da sie die Naturgesetze nicht kannten, verstießen sie fortwährend gegen sie und erlitten dann die Strafe, welche ein Gesetzesbruch nach sich zieht. Der Blitz, der Sturm, das Erdbeben, die Winde, die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe, sie alle fügten ihnen fortwährend Schaden zu, weil ihre Kenntniß von ihnen nicht zu einer angemessenen Vertheidigung gegen sie ausreichte. Sie geriethen fortwährend in ein verkehrtes Verhältniß zu ihnen. Die großen Naturkräfte bewegen sich so unwiderstehlich vorwärts, wie

ein in vollem Schuß befindlicher Eisenbahnzug. Wer in dem Wagen sitzt, dessen Reise geht mit Hülfe der mächtigen Dampfkraft schnell und glatt von statten, wer dem Zuge in den Weg kommt, den zermalmt und tödtet dieselbe mächtige Kraft. Alles hängt eben nur von unserm Verhältniß zur Dampfkraft ab. Richtige Anpassung macht sie zu unserem Diener, in falscher Anpassung wird sie unser Verderben. Im Lichte dieses Princips wollen wir einige der hervorragendsten Ursachen des physischen Uebels genauer betrachten.

Während der beiden letzten Jahrtausende war es der populäre Glaube der Kirche und der ganzen Christenheit, daß Erdbeben, Stürme, Ueberschwemmungen, vulkanische Eruptionen, Epidemien, Krankheiten und Tod entweder das böshafte Werk des Teufels oder die rächende Strafe Gottes für menschliche Sünde sei. Zuweilen wurden beide Ideen mit einander verbunden, d. h. man dachte, daß Gott in seinem Zorn dem Teufel erlaubte, all dieses Uebel über die Menschen zu verhängen. Dieser Glaube ging so weit, daß man es sogar für eine sündhafte Auflehnung gegen Gottes Willen hielt, wenn Aerzte sich bemühten, dem natürlichen verheerenden Lauf einer Epidemie entgegen zu arbeiten oder menschliche Leiden zu lindern. Innerhalb des letzten Jahrhunderts ist die Welt Zeuge gewesen, wie die Vertreter der Volksreligion einen stürmischen Widerstand gegen die Impfung als Schutz gegen die Blattern erhoben. Die Blattern waren eine Strafe Gottes, und es war gottlos ihm in den Weg zu treten. Und noch vor vierzig Jahren widersetzte man sich dem Gebrauch des Chloroforms, weil man es für sündlich hielt, die Schmerzen zu bekämpfen, die Gott als Strafe für die Sünde geschickt hatte.

Erdbeben und vulkanische Ausbrüche sind ein Theil des nothwendigen und natürlichen Processes in der Entwicklung des Erdballs. Das Spalten und Beben der Erdkruste in dem Abkühlungsproceß der Erde aus ihrem ursprünglich geschmolzenen Zustand ist ebenso natürlich und nothwendig, wie das Kräuseln und Anackeln des Fettes in der Pfanne, wenn es in der Küche des Landmanns abkühlt. Es ist genau dasselbe, nur in größerem Maßstabe. Und Vulkane sind das natürliche Ergebniß desselben Wirkens. Wann und in welchem Sinne werden sie nun zum Unglück? Wenn die Menschen aus Unkenntniß dieser Naturgesetze ihre Städte und Häuser in einem Erd-

bebenbezirk oder am Abhange eines Vulkans erbauen, dann treten solche Unglücksfälle ein wie die Zerstörung Vissabons und die Verschüttung Pompeji's. Diese großen Erschütterungen wirken als großes Ganzes zum Besten der Erde; das zufällige Böse ist ein Ergebniß schlechter Anpassung der Menschen an sie. Sobald die Menschen die Geseze kennen und sich ihrem Wirken anpassen, wird denselben die Macht zu Schaden genommen. Man denke z. B. an Ueberschwemmungen oder an einen großen Vassinbruch, wie der vor einigen Jahren im Westen von Massachusetts vorgekommene. Wenn die Menschen klug genug sind, sich außerhalb des Bereiches der Fluthen anzubauen, und wenn die öffentlichen Wächter verständig und aufmerksam genug sind, um die gierigen Lieferanten an einer Vernachlässigung ihrer Arbeit zu verhindern, dann wird man diese „Gerichte Gottes“ leicht verhüten können. Es ist etwas sonderbar, daß Gott aufgehört hat, seinen Bliß als Strafe für die Sünde zu schicken, sobald und soweit als Franklin's Erfindung, der Blißableiter, richtig angewendet wurde. Die richtige Anpassung an die Electricität hat die Naturerscheinung entwaффnet. Wenn ein Schiff auf See verunglückt, so wissen wir, daß in jedem Falle der Mangel einer richtigen Anpassung des Schiffes an die Mächte des Windes und der Wellen der Grund ist. Eine genaue Kenntniß der Geseze der Schifffahrt und völlige Unterordnung unter dieselben würde einen Schiffsbruch zu etwas Unerhörtem machen. Seuchen wie die Cholera, die Pest, das gelbe Fieber können durch menschliche Einsicht vollkommen beherrscht werden. Diese Strafen treffen nicht Sünder im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern sie beschränken sich auf solche Städte und Länder, welche die Geseze der Gesundheitspflege mißachten. Und jeder verständige Arzt weiß, daß fast alle Krankheiten zu verhüten sind, und daß dieselben nur eintreten als natürliche und nothwendige Folge der Mißachtung physischer Geseze. Mit andern Worten, jede Krankheit ist schlechte Anpassung des Menschen an die Natur. Der, welcher sein Haus am Rande eines giftigen Dünste aushauchenden Sumpfes baut, wird von Fieberfrost und Hitze geschüttelt werden, mag er auch noch so fromm sein. Der gottlose Mensch, welcher klug genug ist, sich von solchen Orten fern zu halten, wird verschont bleiben. Das heißt, die Uebertretung physischer Geseze wird physisches Uebel hervorrufen, und was man

in religiösen Dingen thut oder läßt, berührt diese Thatsache gar nicht. Das Feuer ist eine der größten Segnungen des Menschengeschlechts, aber als Mrs. O'Leary dumm genug ist, ihre Petroleumlampe so hinzustellen, daß ihre Kuh sie umstoßen muß, läßt sich das Geseß des Feuers nicht mehr aufhalten, und Chicago versinkt in Asche. Ein Haus stürzt seinem Erbauer über dem Kopf zusammen, nicht weil die Schwerkraft etwas Schlechtes ist, sondern weil er seine Balken und Ziegel den Geseßen der Schwerkraft nicht angepaßt hat. Und so kann man irgend ein Beispiel herausgreifen, man wird immer dieselbe Wahrheit finden: daß alles physische Uebel nur schlechte Anpassung des Menschen an seine Lage ist. Die zunehmende Erkenntniß entwaffnet diese Feinde der Menschheit mehr und mehr; und sie entwaffnet sie nicht nur, sondern die Erkenntniß dieser großen Geseße und der Gehorsam gegen dieselben macht sie zu gigantischen Dienern der Wohlfahrt des Menschen. Das Meer, welches die Alten als eine Verschwendung unnützen Wassers betrachteten — als eine Scheidewand zwischen den Völkern, den Vernichter derer, welche seinen Gefahren trokten, und von welchem selbst die Bibel als von einem Uebel spricht, das in „dem neuen Himmel und der neuen Erde“ verschwinden wird, — „es wird kein Meer geben“ — dieses Meer wird jezt als die Lebenskraft der Welt erkannt, und die Kenntniß seiner Geseße verwandelt es in eine Heerstraße menschlichen Fortschritts. Der Bliß ist zum Briefboten geworden und all die großen Kräfte werden vor den Wagen menschlichen Fortschritts gespannt. Es giebt kein einziges physisches Uebel auf dem Erdball, das künftige Erkenntniß nicht zum Vortheil und zur Erhebung des Menschen verwenden könnte.

Den Tod, das große Unglück, für welches ihn die Menschen gehalten haben, und der die Folge von Adams Sündenfall sein sollte, kennen wir jezt als etwas ebenso Natürliches und Nothwendiges wie das Leben. Er existirte Jahrtausende, ehe Adam erschaffen sein soll. Das Uebel dabei sind nur Zufälligkeiten und Nebenumstände, welche der menschliche Fortschritt bald hinter sich lassen wird. Die Zeit mag und wird kommen, wo die Menschen so unbewußt und leicht sterben werden, wie sie jezt geboren werden. Der Tod wird wirklich nur eine neue und höhere Geburt sein.

Der Teufel der physischen Welt ist also nur schlechte Anpassung

aus Unwissenheit. Dies ist der große Drache, und die Erkenntniß ist der Sanct Georg, welcher ihn besiegen und tödten wird.

II. Das intellectuelle Uebel.

Ich gehe nun zu der Behauptung über, daß dasselbe von dem intellectuellen Uebel gilt. Dieses beansprucht keine längere Besprechung, es ist ein genügender Beweis, wenn man es einfach feststellt. Das einzige Uebel des Verstandes ist der Irrthum, ein Mangel an wahrer Erkenntniß der wirklichen Thatfachen des Weltalls. Das einzige und gründliche Heilmittel dagegen ist Erkenntniß. Der grade Weg, der zu dieser Erkenntniß führt, ist freies und unbehindertes Studium, dem nur daran liegt, die Wahrheit zu finden. Darum verlange und vertheidige ich das Recht freier Forschung. Nichts ist sicher als die Wahrheit, und die Wahrheit ist immer sicher. Und ich kann nicht begreifen, daß irgend ein Mensch ein anderes Interesse haben kann, als die Wahrheit zu finden und ihr zu gehorchen, denn die Wahrheit ist Gott. Wer auf sie baut, baut auf einen Felsen. Der Regen mag strömen, die Fluthen mögen kommen, der Wind mag blasen und an seinem Hause rütteln, es wird fest stehen bleiben, denn es ist auf einen Felsen gegründet. Alles außer der Wahrheit ist Sand, und wer darauf baut, wird nur Zusammensturz und Fall seines Hauses erleben.

III. Das moralische Uebel.

Als unseren dritten Punkt wollen wir dasselbe Princip der schlechten Anpassung in Bezug auf das moralische Uebel betrachten. Die menschliche Geschichte offenbart in ihrer Entfaltung nichts klarer als die Gewißheit, daß große und allgemeine Gesetze der sittlichen Vollkommenheit sich durch die ganze Welt hindurchziehen. Diese Gesetze sind nichts mehr und nichts weniger als die allumfassenden Principien der Billigkeit oder des gerechten Verhältnisses, in welchem die Menschen zu einander stehen. Innerhalb dieser Linien oder Rechtsgesetze liegt das sittlich Gute. Ein Brechen dieser Linien oder Gesetze bedeutet sittliches Unrecht und Vernichtung. Hier wie überall ist „die Sünde die Ueberschreitung des Gesetzes“.

Nun möchte ich aber den Leser ersuchen dieses Reich der Sitt=

lichkeit, der moralischen Vollkommenheit in Gedanken sorgfältig von dem Intellectuellen und Physischen zu trennen. Das Brechen physischer Geseze hat physisches Uebel zur Folge; das Brechen intellectuellder Geseze erzeugt intellectuelles Uebel oder Irrthum. Das Brechen der Geseze der Gerechtigkeit bringt sittliches Uebel oder Schaden für die sittliche Natur. Diese drei Gebiete können in einander übergehen. Wie z. B. wenn ein Mann gegen das sittliche Gesez seines Verhältnisses zu einem andern durch ein sinnliches Verbrechen verstößt, so kann er zu gleicher Zeit gegen ein physisches Gesez seines Körpers verstoßen, aber das physische Uebel ist keine Folge des Vergehens gegen das moralische Gesez, sondern des Vergehens gegen das physische. Ein Mann kann ein Dieb sein oder in seinem Geschäft betrügen, so hat das keinen Einfluß auf seinen Körper. Er wird so lange gesund sein, als er den Gesezen seines Körpers gehorcht, trotzdem er gegen die höheren Geseze freveln mag. Der Bauer mag noch so viel fluchen und betrügen, so wird das doch keinen Einfluß auf seine Kartoffeln oder seine Weizenernte haben, wenn er ein guter Landmann ist; während ein anderer Bauer noch so edel und wahr in seinen Beziehungen zu seinen Nebenmenschen sein mag und doch hungern muß, wenn er sein Land nicht vernünftig bewirthschaftet. Das höhere sittliche Uebel geht also aus der Mißachtung der höheren moralischen Geseze der Gerechtigkeit hervor, in der wir Gott und unseren Nebenmenschen gegenüberstehen. So können sich in der Gesellschaft eine Menge Leute finden, die in ihren äußern Umständen Erfolge zu verzeichnen haben, weil sie die Geseze der Gesundheit und der Geschäftsführung kennen und ihnen gehorchen. Sie können Erfolg haben in der Auffindung wissenschaftlicher und philosophischer Wahrheiten, weil sie den Gesezen dieser Forschung gehorchen und zu gleicher Zeit können sie so wenig im Einklang, so wenig im richtigen Verhältniß zu den höheren Gesezen der sittlichen Vollkommenheit stehen, daß auf diesem Gebiet ihr ganzes Sein verfehlt und vernichtet ist. Ein Mann wird ein guter Maler sein, wenn er den Gesezen seiner Kunst gehorcht, aber dadurch wird er keine musikalischen Kenntnisse erwerben. Er kann ein ausgezeichnete Mathematiker sein, aber dadurch wird er doch nicht die Bildhauerkunst erlernen. So muß auch der, welcher sich sittlich und religiös zur höchsten Vollkommenheit entwickeln will, die höheren

und edleren Gesetze seiner höheren Beziehungen erkennen und ihnen gehorchen. Wenn der Mensch in der Entwicklung hoch genug gestiegen sein wird, dann wird dieses Reich geistiger Beziehungen etwas ebenso Wirkliches für ihn sein, wie es jetzt das physische ist; und die Schmerzensqual, welche der Uebertretung eines dieser edleren Gesetze des Denkens und Fühlens folgt, wird ebenso heftig und wirklich sein, wie wir jetzt das Brennen empfinden, nachdem wir den Finger ins Feuer gehalten haben.

Das sittliche Uebel ist also nur schlechte sittliche Anpassung, es besteht eben darin, daß ein Mensch aus dem richtigen Verhältnis zu Gott oder seinen Nebenmenschen herauskommt; und das Heilmittel für dieses Uebel ist dem für alle andern Uebel ähnlich. Der Mensch wünscht allgemein sein eignes Wohlbefinden, das, was ihm zum Besten dient, und wenn er weise genug sein wird zu erkennen, daß es immer zu seinem Besten sein muß, den göttlichen Gesetzen zu gehorchen, dann wird sich die ganze Kraft des Eigennutzes dem Rechtthun zuwenden. Der Mensch weiß das jetzt in Bezug auf physische Uebel, er sucht sie nicht freiwillig. Sie kommen aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit, oder zuweilen troßt er ihnen, um eines nach seiner Ansicht höheren Gutes willen. Er fängt jetzt an, es in Bezug auf das intellectuelle Böse oder den Irrthum zu lernen. Er wird eines Tages weise genug sein zu erkennen, daß er immer sicher geht und es in seinem Interesse liegt, die Wahrheit zu suchen und ihr zu folgen. Aber er hat bis jetzt sehr wenig von demselben großen Princip gelernt, wenn es auf moralische Beziehungen angewendet wird. Ich glaube, niemand wird je zuerst etwas Böses thun, wenn er es nicht gut für sich, als in seinem zeitweiligen Interesse liegend hält. Das ist immer ein Mißgriff, aber er weiß es noch nicht, denn es liegt in keines Menschen Interesse, Unrecht zu thun. Aber der selbstüchtige Hunger ist mächtig und sein sittlicher Sinn ist schwach und blind. Der Sinn für die Pflicht ist nur halb entwickelt. Die Gewohnheit wächst, bis sie zur Krankheit wird, und so schwemmt ihn der Strom hinweg. Aber eine gründliche Kenntniß der Sittengesetze würde ihn schon von Anfang an aus dem Bereiche des Stromes fern gehalten haben.

Die Erkenntniß ist also der Drachentödter und der Ausrotter des Uebels. Es wird gegen diese Lehre oft eingewendet (es ist in

der That das Hauptargument der kirchlichen Zeitschriften), daß viele gebildete Leute Verbrecher sind, wie z. B. Kuloff und Green und Professor Webster, die Mörder, und darum sagt man, Erziehung könne die Menschen nicht vor der Sünde retten. Aber diese Einwendung ist ein verhängnißvoller Trugschluß. Es wird nicht behauptet, daß physische Erziehung den Menschen vor irgend etwas anderm als physischem Uebel bewahren wird. Kenntnisse der wissenschaftlichen und philosophischen Principien werden nur vor Irrthümern in ihrem besondern Bereich behüten. Nur moralische Erziehung, eine wahre und angemessene Kenntniß der moralischen Gesetze und des mit diesen verknüpften menschlichen Wohlsins behütet vor moralischem Uebel. Kuloff und Webster und Green waren Thoren in moralischer Beziehung. Sie irrten sich in den großen moralischen Beziehungen, in welchen sie standen, und verkannten ihr eignes wahres Bestes ebenso gut wie die Rechte Anderer. Wenn die Menschen moralisch weise genug sein werden, dann werden sie wissen, daß es immer das Beste ist, das Gute zu thun.

Die Menschheit wird also vollkommen sein, wenn sie die menschlichen Beziehungen vollständig erkannt hat und den physischen, geistigen und moralischen Gesetzen Gottes sich gehorsam unterwirft.

Gott ist also nicht der Urheber des Uebels. Nur die schlechte Anpassung der Menschen an jene Gesetze erzeugt es, die, erkannt und befolgt, sich als die treuen Diener und mächtigen Helfer der Menschheit erweisen. Der Teufel ist ein Traum früherer Nacht und Dunkelheit. Laßt uns ihn in das Museum theologischer Merkwürdigkeiten, Mumien und Skelette verbannen, welche kommende Geschlechter studiren werden, um die Gedanken einer früheren Welt kennen zu lernen. Aber wir wollen inzwischen nicht vergessen, daß Uebertretung der Gesetze noch immer fähig ist Zerstörung, Sorgen und Vernichtung hervorzurufen, welche in alten Zeiten dem Teufel zugeschrieben worden sind. Wenn physisches, intellectuelles und moralisches Elend über uns kommt, wird es uns nur wenig tröstlich sein zu wissen, daß unsere eigene Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit der Teufel ist, welcher es verursacht. Aber aus dieser Vernichtung des Teufels und eines Böses wirkenden Gottes schöpfen wir die große Begeisterung und die Hoffnung, welche uns hilft der Zukunft guten Muthes und mit unermüdlichem Streben ins Auge zu blicken.

Da wir den Weg hinaus und hinauf sehen und ein Lichtstrahl als Bote der Dämmerung uns sichtbar wird „danken wir Gott und fassen Muth“ *).

*) Das Kapitel schließt mit folgenden Versen Tennyson's:

„O yet we trust that somehow good
Will be the final goal of ill,
To pangs of nature, sins of will,
Defects of doubt, and taints of blood;

„That nothing walks with aimless feet;
That not one life shall be destroyed,
Or cast as rubbish to the void,
When God hath made the pile complete;

„That not a worm is cloven in vain;
That not a moth with vain desire
Is shrivelled in a fruitless fire
Or but subserves anothers gain.

.
„I can but trust that good shall fall
At last — far off — at last, to all,
And every winter change to spring.“

VI.

Die Entwicklung des Gewissens.

Alle Leser werden sich der Geschichte von dem Knaben Theodor Parker erinnern, wie er, als er eines Tages in den Feldern herumstreifte, einen Stock aufhob, um eine Schildkröte zu schlagen, aber plötzlich verduht stehen blieb und den Stock unschlüssig in die Luft hielt, weil er eine Stimme zu hören glaubte, welche deutlich sagte: „Es ist Unrecht“. Als er nach Hause kam, fragte er, was das bedeute und seine Mutter antwortete: „Es war die Stimme Gottes in Deiner Seele“. Und dann erklärte sie ihm, daß wenn er immer auf diese Stimme höre und ihr folge, sie ihn auf den rechten Weg leiten werde, wenn er es aber nicht thäte, würde sie verlöschen und ihn in Dunkelheit und Irrthum zurücklassen. Dies alles konnte nun wohl bei dem Sohne einer solchen Mutter und bei seinem Gewissen zutreffen, denn sie war äußerst klug und fromm, aber wenn sie andere Kinder der Nachbarschaft nur ein wenig beobachtet hätte, so würde sie merkwürdige Ausnahmen unter ihnen entdeckt haben. Viele von ihnen würden jede Schildkröte, die ihnen in den Weg kam, geschlagen oder Kohlen auf ihren Rücken gelegt haben, um sie laufen zu sehen, ohne je eine Stimme Gottes irgend etwas darüber sagen zu hören. Was Theodor Parker für eine Sünde hielt, würden sie für einen köstlichen Spaß erklärt haben. Ich möchte hierdurch einfach andeuten, daß dieses Gewissen, möge es sein, was es wolle, nicht übereinstimmend in seinen Aeußerungen ist und kein allgemeines Gesetz für das Handeln vorschreibt. Es sagt einem Menschen, daß ein Ding recht, und einem andern, daß es unrecht sei, bei einem dritten schweigt es ganz.

Diese Worte der Frau Parker drücken unzweifelhaft das aus, was die populäre Lehre des Christenthums enthielt. Das Ge-

wissen wurde für eine direkte Eingebung des Guten oder die Stimme Gottes gehalten, welche einem Menschen sagte, was recht und was unrecht sei. Aber wir wollen uns etwas in der Welt umsehen und sehen, ob wir an diesem Glauben festhalten können. Da bemerken wir gleich zuerst, daß die Aeußerungen des Gewissens in den verschiedenen Theilen der Welt nicht nur nicht alle gleich, sondern daß sie sogar einander widersprechend sind. Es giebt kaum eine Frage, die Gott, den Staat, die Gesellschaft oder das Individuum betrifft, bei welcher das Gewissen nicht nach den entgegengesetzten Seiten hin Rath erteilte. Einem Volk befiehlt das Gewissen die Verehrung Jehovah's, einem andern befiehlt es ebenso gebieterisch die Verehrung Jupiters oder Brahma's, des Moloch oder der Venus, eines Stieres, eines Steines oder einer geheiligten Schlange. In der Brust unserer Vorfahren sprach es für den Widerstand gegen Tyrannen und für einen Kampf um die menschliche Freiheit selbst auf Kosten des Besitzthums und des Lebens. In der Türkei macht das Gewissen eine verächtliche Unterwürfigkeit unter einen entehrenden Despotismus zu einer heiligen Pflicht gegen Gott. In den besseren Theilen Europa's und Amerika's verlangt das Gewissen eine gesellschaftliche Ordnung, in welcher ein Mann einer Frau treu ist, und in welcher beide für das Wohl der Kinder leben. In Utah bindet das Gewissen zwei oder vierzig Frauen an einen Mann. In andern Theilen der Welt billigt es das Gewissen, daß eine Frau mehreren Männern angehört. Das Gewissen des Plato trieb ihn dazu, eine ideale Republik mit Männer- und Frauengemeinschaft zu empfehlen. Das amerikanische Gewissen verlangt die zärtlichste Sorge für die Kinder und liebevolle Pflege und Sorge für das Wohlfsein der alternden Eltern. In Indien gebietet das Gewissen der liebenden Mutter, ihr Kind dem Krokodil vorzuwerfen, und auf den Südseeinseln befiehlt es den Kindern, ihre Eltern zu erdroffeln oder sie lebendig zu begraben. Es wird für eine religiöse Pflicht gehalten, dies zu thun, ehe sie alt und hinfällig werden, damit sie jung und kräftig in das ewige Leben eintreten können. In Sparta gebot das Gewissen den Leuten zu stehlen; in Amerika baut das Gewissen Gefängnisse für Diebe. Früher verbot das Gewissen Zinsen von Darlehn zu nehmen, jetzt verehren die Wucherer Gott, bauen Kirchen und unterhalten Missionen von den Zinsen ihres

Kapitals. Einst sprach das Gewissen für die Beförderung des Sklavenhandels und für die Begründung dieser Institution in Amerika; aber zuletzt erhob sich das Gewissen dagegen, erklärte sie für die „Summe aller Schlechtigkeiten“ und verschwendete Blut und Schätze zu ihrer Unterdrückung. Das Gewissen hängte John Brown und machte ihn willig, gehängt zu werden. Das Gewissen kreuzigte Jesus, und das Gewissen vergötterte ihn, weil er willig für sein Ideal des Guten starb. Das Gewissen errichtete die Inquisition, und das Gewissen gab den Menschen Kraft, ihre Foltern zu erdulden. Daraus ergibt sich, daß das Gewissen einander widersprechende Weisungen giebt und keineswegs in der ganzen Welt dasselbe ist.

Es giebt kaum ein nennenswerthes Verbrechen, welches das Gewissen nicht irgendwo als Pflicht geheiligt hätte, und es giebt kaum eine nennenswerthe Pflicht, welche das Gewissen nicht irgendwo als Verbrechen verdammt hätte, und das gilt nicht nur von dem Zustand der heutigen Welt, sondern die Lehre vom Recht und Unrecht ist auf dem ganzen Wege der menschlichen Geschichte einem fortwährenden Wechsel und Fortschritt unterworfen gewesen. Das Gewissen der höchsten Civilisation steht so hoch über dem der niedrigsten, wie die höchsten Vorbilder und Lebensformen auf der Erde sich über die Fische und Reptilien erheben. Wenn aber die „Stimme Gottes“ die beständige und ewige Wahrheit ausspricht, so giebt es für sie keinen Fortschritt. Das Gewissen jedes Menschen verändert und entwickelt sich auch in Uebereinstimmung mit seinem eignen Zustand, seiner Erziehung und Entwicklung von der Kindheit bis zum Alter. Er läßt mit gutem Gewissen manche Dinge fallen, welche er einst als Pflichten betrachtete, und er fühlt sich an neue Verpflichtungen gebunden, welche er früher nicht anerkannte.

Inmitten aller dieser Veränderungen und Schwenkungen hat es etwas gegeben, welches beständig und unbewegt stehen geblieben ist wie ein Felsen im Meer. Dies ist die eine Thatsache, daß alle Menschen überall den Unterschied zwischen Recht und Unrecht erkannten und zugaben und die Bedeutung des Wortes sollen zugestanden — wir sollen das Rechte thun, wir sollen das Unrecht nicht thun. Wenn sie auch in dem, was Recht und was Unrecht sei, verschiedener Meinung waren, so gaben sie doch zu, daß sie das

eine thun und das andere meiden müßten. Auf diesem Felsen können wir ruhen und ihn zur Grundlage beim Aufbau einer wahren Lehre machen. Aber wir sind dazu noch nicht ganz bereit.

Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß dieser allgemeine Kampf und Widerspruch — ein wahres Babel von Gewissen — die Lehre ganz und gar widerlegt, daß das menschliche Gewissen in irgend einem ausschließlichen Sinne die „Stimme Gottes in der Seele“ sei. Es ist eine menschliche Fähigkeit, wie die Fähigkeit für Malerei oder Musik, und es verlangt, grade wie jene, erst Uebergewicht, wenn es sich und in so weit es sich als wahr erweist. Nun betrachtet aber die Orthodogie jene andern Kräfte als ganz natürliche, macht jedoch das Gewissen zu einer Ausnahme und sieht es für eine Art fortwährender Inspiration an, für ein „inneres Licht“ oder das Wohnen Gottes in der Seele. Aber wenn Gott in der Seele je nach den Umständen spricht wie ein bezahlter Parteigänger, so kann man schwerlich einen Vortheil darin erkennen, es göttlich zu nennen. Die wichtigste Frage ist: spricht es die Wahrheit? Die Orthodogie erklärt die Fehlbarkeit des Gewissens durch den Sündenfall und sagt, daß dieses einst göttlich unfehlbare Vermögen jetzt nur ein kümmerlicher Rest der einstigen menschlichen Größe sei, aber damit bekennt sie nur auf andere Weise, daß die Zuverlässigkeit des Gewissens von der individuellen Lebenslage, Erziehung und dem Charakter jedes Menschen abhängt. Und nach dieser Voraussetzung müßten die Gewissen aller „befehrten“ Leute, — das sind die, welche sich aus dem Fall erhoben haben — übereinstimmen. Doch die Geschichte lehrt, daß die „Heiligen“ um des Gewissens willen einander ebenso aufrichtig gehaßt und bekämpft haben, als wenn sie Häupter der Sünder gewesen wären. Die Entwicklungslehre betrachtet jede Fähigkeit als eine Entfaltung des göttlichen Lebens der Dinge, aber das Gewissen mit keiner größeren Berechtigung als jede andere.

Diese Verwirrung auf Seiten der Aeußerungen des Gewissens hat viele Denker stutzig gemacht und zu dem vorschnellen Schluß verleitet, daß es keinen wahren und endgültigen Maßstab für das Recht gäbe, daß es einfach eine Sache des Uebereinkommens sei. Wenn dies so wäre, so würde jeder Mann und jede Frau sich selbst Richtschnur sein, und sie würden gerechtfertigt sein, wenn sie

das thäten, was „ihnen in ihren eignen Augen recht dünkt“, und wenn zwischen zwei Individuen oder zwischen dem Individuum und dem Staat oder der Gesellschaft ein Conflict ausbräche, so könnte derselbe sich nie zu einem Principienstreit erheben. Dann würde es kein Princip geben, er würde mit einem Stiergefecht auf einer Stufe stehen. Dann würde die Lehre, daß „die Macht das Recht giebt“ geheiligt und allgemein anerkannt werden. Jeder Mann, der willig sein Leben für das, was er Recht nennt, hingeben könnte, würde dann einfach ein Narr sein, und der große Kalender der Heiligen, Helden und Märtyrer der Welt würde zu einem Verzeichniß von Kandidaten für ein Narrenhaus werden.

Das Gewissen ist nicht unfehlbar, man nenne es daher „Stimme Gottes“, oder natürliche Fähigkeit, man kommt schließlich doch zum Umsturz der alten Ideen über dasselbe. Aber die Lehre, daß Recht und Unrecht eine Sache des Uebereinkommens sei, ist noch unhaltbarer. Welchen Weg sollen wir nun einschlagen, um die Wahrheit zu finden? Die Entwicklungslehre wird, in der Anwendung auf das Gewissen, im Stande sein, alle Thatfachen zu erklären und alle Schwierigkeiten zu lösen. Wir wollen daher seiner Wurzel nachspüren und die Linie seiner Entwicklung verfolgen.

Die Grundbedeutung des Wortes „Gewissen“ deutet seinen wahren Sinn an. Gewissen (conscience) und Bewußtsein (consciousness) sind nahe verwandt. Sie kommen von demselben Stamme und unterscheiden sich hauptsächlich in der Anwendung und im Gebrauch. Bewußtsein ist unsre eigne Erkenntniß von uns selbst und von den Beziehungen zwischen unsern eignen Fähigkeiten und Kräften. Gewissen ist die Prüfung unsrer Beziehungen zu anderen, ob sie Recht oder Unrecht sind, — also zu Gott und zu unsern Nebenmenschen.

Laßt uns nun sehen, ob wir das Grundprincip der Sittenlehre, die Wurzel des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht finden können. Wir entdecken es in der einfachen Thatfache der Gesellschaft, daß der Mensch nicht allein ist, sondern in gewissen nothwendigen Beziehungen zu andern lebt. Wenn man sich einen Menschen ganz allein im Weltall vorstellt und außerdem von allen Fähigkeiten und Kräften entblößt, welche ihn zu persönlichen Beziehungen zu andern geeignet machen, so wird man einsehen, daß ein solcher

Mensch zu jeder sittlichen Handlung unfähig sein würde. Er würde nicht sittlich und auch nicht unsittlich, sondern einfach ungesittet sein. Er würde unfähig sein, Unrecht zu thun, zu denken oder zu leiden, Rechte wie Pflichten würden aufgehoben sein. Als zum ersten Mal zwei Personen einander ins Gesicht blickten und sich bewußt wurden, oder ein Gewissen hatten, der gegenseitigen unabhängigen Existenz und Rechte, wurde der erste schwache moralische Sinn zu einem Element des menschlichen Lebens. Gerade diese Anerkennung eines persönlichen Verhältnisses oder der Gesellschaft war die unterste Grundlage, auf welcher dieser Sinn erwuchs. Den Keim desselben kann man vielleicht in Lebensformen unter der menschlichen finden, — im Vogelnest, in der Löwenhöhle oder in einer Heerde Pferde. Man weiß von manchen hochentwickelten Hunden, daß sie die Rechte ihrer Kameraden erkannten und Schamgefühl über eine niedrige Handlung zeigten. Aber das menschliche Gewissen wurde geboren, als der Urmensch die ersten Grundlagen der Gesellschaft entwickelte. Es war die erste schwache Anstrengung zu der Vorstellung „sich an des Andern Stelle zu setzen“, und so zu begreifen, daß andere nur ein anderes Selbst wären, welche ähnliche Wünsche hatten und ähnliche Schmerzen zu fühlen fähig waren.

Das Gewissen erwachte also in der ersten Gesellschaft und hielt mit derselben gleichen Schritt. Welches war die erste Gesellschaft? Natürlichster und nothwendiger Weise war es die Familie. So gab es zuerst ein Familiengewissen. Der Vater, die Mutter und die Kinder erkannten gewisse Beziehungen, in welchen sie zu einander standen, und gewisse Rechte und Pflichten, welche aus diesen Beziehungen entsprangen. Aber während sie ein Gewissen unter einander hatten, kam ihnen kein Gedanke an Rechte oder Pflichten, welche einer Familie von Fremdlingen gebührten. Sie konnten eine andere Familie berauben, oder ermorden, oder aufessen, ohne moralische Zerknirschung oder überhaupt Gewissensscrupel zu empfinden.

Als die Familie sich zu einem Stamm entwickelte, wuchs aus den erweiterten Beziehungen ein Stammesgewissen. Im Stamm waren alle durch gegenseitige Rechte und Pflichten mit einander verbunden. Und dieses Stammesgewissen war gewöhnlich so herausgebildet und stark, daß ein Mitglied des Stammes unmöglich in

Mißachtung desselben leben konnte. Und doch hatten sie manchmal jenseits der Stammesgrenzen überhaupt kein Gewissen. Man nehme z. B. einen Clan der schottischen Hochländer. Diebstahl, Raub und Mord wurden gegen die Mitglieder eines feindlichen Clans gut genug gehalten, während all diese Dinge innerhalb ihrer eignen Grenzen ernstlich unterdrückt oder streng bestraft wurden. Oder man blicke auf die amerikanischen Indianerstämme. Ein Delaware konnte gegen die Mitglieder seines eigenen Stammes so ritterlich und höflich wie ein moderner Gentleman sein und zu gleicher Zeit es sich zur Tugend anrechnen, wenn er einen Trofesen belog, betrog, aus dem Hinterhalt überfiel, ihn ermordete oder scalpirte.

Als dann die Stämme groß, organisirt und civilisirt wurden und sich in Städten niederließen, kam das Stadtgewissen zur Entwicklung. Die höchste Blüthezeit Griechenlands liefert einen Beweis hierfür. Das athenische Gewissen war in der Praxis auf Athen beschränkt. Der Bürger von Athen in seinem Stolz auf seine Stadt und seiner Eifersucht auf ihre Rechte hatte Sparta gegenüber kein Gewissen.

Nun aber jetzt die Staaten nicht durch Stadtmauern begrenzt werden, sondern viele große und kleine Städte sich unter einer Flagge vereinigt haben, hat sich ein Volksgewissen entwickelt. Der Fortschritt der Civilisation ist bis jetzt kaum über das hinausgegangen. Die Amerikaner fühlen ein Unrecht, das einem amerikanischen Bürger irgendwo auf dem Erdball angethan wird, und sie fühlen sich berechtigt, die Regierung zu drängen, selbst um den Preis eines Krieges Abhülfe zu verlangen. Aber sie haben keine schlaflosen Nächte oder empfinden sittliche Entrüstung, wenn einem Deutschen oder Indianer Unrecht geschieht. Und doch ist in dem einen Falle das Unrecht ebenso groß und wirklich, wie in dem andern. Wir fühlen die Beleidigung, welche dem Stück Zeug, das wir unsere Flagge nennen, zugesügt wurde, und sind bereit für die Nationallehre zu kämpfen. Aber anstatt dasselbe Gefühl des Unrechtes zu haben, wenn England beleidigt wird, können die meisten von uns sich der Zeit erinnern, wo tausende von Amerikanern vor Behagen darüber sicherten, und dachten, es sei ihm ganz gesund. Wir sympathisiren sofort mit dem leisesten Geschrei unseres Ablers, aber die Sorge verwandelt sich in ein befriedigtes Grinsen, wenn wir den Löwen brüllen hören.

In Bezug auf andere und umfassendere Fragen stellen wir die Unterschiede der Nationalität vor dem Bewußtsein der Rasse zurück.

Nach manchen Richtungen giebt es ein Gewissen, das man ein kaukasisches oder eines weißen Mannes Gewissen nennen könnte. Noch vor kurzer Zeit war es sprichwörtlich, daß „Neger keine Rechte hätten, welche ein weißer Mann zu achten verpflichtet sei“. Darauf zielte die Karrikatur Nasby's, als er die sarkastische Verbesserung der Worte des Neuen Testaments vorschlug, damit sie lesen müßten: „Lasset die (weißen) Kindlein zu mir kommen“. Und noch heute sind in Kalifornien christliche Männer müßige Zuschauer einer Behandlung der Chinesen, die eine Schande für die Menschheit ist. Solche Mißhandlung weißer Menschen würde eine Revolution hervorrufen, dennoch ist das Gewissen San Francisco's ganz ruhig bei der Sache.

Der Tag wird kommen, wo die heutigen primitiven Begriffe vom Recht und Unrecht des Menschen zu der Breite und Größe eines umfassenden menschlichen Gewissens entwickelt sein werden. Alle die alten getheilten Formen des Gewissens bleiben noch und haben ihre Vertreter in gewissen Richtungen. Bei vielen herrscht noch das Familiengewissen, und der Sinn für Recht und Unrecht erlischt fast in ihrem Herzen, so wie sie ihr Heim verlassen. Dann giebt es ein Kirchengewissen. Selbst Paulus konnte schreiben: „Thue allen Menschen Gutes, allermeist aber den Glaubensgenossen!“ Und dann giebt es ein Club- oder Corporationsgewissen, das durch Orden, wie der der Freimaurer veranschaulicht wird. Sie fühlen sich verpflichtet einander zu helfen, nicht so sehr, weil sie Menschen, als weil sie Freimaurer sind. Die Kirche und die Freimaurer sind gut, sie sind nur parteiisch. Ebenso giebt es Berufs- und Geschäftsgewissen. Prediger, Advokaten, Banquiers, Kaufleute und Handwerker, sie alle beschränken nur zu oft ihre Sympathieen auf ihren eignen Stand und haben ihre Regeln für die Mitglieder desselben und andere für die „außerhalb desselben“. Ein wahres Gewissen wird weitherziger sein, als dieses. Es wird in das auslaufen, was man so schön den Enthusiasmus für die Menschheit genannt hat. Es wird den Ausspruch Jesu „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ für jede Seele bindend machen, und das Wort

„Nächster“ wird umfassend genug sein, um die ganze Menschheit einzuschließen.

Und noch einen Schritt weiter muß das Gewissen gehen. Paulus konnte die Frage aufwerfen und sie verneinend beantworten: ob Gott sich um Ochsen bekümmere. „Sorgt Gott etwa für die Ochsen?“ Aber das ist ein beschränkter und nur theilweise entwickelter Sinn für das, was recht ist, der irgend ein lebendes Wesen von seiner Rechnung ausschließt. Es giebt freilich eine sentimentale Rücksicht auf Thiere sowohl als auf Menschen, welche sich zuweilen dem wohl zu rechtfertigenden Opfer eines niederen Wesens oder einer geringeren Persönlichkeit zu Gunsten eines höheren Wesens oder eines allgemeinen Vortheils widersetzt. Manche Menschen schwärmen für ihre Haushiere. Aber der „Thierschutzverein“ ist ein lebendiger Zeuge für die Thatfache, daß das menschliche Gewissen beklagenswerth schwach in Bezug auf unser Verfahren gegen die unvernünftige Creatur ist. Englische Jagdszenen, spanische Stiergefechte sowohl wie die Gebräuche amerikanischer Jagdfreunde bezeugen dasselbe. Ein alter Theologe konnte es als einen Beweis von Gottes Güte gegen die Menschen rühmen, daß er die Thiere zu ihrer Belustigung an solchen köstlichen Vergnügungen wie Bär- und Stiergefecht erschuf; und Macaulay sagt, daß die Puritaner sich den Bärenhezen mehr aus dem Grunde widersetzen, weil sie den Menschen Vergnügen machten, als weil sie die Thiere quälten.

Wo irgend ein guter Grund vorhanden ist, die natürlichen Rechte der Thierwelt zu verletzen, da treten diese Rechte natürlich vor einer höheren Nothwendigkeit zurück. Aber ich wünschte, ich könnte jeder menschlichen Seele die sittliche Entrüstung und Verachtung einbrennen, welche der empfindsame Cowper beim Anblick eines Jeden fühlte, der niedrig genug war, um „ohne Noth den Fuß auf einen Wurm zu setzen“. Die Rechte eines Wurms sind in ihrer Weise ebenso heilig wie die unsrigen, und ein wahres Gewissen wird sie anerkennen.

Nun wird man bemerken, daß das Gewissen in dieser aufsteigenden Entwicklung und Erweiterung immer und überall von demselben einen Princip geleitet worden ist, welches wir als seinen Kern erkannt haben. Es entsprang überall aus dem Verhältniß zu andern Wesen oder aus der Voraussetzung eines solchen Verhältnisses,

und hat Schritt gehalten mit der Erkenntniß und dem Gefühl für solches Verhältniß. Viele wirkliche und für das Leben höchst wichtige Verhältnisse blieben unerkannt, und darum haben Menschen an Körper, Geist und Seele gelitten, haben viel verloren und sind gestorben wegen dieser Unwissenheit, aber sie konnten sich kein Gewissen daraus machen. Auf der andern Seite haben sie sich tausende von Beziehungen eingebildet, welche in Wirklichkeit gar nicht existirten. Aber da vermeintliche Thatfachen dieselbe Wirkung wie wirkliche auf den Geist haben, so haben sie Gewissen geformt, welche den eingebildeten Realitäten entsprachen, und haben so tausende von Pflichten erfunden, welche gar nicht wirklich existirten. Wenn wir diesen Gedanken nun an einigen Beispielen aus dem praktischen Leben weiter ausführen, werden wir im Stande sein, den Unterschied zwischen einem wahren und einem falschen Gewissen genau festzustellen. Ein wahres Gewissen ist ein Gewissen, das den wahren Beziehungen, in welchen wir zu Gott, der äußeren Welt und unsern Mitmenschen stehen, entspricht und sie zu erkennen vermag. Ein falsches Gewissen ist ein Gewissen, das dem entspricht und in Uebereinstimmung mit dem gebildet ist, was der Mensch für wahr hält, was aber in Wirklichkeit falsch ist. Wir wollen einige Beispiele aus dem wirklichen Leben nehmen.

I. Ein falsches Gewissen.

Die alten Griechen und Römer glaubten aufrichtig an die Thatfache, daß Jupiter, Juno, Mars, Venus und ihre Mitgötter und Göttinnen einen himmlischen Hof auf dem Gipfel des Olymps hielten. In ihrer Vorstellung waren sie wirkliche Gottheiten, welche die Welt regierten und das Schicksal der Völker und Menschen in ihrer Hand hatten. Ihr moralischer Sinn für Recht und Unrecht, ihr Gewissen in Bezug auf religiöse Verpflichtungen erfaßte diese angenommenen aber nicht wirklich existirenden Thatfachen und paßte sich ihnen an. So bildeten sie aus dem, was wir nur als ererbten Aberglauben kennen, der nichts Wirkliches zum Gegenstand hatte, ein ganzes Religionsystem, an das sie durch das strengste Pflichtgefühl gebunden waren. Sie bauten Tempel und setzten Opfergebräuche ein und fühlten ihr ganzes Leben durchdrungen von dem wirklichen Gefühl der für sie alles überschauenden und immer gegen-

wärtigen Götter. Wir wissen heute, daß es überhaupt keine wirklichen Pflichten waren, welche sie so sorgfältig erfüllten. Ihre Befürchtungen waren grundlos und ihre Hoffnungen Träume. Ihr Gewissen hing wesentlich von etwas ab, was gar nicht existirte. Diese selben Leute, welche glaubten, daß die würdige Beerdigung des Körpers innig mit der zukünftigen Ruhe der Seele verknüpft sei, erduldeten jahrelange Gewissensqualen wegen einer Vernachlässigung der Begräbnißgebräuche. Wir wissen, daß dies rein eingebildete Befürchtungen waren. Ich habe von Stämmen gesprochen, welche es für eine religiöse Pflicht hielten, ihre Eltern zu tödten, ehe sie alt und schwach wurden, weil sie glaubten, daß sie, wenn sie welk, alt und hinfällig in das Geisterland eingingen, immer so bleiben würden. So machte ihnen ihr Gewissen den Vater- und Muttermord zu der heiligsten religiösen Pflicht. Wir, die wir diese eingebildeten Thatfachen als Aberglauben kennen, betrachten das als abscheulich, was sie für Religion hielten. Paulus, der an Moses als an den Gegner Christi glaubte, hielt es für seine Pflicht, die ersten Christen zu verfolgen. Später als er seine Ansichten von den Beziehungen, in welchen er stand, änderte, fand er, daß sein erstes Gewissen in dieser Angelegenheit falsch gewesen sei. Die ersten Christen, welche glaubten, daß Christus unverzüglich in den Wolken des Himmels kommen werde, um die Welt zu zerstören und wieder aufzubauen, hielten es für ihre Pflicht, sich dem Besitz, der Ehe und der ganzen Ordnung der Dinge, auf welcher die Civilisation beruht, zu widersetzen. Ihr Gewissen war in dieser Angelegenheit falsch, weil die von ihnen vermutheten Thatfachen unwahr waren. Der Katholik verehrt Maria und betet zu den Heiligen und glaubt an Reliquien und abergläubische Ceremonien. Sein Gewissen verpflichtet ihn dazu, aber wir wissen, daß sein Gewissen falsch ist, weil es mit einer ganzen Welt von Einbildungen in Einklang gebracht ist, welche keine Thatfachen sind und ganz und gar nicht die Frage seiner moralischen Vollkommenheit oder seiner wahren Beziehung zu Gott oder den Menschen berühren. Das Gewissen trieb die ersten Puritaner, die Quäker zu verjagen und die Hexen zu verbrennen; aber ihr Gewissen war ein falsches, weil die Quäker ebenso ernste Frömmigkeit besaßen wie sie selbst, und weil es keine wirklichen Hexen gab. Moody und Sankey glauben an einen zornigen

Gott und an eine ewige Hölle, und ihr Gewissen entspricht diesen vermeintlichen Thatfachen; da wir aber das bestreiten, was für sie Lebenswahrheiten sind, so widersetzen wir uns Gewissens halber ihren Methoden und ihrem Wirken als entehrend für Gott und für die Menschheit. So sehen wir in unserer nächsten Umgebung Männer und Frauen, welche ein falsches Sonntagsgewissen oder Geschäftsgewissen oder Reformgewissen oder Schutzollgewissen oder politisches Gewissen haben; und diese Leute werden aus Gewissenhaftigkeit ungerecht, unbarmherzig, verfolgungslüchrig und grausam sein. Der unerträglichste Mensch im täglichen Verkehr ist einer, der seine Gewissenhaftigkeit bis zum starrköpfigen Eigensinn treibt. Er ist so sicher, daß er Gottes Werk thut, daß er aus Religion unmenschlich sein kann. Er wird so sehr bestrebt sein, die Menschen in den Himmel zu treiben, daß er den Geist und die Waffen der Hölle zu diesem Werk gebrauchen wird.

Nun erwächst all diese falsche Gewissenhaftigkeit aus der Thatfache, daß die Menschen glauben, in gewissen Beziehungen zu stehen, welche gar nicht wirklich existiren. So sind also die eingebildeten Pflichten überhaupt keine Pflichten.

II. Ein wahres Gewissen.

Die Natur eines wahren Gewissens erscheint in der That als der gerade Gegensatz eines falschen. Es entspricht den wirklichen Thatfachen und Beziehungen des Lebens. Ich habe keine wirklichen Verpflichtungen gegen einen eingebildeten Gott, mag er nun der Traum eines Hindu, Griechen, Juden oder Christen sein. Dem Gott Pius des IX., oder des türkischen Sultan's oder des Kaisers von China oder des Evangelisten Moody gegenüber fühle ich keine Dankbarkeit und lasse ich kein Gefühl der Pflicht oder der Verbindlichkeit aufkommen. Die wirkliche Pflicht haben wir dem wirklichen und wahren Gott gegenüber zu erfüllen, welcher sich offenbart in den großen Gesetzen, Kräften und Realitäten der Welt und in dem höchsten und reinsten Leben und Denken der Menschheit. Obgleich jeder engherzige Frömmeler es Unglauben und Atheismus nennt, ist die Wahrheit des wahren Gottes doch die einzige wahre Religion, deren Echo das wahre Gewissen sein wird. Die Orthodoxen betrachten die Liberalen als Pflichtvergeffene, weil diese sie nicht in ihrem

Seelenrettungswerk unterstützen. Ebenso sieht der Mohamedaner den Christen an, weil er seinen Himmel nicht durch Allah und seinen Propheten sucht. Aber wir halten den Gott, den Himmel, die Hölle und die verlorene Menschheit der Orthodogie für rein eingebildet. So ist ihr alles an sich reißendes Werk nicht nur keine wirkliche Pflicht für uns, sondern es ist verlorene Mühe, verschwendete Kraft, die zu wirklicher Hülfe für die Menschen richtiger angewendet werden könnte. Ein wahres Gewissen kennt also die Realitäten des Lebens und ist ihnen angepaßt. Wenn die Menschen die Wahrheit über Gott, über sich selbst, — den Körper, den Geist und die Seele kennen — über die wahren Beziehungen der Gerechtigkeit, in welchen sie zu ihren Nebenmenschen im Staat, in der Kirche und in der Gesellschaft stehen, wenn sie diese würdigen und ihr Gewissen ihnen anpassen, dann werden sie ein wahres Gewissen haben. Ein unbedingt wahres Gewissen kann natürlich nicht existiren, so lange unsere Erkenntniß der Wirklichkeit nur unvollkommen ist. Wir können der äußersten Wahrheit nur näher und näher kommen, und das Gewissen wird mit dem Fortschritt des Menschengeschlechts Schritt halten. Ebenso wie die alten Theorien von dem Weltall fortwährend durch die fortschreitende Erkenntniß der Welt berichtigt werden und die wahren Thatfachen der Dinge mehr und mehr an's Licht treten, wird auch der Sinn für die Pflicht wachsen, sich erweitern und fortschreiten, indem er sich immer wieder der höheren Erkenntniß der Zeit anpaßt. Man fängt erst an einzusehen, wie viel das Gewissen mit der Sorge für den Körper, mit gesundheitlichen Einrichtungen der Städte und Wohnungen, mit der angemessenen Behandlung der Verbrecherklassen und mit dem ganzen physischen Leben der Welt zu thun haben sollte. „Die Gedanken der Menschen erweitern sich mit dem Lauf der Sonnen.“ Und so wird auch das Gewissen des Menschen sich nach dem Maßstabe seiner Gedanken erweitern.

Welches ist denn aber unsere gegenwärtige praktische Pflicht inmitten dieses Fortschritts, und da das Gewissen nicht unfehlbar ist? In erster Linie würde ich sagen, der Mensch muß das thun was ihm sein Gewissen befiehlt. Es ist für jede Seele die höchste Stimme der Verpflichtung, und er muß ihr gehorchen, wenn er seinen moralischen Sinn nicht verletzen, schwächen und ertöden will.

Die Entwicklungslehre wird ebenso streng darauf bestehen wie die alte Orthodogie. Daß, wovon du überzeugt bist, es sei Unrecht, geziemt dir nicht zu thun; aber du hast die höchste Verpflichtung das zu vollbringen, was du für Recht hältst. Selbst wenn es in den Augen Anderer nur eine Laune oder ein Vorurtheil sein sollte, so ist es für dich die heiligste Pflicht. Mag nun ein Katholik am Freitage sich des Fleischgenußes enthalten, oder ein Mitglied der Hochkirche in der Fastenzeit sich vom Besuch der Oper fern halten, oder ein Orthodoxer sich weigern am Sonntag in einem Pferdebahnwagen zu fahren, jeder von ihnen muß die Vorschriften seines Gewissens befolgen. Wenn der Papst glaubt, daß Luther die Menschen in die Hölle bringt, so muß er suchen ihn zu vernichten, und wenn Luther glaubt, er stehe für Gott, so muß er dem Papste Trotz bieten. Aus diesem Gewirre und diesem Streit der Gewissen entstehen die großen geschichtlichen Tragödien. Die Menschen und die von ihnen vertheidigte Sache unterliegen zeitweise, aber Gott und die Wahrheit sind immer die Sieger des Tages zu Gunsten einer besseren Menschheit. Nach dem Sturm klärt sich die Luft auf, und die Umrisse der Wahrheit werden deutlicher sichtbar.

Aber zweitens muß jeder Mensch bedenken, daß sein Gewissen nicht unfehlbar ist, und daß es vielleicht nicht die wirkliche Wahrheit der Dinge vertritt. Daraus ergiebt sich eine Pflicht, welche alle andern überragt, — die Pflicht des beständigen ernststen Forschens nach Wahrheit, damit das Gewissen mit den wirklichen Thatfachen Gottes in Einklang gebracht werden möge. Man muß seine Augen für das Licht offen halten und sein Herz allem Reinen und Guten mit freudigem Willkommen öffnen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir endliche Geister inmitten unendlicher Realitäten sind. „Unser Wissen ist nur Stückwerk“, wir müssen versuchen zu möglichst vollkommener Erkenntniß zu gelangen. Wir müssen Vorurtheil und vorgefaßte Meinungen abschütteln und suchen unser Gewissen der Magnetnadel gleich zu machen. Die Nadel strebt ihrem Wesen gemäß immer nach dem unveränderlichen Pol. Unwissenheit und falsche Lehre, Selbstüberhebung und Leidenschaft sind Nebenkkräfte, welche sie vom Recht ablenken. Wir müssen sie nur mit Wahrheit umgeben, so wird sie uns den Weg zu Gott und zum ewigen Leben weisen. „Ein gutes Gewissen“ kann man sich nur zu eigen machen, wenn

man die wirkliche Wahrheit der Dinge erkennt, — die Wahrheit, welche sich als wahr ausmachen und feststellen läßt, — und dann durch beständigen und aufrichtigen Gehorsam. Mit treuem Herzen und dem Streben, das Rechte zu thun, wenn wir es erkannt haben, sei unser tägliches Sehnen und Gebet der lautere Ruf, den der Grieche Ajax aus dem Dunkel seiner Seelenkämpfe vor den Mauern des alten Troja zum Himmel sandte — der Ruf nach Licht*).

*) Schlußverse des Kapitels:

„Walk in the light: so thou shalt know
That fellowship of love
His spirit only can bestow
Who reigns in light above.

„Walk in the light: and thou shalt own
Thy darkness passed away,
Because that light on thee hath shone
In which is perfect day.“

VII.

Die Liebe im Gesez.

Im populären Sinne versteht man unter Gesez alles, was kalt, hart, herzlos und grausam ist. Dieses Gefühl ist durch unüberlegte Schriften einiger Gelehrten einigermaßen genährt worden, sowie auch durch die populäre falsche Auffassung gelehrter Schriften. Aber die größte Schuld trägt die Theologie und die Kanzel. Dieselben haben das Gesez nur als Polizei und Henker dargestellt, als den Donner des Sinai oder die Qualen der Hölle. Jahrhunderte lang verfolgte man systematisch den Plan, in den Menschen das Gefühl zu erwecken, daß sie von den Klauen eines grausamen Gesezes umschlossen seien, welches auf ihre Vernichtung hinzielte, und ihnen dann Befreiung von seiner eisernen Macht zu versprechen durch das Evangelium der Gnade und Liebe, welches als außerhalb und über dem Geseze stehend dargestellt wurde. So entstand der Glaube, daß Gesez und Liebe nothwendig in ewigem Streit miteinander begriffen sein müßten. Wir wollen uns nun mit der Frage beschäftigen nach der Natur und den Resultaten des Gesezes, und ob es liebevoll oder grausam ist.

Die früheste Auffassung des Weltalls bezeichnet seine großen Kräfte als vorherrschend grausam. Kälte, Dunkelheit, Sturm, Hunger, wilde Thiere und der Tod, alles dies war das Werk böser Wesen, welche keine Liebe für die Menschen empfanden und von Haß und Bosheit beeinflusst wurden. Die Natur war grausam, sie war jedoch nicht grausames Gesez. Diese ersten Menschen hatten keinen Begriff, was ein Gesez sei. Ursache und Wirkung standen in ihrem Geiste in keinem geordneten Verhältniß. Es gab nur eine grausame Willkür. Hinter diesen großen Bewegungen und Kräften

standen böshafte Personen, welche den Blutgeruch liebten, sich an der teuflischen Musik menschlicher Seufzer erfreuten und die Thränen, welche die Sorge vergoß, eifrig auffingen. Dies trifft bei allen Religionen zu. Die Juden stellten sich Jehovah als hart und grausam vor, als den Gott der Donnerkeile und des Hagels, als „ein verzehrendes Feuer“, als einen Rächer der Sünden der Väter an den Kindern. Zuerst war also die Natur eine grausame Willkür.

In späteren Zeiten erwuchs allmählig ein Glaube an einen guten Gott. Aber man muß bedenken, daß er durchaus nicht der Gott dieser für grausam gehaltenen Naturkräfte war. Sie waren noch immer böse Götter in all ihrer schrecklichen Wirklichkeit. Es erschien nur ein anderer Gott, welcher den Menschen gut und freundlich gesinnt war, und welcher sich dem Wirken der bösen Naturgötter widersetzte und sie zu vernichten suchte. Diese gute Gottheit befand sich außerhalb der Natur und war gänzlich von ihr getrennt, so daß die Natur noch als böse betrachtet wurde. Dieser Glaube gelangte in Persien zu voller Entfaltung, wo Zoroaster den guten Ormuzd dem bösen Ahriman in ewiger Feindschaft gegenüber gestellt hatte. Ein ähnlicher Glaube taucht im alten Griechenland auf, wo Prometheus auf ewig an den Felsen geschmiedet ist, während ein Geier ewig seine Eingeweide verschlingt, und alles nur, weil er sich durch die Enthüllung einiger himmlischen Geheimnisse bereit gezeigt der Menschheit zu helfen. Er ist der gute Gott, welcher aber einer Mehrheit der Olympier unterliegen mußte, die den Menschen böse gesinnt war. Ein ähnlicher Gedanke findet sich bei den ersten Christen. Gott der Vater legt die alttestamentliche Härte beiseite und zeigt Liebe für die Menschheit und den Wunsch sie zu retten. Aber die Welt der materiellen Formen und Kräfte steht ihm feindlich gegenüber, da sie unter der Herrschaft des „Fürsten dieser Welt“ steht. Gott in Christus sollte alle, welche Vertrauen auf ihn setzten und auf den Gehorsam gegen den Teufel verzichteten, von seiner Macht und von der Herrschaft der Sünde und des Todes erlösen. Die Christenheit ist im allgemeinen auf diesem Standpunkt stehen geblieben. Es gab noch kein Gesetz im modernen Sinne dieses Ausdrucks, Gott stand nur außerhalb der bösen Kräfte und der Naturherrschaft und ihnen feindlich gegenüber, bereit jeden zu erretten, der auf seine Bedingungen eingehen würde. Daraus entsprang der

gegenwärtige populäre Begriff von der Natur und dem Gesetz als von etwas von Gott Getrenntem und ihm Feindlichen, so daß die religiöse Literatur unserer Zeit erfüllt ist von dem vermeintlichen Bedürfniß einer liebenden Macht, um diese großen Naturgesetze und -kräfte zu beaufsichtigen, vor ihnen zu schützen und von ihnen zu befreien. Der Gedanke ist folgender: diese Gesetze sind hart, kalt und grausam, sie beachten unsere Thränen nicht, sie kümmern sich nicht um unsere Gebete, wir bedürfen des Glaubens an einen außerhalb und über dem Gesetze Stehenden, welcher die Räder zur Seite lenken und uns vor der Zermalmung unter diesem großen Götzenwagen retten wird.

Aber in allerjüngster Zeit und trotz allen Gefühlen der Furcht oder der Empfindsamkeit, hat ein umfassendes tiefes Studium einen anderen Begriff des Gesetzes aufgebracht, welcher dem früheren einer rein willkürlichen Wirkhamkeit entgegengesetzt ist. Und dieser Glaube an das Gesetz droht mit seinem Netzwerk von Ursache und Wirkung das ganze Weltall zu bedecken. Die Wissenschaft erkennt überall in der Natur die Herrschaft des Gesetzes. Sie hat auch das Gesetz der Entfaltung oder Entwicklung erklärt, welches das ganze Leben und seine Aufwärtsbewegung auf der Erde in die allgemeine Weltordnung einbegreift. Sie spricht jetzt von Gesetzen der Geschichte, der Gesellschaft, der Tugend, des Verbrechens. Sie droht die veränderlichsten und scheinbar launenhaftesten Bewegungen und Kräfte in ihr Netz zu ziehen und in den Maschen ihrer Weltordnung festzuhalten. Und dabei scheint das Gesetz für den Volksverstand Gott und seine Liebe auszuschließen und alle Dinge einem harten und unerbittlichen Schicksal in die Hand zu geben.

Die Menschen möchten gern wissen, ob letzteres wahr ist? Ist die Liebe ausgeschlossen, wenn das Gesetz überall ist? Der volksthümliche Begriff von der Liebe als von etwas außerhalb und über dem Gesetz stehenden, das von demselben befreit, ist allerdings ausgeschlossen. Gott selbst steht nicht über dem Gesetz, denn das Gesetz ist Ordnung, ist Vernunft, ist der Kosmos selbst. Man stelle Gott außerhalb des Gesetzes, und man macht ihn zu einem Gott der Unordnung, der Unvernunft und des Chaos. Nicht etwa daß Gott einem Gesetz unterworfen wäre, das höher und mächtiger als er selbst ist, sondern er muß das Gesetz seines eigenen Wesens aus-

leben. Daß der Mensch dem Gesetz seines eignen Wesens unterworfen ist, ist nichts andres als seine Gesundheit. Sich über das Gesetz, die Ordnung und die Vernunft hinwegsetzen, nennen wir Wahnsinn. Eins von beiden muß also sein — entweder Gesetz ohne Liebe oder aber Liebe im Gesetz; das Gesetz der Ausdruck der Liebe; denn Liebe ohne Gesetz, außerhalb oder über demselben, ist nur Unvernunft und Chaos. Die Liebe im Gesetz ist also der Gedanke der tiefsten und klarsten Denker, und derselbe muß zum herrschenden Gedanken der Zukunft werden.

Diese drei Gedankenstufen hat der menschliche Geist in seiner aufwärtsstrebenden Entwicklung erstiegen. Erstens Grausamkeit als Willkür; dann Liebe als Willkür im Gegensatz zu willkürlicher Grausamkeit; und endlich Gesetz — zuerst als hart und herzlos gedacht, und dann sich zu alles beherrschender Liebe erhebend, als einer solchen, welche an sich selbst nothwendig Gesetz und Ordnung ist, jeder Willkür überlegen und in ihrer Vollkommenheit ohne Wechsel. Dies letztere ist der Standpunkt der „Religion nach der Entwicklungslehre“. Wir wollen nun sehen, ob wir etwas von ihrer Wahrheit und Schönheit begreifen können.

Zuerst werden wir sehen, wie ausgedehnt und allumfassend diese allgemeine „Herrschaft des Gesetzes“ ist. Wie wir gesehen haben, personificirten die ersten Menschen alles. Es gab einen Gott des Jahres. Tag und Nacht waren Gottheiten. Die Dämmerung, eine Göttin, eröffnete den Reigen der rosenfingerigen Stunden, als zwölf anderer Gottheiten. Der Sonnengott lenkte seinen feurigen Wagen über den festen Himmelsweg; und Nachts beherrschte die „bleiche Mondgöttin“ die dunklen Stunden und führte die Sterne zu ihrem nächtlichen Chorgesang heraus. Der Wind, die Wolken, das Licht, der Himmel, die Flüsse und Seen und die Bäume, sie alle hatten ihren Gott oder ihre Göttin. Alle Ereignisse waren das Werk eines persönlichen Willens. Und diese Persönlichkeiten standen nicht miteinander in Beziehung oder verständigten sich, sondern jeder that, „was in seinen eignen Augen recht war“. Der Gott der Winde ließ sie blasen, um seinen Grillen oder Launen Genüge zu thun, oder zum Nutzen oder Schaden, wie es ihm gerade einfiel. Der Gott des Himmels sandte Regen oder Thau oder Sonnentage, wie es ihm selbst am besten paßte oder durch Gebete und Opfer beeinflusst.

Der Gott der Trauben gab Wein in Fülle oder vernichtete den reisenden Herbst, wie es ihm gefiel. Ceres segnete das Korn oder vernichtete die Ernte. Nichts sollte sich nach einer festen und berechenbaren Ordnung zutragen. Alles war Zufall, weil niemand im Voraus wußte — ausgenommen durch Orakel oder Prophezeiungen — was irgend ein besonderer Gott zu thun beschließen könne. Solche Ansichten herrschten in der ganzen sogenannten heidnischen Welt.

Bei den Hebräern war es so ziemlich dasselbe. Während sie in den späteren Jahrhunderten Monotheisten waren und nur einen Gott, den höchsten Jehovah anerkannten, dachten sie sich doch alle Naturkräfte als unter der directen fortwährenden Aufsicht von Engeln stehend, welche als Viceregenten oder Satrapen die verschiedenen Bezirke der Welt regierten. Es gab einen Engel in der Sonne, einen Engel im Monde, Engel in den Sternen, Engel der Winde und Gewässer, Flüsse und Bäume, Engel des Regens, des Sturms und der Dunkelheit, Engel der schwellenden Aehren und der Blumen, Engel überall als treibende Kraft jedes Dinges. Dieses System unterschied sich von dem „heidnischen“ nur dadurch, daß man die Engel für verantwortliche Diener Jehovah's hielt, welcher der einzige König war. Aber dieser Unterschied wurde theilweise wieder durch den Glauben verwischt, daß diese Engel sich zuweilen treulos gegen Gott empörten und in sündiger Weise nach ihrem eignen bösen Gedanken und Willen regierten.

So war zuerst nirgends Gesetz. So standen die Dinge im Allgemeinen bis vor ganz kurzer Zeit. Vielleicht haben sich nur wenige klar gemacht, wie modern dieser Begriff des Gesetzes ist. Selbst zur Zeit Keplers mußten die weisesten Astronomen sich einen Engel in der Sonne, dem Mond und den Sternen denken, um ihre Bewegungen zu erklären. Den ersten großen Triumph feierte man in dieser Hinsicht bei Newton's Entdeckung des Gesetzes der Schwerkraft. Dieselbe fügte die großen Weltkörper des materiellen Alls in die vollkommene und erhabene Ordnung ein, welche heute die Astronomie zu der exactesten und bezauberndsten Wissenschaft macht. Aber von vielen wurde der Komet noch als eine Ausnahme betrachtet, als ein gesetzloser und unberechenbarer Wanderer auf den Kreuz- und Querwegen des Himmels. Aber als man fand, daß die Schwerkraft

kraft im Stande war, selbst seine scheinbare Unregelmäßigkeit zu berechnen und nach dem Pfade seines Verschwindens genau das Jahr und die Stunde seiner Rückkehr zu bestimmen, selbst über Jahrhunderte hinaus, da fing auch der Komet an Schritt zu halten mit dem geregelten Marsch der „Heerschaaren des Himmels“, den Armeen Gottes. Von jenem Tage an bis heute hat der Fortschritt der Wissenschaft mit der Entdeckung des Gesetzes gleichen Schritt gehalten. Willkür, Wunder und Geister werden noch zuweilen citirt, um etwas sonst Unverständliches zu erklären. Aber wir wissen aus der Vergangenheit, daß tausend Dinge, welche man für wunderbar und nach den Naturgesetzen unerklärlich hielt, schließlich doch erklärt wurden und jetzt vollkommen verständlich sind, so daß man jetzt gewisse und bestimmte Wirkungen bekannter Ursachen mit absoluter Gewißheit leicht vorher sagen kann; und wenn die Logik der Vergangenheit uns irgend etwas lehren kann, so ist es die Gewißheit, daß man die Mysterien und unberechenbaren Erscheinungen der Welt eines Tages erkennen wird und auf die natürliche Weltordnung mit Ursache und Wirkung zurückführen wird. Willkür und Gesetzlosigkeit sind schon bis in die dunklen Winkel der Erde zurückgetrieben worden, bis wohin das Licht der Erkenntniß noch nicht durchgedrungen ist. Aber das ist ohne Ausnahme wahr, daß man nichts kennt, was dem Gesetz nicht unterworfen wäre und durch dasselbe erklärt werden könnte. Wir wollen uns etwas in der Welt umsehen, um uns diese Wahrheit einzuprägen.

Jede Sonne, jeder Mond, Stern und Komet, ist an die Zügel eines allgegenwärtigen Gesetzes gebunden und wird von ihnen gelenkt. Selbst ihre Störungen und Unregelmäßigkeiten können vorher berechnet und vorausgesagt werden. Die Entwicklung der Erde aus ihrem geschmolzenen zu ihrem bewohnbaren Zustande vollzog sich unter der Einwirkung und Leitung eines so vollkommenen Gesetzes, daß man die entferntesten und verschiedensten Resultate schon von Anfang an hätte kommen sehen und vorher sagen können. Der Ursprung, das Wachsthum und der Verfall der Völker ist auch nur eine andere Illustration des Gesetzes. Die Natur ihres Stammes, ihre Elemente und ihre Umgebungen haben ihre Laufbahnen und die „Grenzen ihrer Wohnungen“ bestimmt. Es thut nichts zur Sache, daß sie selbst es nicht erkannt haben. Die Wassertropfen

in einem Fluß erkennen weder die Strömungen noch die Sandbänke, aber wer am Ufer steht, kann das Gesetz des ganzen Laufes von der Quelle bis zur Mündung verfolgen. Wenn wir also die Vergangenheit der Menschheit studiren, können wir einsehen, daß die Bewegungen, die Kriege, die Eroberungen, die Niederlagen und Umwälzungen nicht der Willkür oder dem Zufall unterworfen waren, sondern von alles bestimmenden Gesetzen geregelt wurden. Dies ist so wahr, daß jemand, der Frankreich, Spanien, Deutschland oder die Vereinigten Staaten studirt, die vorherbestimmte Folge ihrer Entwicklung entdecken und ihre nächste Zukunft in ihren Hauptumrissen vorherzusagen kann. Selbst die schönen unter uns stehenden Lebensformen, die unbedeutendsten und schwächsten, erzählen dieselbe Geschichte. Die wilde Feldblume ist, trotz all ihrer Freiheit im Wachsthum und ihrer Anmuth der Entwicklung, ein Erzeugniß des Gesetzes. In dem in der Erde verborgenen kleinen Samentorn und in den unsichtbaren Kräften der Luft ruhen die Mächte, welche ihr scheinbar ungeregeltes Wachsthum bewachen und ihre farbenprächtigen Blätter entfalten, bis sie in Vollkommenheit zur Sonne ausblickt. Sie ist das Produkt von so festgeregelten Bedingungen, daß die Form und Gestalt ihres Stammes, die Anzahl ihrer Blätter, die Schattierung der Farben und die Schönheit ihres Duftes unmöglich anders hätten sein können, als sie sind. Und weit entfernt ihre Anmuth und Schönheit zu beeinträchtigen sind die vollkommenen Gesetze nothwendig, um diese Vollendung hervorzubringen. So hat die zarte Hand des Gesetzes die millionenfache Mannigfaltigkeit in Gräsern und Blumen für uns geschaffen, und sie sind das, was sie sind, einfach weil sie „im Gesetze des Herrn“ aufwuchsen.

Dasselbe gilt von jenen Naturkräften, welche für die gesetzloseten und unberechenbarsten gelten. Selbst der Wind, wenn er „wehet wo er will“, „will“ immer in der ihm vorgeschriebenen Richtung wehen. Seine Bahn ist festgestellt, sein Ausgang wie seine Rückkehr. Er läuft in flüchtiger Eile in genau bezeichneten Kanälen, ebenso wie die Flüsse zwischen ihren Ufern dahinfließen. Und während er scheinbar tändelt, mit einer Blume oder einer Haarlocke spielt oder die Wange eines Kranken fächelt, ist sein Weg ebenso genau bestimmt wie der der wirbelnden Wellen auf

der Oberfläche eines Baches. Und wenn der schnaubende Orkan seinen düsteren verheerenden Wagen über den wilderregten Himmel schleift, dann stürzt er doch ebenso gewiß auf dem ihm bezeichneten Wege dahin wie die Bergströme, welche vom Regen angeschwollen sind. So versendet auch der Blitz keinen ungewissen Strahl, ebenso wenig wie die überladenen Sturmwolken ziellos am Himmel dahintreiben. Das Gesetz ist der Wagenlenker und hält den sicheren Zügel. Frei, wild und unverändert ruht die Wuth des Sturmes doch ebenso sicher in den Händen des Gesetzes, wie der elektrische Funke, wenn er an den länderumspannenden oder in die Meeres-tiefen versenkten Draht gefesselt ist und den Menschen regelmäßige Bottschaften übermittelt. General Myers sitzt in Washington und ist durch seine Beobachtung der Winde und Wolken auf dem ganzen Continent im Stande, uns Tag für Tag zu sagen, ob wir unsere Ueberröcke und Regenschirme nöthig haben werden.

Ebenfalls das Gesetz ist es, welches die Jahreszeiten ordnet. Sein mächtiger Arm schwingt uns durch den Thierkreis und erfüllt unsere Herzen und unser Leben mit den wechselnden Freuden des Jahres. Im Vertrauen darauf wissen wir, daß „Sommer und Winter, Saat und Ernte“ nicht ausbleiben werden.

Ebenso ist es in unserm individuellen Leben. Es giebt keinen Theil unseres Wesens, welchen das Gesetz nicht berührt, formt oder leitet. Nach dem Gesetz macht unser Körper jede Bewegung; nach demselben athmen wir und beleben und färben unser Blut; nach demselben durchströmt das Blut Adern und Arterien und ersetzt den Verbrauch und Verlust der Natur; nach dem Gesetz schlägt das Herz und denkt das Gehirn, saugt das Auge die Schönheit ein und das Ohr die Töne; es umgiebt und umhegt uns auf jeder Seite, aber empfinden wir es als eine Fessel? Nicht, wenn wir gesund sind. Die geringste Gesetzklosigkeit ist beginnende Krankheit, eine größere führt zu Wahnsinn oder Tod: also ist Gesetz Leben.

Und alles dies gilt ebenso gut von Gedanken und Gefühlen, vom Reich des Geistes und der Religion. Gesetz und Ordnung sind überall die Bedingungen des Lebens, des Glücks, der Sittlichkeit und der Schönheit. Sein Spielraum ist so weit und seine Einheit ist so groß, daß Herbert Spencer im Stande gewesen ist ein Gesetz des Weltalls, dem alle Dinge nur zur Erläuterung dienen,

auszudenten und in wenigen Sätzen zusammen zu fassen. Dies ist die größte That des menschlichen Geistes.

Ob es uns nun gefällt oder nicht, es steht ziemlich fest, daß wir diese Universalität des Gesetzes als eine Thatfache anzuerkennen haben. Alle Erkenntniß der Welt weist immer bestimmter darauf hin. Gesetz und Ordnung regieren. Flüche bringen weder Stürme, noch verscheuchen Gebete dieselben. Jeder Bezirk des Weltalls hat seine eignen Gesetze und Bedingungen, und die Ereignisse werden einzig von diesen geleitet. Das ist nicht nur so, sondern der höchste religiöse Gottesbegriff verlangt nachgerade diesen Zustand der Dinge. Ein Gott, welcher ein System aufbaut und dann immer aufs neue seine Arbeit regeln und ordnen muß, welcher seinen Sinn ändert und die Dinge nach einem neuen Plan überarbeitet, welcher nicht von Anfang an alle Dinge sehen und ordnen konnte, welcher sich erst am Ellenbogen zupfen lassen muß und weisere Rathschläge von den Menschen annimmt, als ihm vorher eingefallen sind, welcher uns in Schwierigkeiten zu Hülfe kommt, welche seine eigne Voraussicht hätte vermeiden können, welcher die Dinge auf eine abnorme Weise verbessern und in Obhut nehmen muß, — solch ein Gott ist, wie man einzusehen beginnt, nur ein Wesen nach dem Bilde des Menschen geschaffen, und nach dem Bilde eines Menschen, der weder besonders weise, noch besonders gut ist. Dem, der zu einem höheren Begriff von Gott gelangt ist, einem Begriff so erhaben, daß er in Uebereinstimmung mit dem ewigen Weltgesetz und der ewigen Weltordnung ist, scheint es gottlos und uehrerbietig, klein von ihm zu denken; ebenso wie es dem gewöhnlichen Christen gottlos scheinen würde, seinen Gott darzustellen, als ob er an den Seufzern und der Verbrennung menschlicher Opfer Gefallen fände, oder als ob er menschlichem Irrthum unterworfen wäre. So erscheint jede Vorstellung von Gott uehrerbietig und erniedrigend, welche weniger hoch und erhaben ist als jene, die das ewige Weltgesetz und die ewige Weltordnung einschließt.

Nun wollen wir aber sehen, ob in einem solchen System Raum für die Liebe ist. Ich gebe bereitwillig zu, daß das Herz ebenso laut nach Liebe schreit, wie der Verstand nach Gesetz; und ferner gebe ich bereitwillig zu, daß es ein sehr fragwürdiger Gewinn oder gar geradezu ein Verlust ist, Ordnung für den Kopf zu

erlangen um den Preis, dabei Glück und Vertrauen für das Herz zu verlieren, denn das Herz und seine Bedürfnisse sind ein ebenso wirklicher, wahrer und hoher Theil des menschlichen Lebens, wie die Erkenntniß und die Gedanken des Gehirns. Ich halte sogar das Glück und den Frieden für einen so nothwendigen Theil des Lebens, daß jedes Leben verfehlt ist, welches nicht endlich zu beiden gelangt. Wenn ich auch zögern könnte zu sagen, „wo Unwissenheit ein Segen ist, da ist es thöricht weise zu sein“, so würde ich nie zögern zu sagen, daß ich mich der Erkenntniß widersetzen würde, wenn ich nicht glaubte, daß ihr Ergebnis sich als die höchste und wahrste Wohlfahrt und als das Glück der Menschen erweisen würde. So würde ich das Herz und seine Gefühle selbst nicht den größten Wahrheiten und Gesetzen zu Liebe vernachlässigen.

Anstatt also im Zweifel über die Antwort zu sein, ob in einem System eines Weltgesetzes Raum für die Liebe sei, möchte ich die Behauptung aufstellen, daß in demselben für nichts anderes Raum ist als für die Liebe. Es ist alles ein vollständiger vollkommener Ausdruck der weisesten und höchsten Liebe. Man bedenke

1) Daß wir Liebe und Freude als Thatfachen der Wissenschaft kennen. Sie reichen von den Tiefen bis zur Höhe und ziehen sich durch die ganze Länge und Breite des beseelten Lebens auf dem Erdball. Die ganze natürliche und empfängliche Schöpfung ist ein Schauplatz tief empfundenen Frohsinns. Der Fisch, welcher sich in den kristallklaren Fluthen wiegt oder wie ein Lichtstrahl hierhin und dorthin schießt, ist ganz und gar von Frohsinn erfüllt. Das gesunde Leben an sich ist schon ein Zustand des Entzückens. Die Insekten, welche in der Sonne glißern und summen, sind ebenso erfüllt von Freude, wie ein flüssiger Tropfen von Wasser erfüllt ist, und im Juni sitzt das Vögelchen vor seinem Nest in der Sonne unter dem Laubdach wie eine Blüthe und läßt sich von der Herrlichkeit des Sommers wie von einem Strom durchleuchten und durchwärmen.

Und ebenso zieht sich durch das ganze menschliche Leben, so weit Gesundheit, Harmonie und richtige Anpassung zwischen dem Menschen und seiner Lage herrscht, ein Klang der Freude, wie ihn ein wohlgestimmtes Instrument von sich giebt. Und von der Vogelmutter in ihrem Nest, oder dem Vogelvater, welcher Nahrung für seine Jungen sammelt, aufwärts steigend, bis wir

bei der Mutter anlangen, welche ihr Kind in der Wiege schaukelt oder den ruhelosen Schlaf ihres Lieblinges bewacht, überall sehen wir die alles durchdringende und ewig wachsende Liebe und Zärtlichkeit, welche die Strahlenkrone der höchsten Menschheit ist. Nun sind diese Liebe und Zärtlichkeit Thatfachen des Lebens, und als solche sind sie ein Theil der unendlichen Offenbarungen Gottes. Sie haben einen tiefen Grund ebenso gut wie Berge und versteinerte Knochen. Und wir können mit Recht schließen, daß der Grund mehr sein muß, als alles, was daraus hervorströmt, denn das Wachsthum der Civilisation ist zugleich das Wachsthum der Liebe, der Fürsorge und Hülfsbereitschaft. Da nun diese noch im Wachsthum begriffen sind ohne eine Abnahme zu zeigen, so können wir glauben, daß die Quelle und der Grund so viel größer ist als alles, was wir sehen, daß wir mit Recht behaupten dürfen, alle menschliche Liebe und Zärtlichkeit sei nur ein schwacher Abglanz und Spiegelbild der göttlichen. Die zärtlichste Mutterliebe ist im Vergleich zu der göttlichen Liebe nichts mehr als der Schimmer der Mondstrahlen auf dem Wasser im Verhältniß zu den Strahlen der Mittagssonne.

Dies ist unzweifelhaft, wie immer man auch sonst über das Gesetz denken möge. Um nun aber zu sehen, ob die Thatfache des Weltgesetzes dieser Liebe widerspricht oder sie überwiegt, wollen wir fortfahren, —

2) zu fragen: Was ist Gesetz? Ueber diesen Punkt herrscht ein sonderbarer und weitverbreiteter Irrthum. Die Theologie hat so lange Zeit gelehrt, daß die Natur Gott feindlich oder wenigstens außerhalb seines Wesens und getrennt von ihm sei, daß es eine langwierige und schwere Aufgabe ist, den Irrthum zu berichtigen. Das Naturgesetz ist aber nichts als die Art und Weise, wie Gott wirkt. Die höchste Wissenschaft lehrt, daß Kraft und Stoff und Gesetz nur Offenbarungen Gottes für das menschliche Bewußtsein sind. Das ist die höchste Weisheit aller Zeiten. Da Gott überall und in allen Dingen gleich ist, so kennt die Wissenschaft keinen Unterschied zwischen natürlich und übernatürlich, oder zwischen sonderbaren Dingen einerseits, welche den regelmäßigen Lauf der Dinge andererseits durchbrechen und aufhalten. Alles Gesetz ist also überall natürlich, und dies natürliche Gesetz ist einfach das Wirken Gottes.

Und selbst wenn wir es nicht rund um uns herum beobachten könnten, so würde doch die Gleichförmigkeit seines Wirkens eine nothwendige Folgerung aus seiner Vollkommenheit sein. Um es in menschlicher Weise auszudrücken, wenn Gott, als er zum ersten Mal eine besondere That vollbrachte, dieselbe in der besten Weise ausführte, dann muß er sie unter gleichen Verhältnissen immer in derselben Weise ausführen, oder aber er müßte sie in schlechterer Weise ausführen, und dadurch würde er sich als unvollkommen und unweise darstellen, was unsere ganze Vorstellung von Gott zerstören würde. Gottes Vollkommenheit verlangt also ein ewiges Weltgesetz als ihren natürlichen Ausdruck. Wenn wir ein Durchbrechen dieses vollkommenen Systems wünschen, so wünschen wir die Entthronung oder Erniedrigung Gottes. Aber

3) müssen wir den Charakter des Wirkens des Naturgesetzes beachten. Es wirkt immer und überall Gutes. Es giebt, so viel wir wissen, nicht ein einziges Naturgesetz im ganzen Weltall, dessen normales Wirken nicht Gutes hervorbrächte. Warum sollten wir also wünschen, daß eines abgeschwächt, gebrochen oder verändert werden sollte? Alles Uebel ist nur ein Verstoß oder Ungehorsam gegen das Gesetz. Selbst der Schmerz ist nur ein Warnungszeichen mit der Inschrift „Gefahr“, welches gleichsam längs der Eisenbahnen bei den Weichen und Kreuzungspunkten aufgestellt ist. Wenn es nicht schmerzhaft für die Motten wäre, von der Gasflamme versengt zu werden, würden sie sich alle in ihrem lockenden Glanz verbrennen. Wenn ein Verstoß gegen die Gesetze des Körpers nicht Schmerzen zur Folge hätte, wer würde dann vorsichtig auf seine Gesundheit achten? Wäre es nicht um der Pein der Unzufriedenheit auf einer niederen Stufe willen, welche Macht würde dann die Menschen zur Civilisation und zum Fortschritt in derselben getrieben haben? Gerade diese beständige Unruhe und Sorge in Lagen der Unvollkommenheit und schlechter Anpassung ist es, welche das beständige Streben nach höheren und immer höheren Lebensformen erzwingt. Es ist eine ernste Frage, ob man irgendwo einen nutzlosen Schmerz finden könne. Gewiß ist, daß das natürliche gesunde Wirken aller Kräfte der Welt zum Guten und zur Freude ausschlägt. Gesundheit, Harmonie und Gehorsam sind überall wie Musik. Schmerz ist einfach der Ruf Gottes: „Meide die Gefahr“, oder „Erhebe Dich höher“.

Schreckensvolle Bilder werden manchmal gezeichnet von den Schlachten, dem Raube, dem Blutvergießen, von dem gegenseitigen sich Auffressen der Thierwelt und daraus wird auf die Grausamkeit der Natur geschlossen. Das scheint mir ein ungeheurer Trugschluß zu sein. Wir übertragen unsere menschlichen Sympathien, Hoffnungen und Befürchtungen auf diese niedere Lebensstufe und beurtheilen sie nach unserm Standpunkt. Wir müssen aber die Thatfachen ins Auge fassen. Das Thierleben ist im Grunde durch und durch glücklich: sie sind zufrieden und befriedigt. Aber der Tod ist ein Theil des Lebensgesetzes, also müssen alle sterben. Das ist nichts Uebles. Ein Gut, welches ich ein Jahr lang besitze, ist darum kein Uebel, weil es mir dann genommen wird. Nun ist es zweifellos wahr, daß die niederen Thiere weniger leiden, wenn sie getödtet und verschlungen werden, als wenn sie sich abzehren und eines natürlichen Todes vielleicht aus Entkräftung sterben. Sie leiden unter der Furcht, so lange die Furcht ihnen zur Rettung verhelfen kann; aber es ist eine bekannte Thatfache, daß fast in allen Fällen, wenn das erbeutete Thier gefangen ist, die Furcht verschwindet, eine Lähmung eintritt und der Tod schmerzlos ist. Dr. Livingstone erzählt, daß, als er sich in den Klauen des Löwen befand, er betäubt gewesen sei und alle Furcht verloren habe, und ähnlich verhält es sich mit den Opfern der fleischfressenden Vögel und anderer Thiere. Das Naturgesetz bewirkt also überall Gutes; und bis ein Gesetz entdeckt sein wird, dessen normales Wirken Uebles hervorbringt, muß die Behauptung, daß das Gesetz mit Recht ein Ausdruck der Liebe genannt werden kann, unangefochten bleiben.

Das Gesetz schafft die Ordnung, Schönheit und Harmonie des Himmels. Es ist die wahre „Sphärenmusik“. Nur das Gesetz ermöglicht die Civilisation. Nur weil wir wissen, daß die Gesetze der Erde und des Eisens beständig sind, können wir Eisenbahnen bauen; und weil die Gesetze des Dampfes unveränderlich sind, können wir unsere Lokomotiven sie befahren lassen. In dem Glauben an die unveränderlichen Gesetze des Windes und der Wellen bauen wir unsere Schiffe und segeln mit ihnen um die ganze Erdoberfläche. Nach den Gesetzen des Gases erbauen und construiren wir die Laternen, welche die Dunkelheit unserer Straßen in Helle verwandeln. Das Gesetz der Elektricität giebt uns die Gewißheit, daß das Kabel,

welches heute unsere Botschaft nach London übermittelt, morgen nicht unbrauchbar sein wird. Nach den Naturgesetzen errichten wir Magazine und Häuser, und legen wir die Straßen unserer Städte an. Die Beständigkeit Gottes in unsern Ziegeln, Steinen und Gefäß läßt uns Nachts Ruhe finden ohne Furcht, daß er vor dem nächsten Morgen seinen Sinn ändert und das Ganze über unserm Kopf zusammenstürzen läßt. Im Glauben an die Gesetze des Lichtes setzen wir die Glascheiben in unsere Fenster, und schmieden wir unsere Juwelen. Weil die Gesetze sich nicht ändern, haben wir heute noch die Bilder und Statuen der Meister des Alterthums. Die Beständigkeit der Gesetze des menschlichen Lebens ist es, welche es möglich macht, Verfassungen zu geben und Regierungen einzusetzen. Wenn in der Länge der Zeit die Menschheit Launen bekäme, so würde keine Staatskunst möglich sein. Kunst und Wissenschaft würden uns unbekannt sein ohne das Gesetz, welches alle Dinge fest und stetig erhält. Handel bedeutet Vertrauen auf die allgemeine Beständigkeit der menschlichen Natur. Verbrechen und Verrath sind nur unbedeutende Ausnahmen. Daß Shakespeare und Homer ihren Platz im menschlichen Denken behaupten, kommt nur daher, weil das Gesetz des menschlichen Denkens dasselbe bleibt. Es könnte kein Wachsthum, keine Entwicklung der Religion geben, ohne die sich gleich bleibenden Elemente des menschlichen Denkens und der menschlichen Sitte. Gäbe es kein Gesetz im Charakter, wäre derselbe die Laune eines willkürlichen Willens, wie könnten wir einander je trauen? Daß ein Mensch heute um der Tugend willen sein Leben aufs Spiel setzt, würde uns dann keine Bürgschaft sein, daß er nicht vielleicht morgen einen Mord begeht. Daß es überhaupt einen Kosmos giebt, ein Weltall, in welchem Leben, Denken, Erkenntniß und Fortschritt möglich sind, hat seinen Grund gerade in der Universalität des Gesetzes.

Ich verlange also nach keinem Evangelium, das mich vom Gesetz befreien sollte. Mein Herz vom Gesetz zu befreien hieße mich launenhaft machen und geneigt ebenso schnell zu hassen wie zu lieben. Meinen Verstand vom Gesetze befreien würde einfach Wahnsinn bedeuten. Meinen Körper vom Gesetze befreien würde Krankheit oder Tod sein. Alles, was lebt, lebt im Gesetz und alles, was wächst, wächst durch das Gesetz. Glück und Himmel würden

ohne dasselbe Täuschungen sein. Gesetz ist also der allgegenwärtige, weise, liebende Gott. Gottes Gesetz erscheint im Morgenlicht und weckt mich zu meiner Tagesarbeit. Nach seinem Gesetz erinnere ich mich des gestrigen Tages und verbinde die Vergangenheit mit der Gegenwart. Nach seinem Gesetz breche ich mein nächtliches Fasten und stärke meinen Körper für die Pflicht und für die Freude. Durch sein Gesetz lebe, denke, arbeite und spiele ich. Nach seinem Gesetze baue ich mein Haus und verrichte ich meine Arbeit. Durch sein Gesetz ist die Welt erfüllt von Leben, Glanz und Wohlergehen, durch sein Gesetz kommt die Mattigkeit des Schlafes wieder über mich, während zugleich sein Gesetz mir das Lager bereitet und mich in den Schlummer wiegt am Busen der alten Erde, „die ihren Reigen um die Sonne führt“.

Brauchen wir nun also eine Vorsehung als Schutz gegen oder zur Befreiung von der Natur und dem Gesetz? Das könnte nur heißen, daß wir einen Gott haben müssen, der uns gegen sich selbst vertheidigen sollte. Gott ist im Gesetz, und das Gesetz ist in Gott. Dieses allgemeine Gesetz ist nichts anderes als allgemeine, allumfassende, unermüdlche und wechsellose Vorsehung. Es verletzt uns nur, wenn wir es überschreiten. Aber dann ist es für uns heilsam, verletzt, und dadurch gewarnt, erhoben und befreit zu werden. „Das Gesetz des Herrn“ ist also „vollkommen“, vollkommene Weisheit, vollkommene Macht und vollkommene Liebe. Können wir da nicht unsererseits mit dem alten Psalmisten ausrufen, nur im volleren Sinne des Wortes: „O, wie liebe ich dein Gesetz! Ich sinne darüber nach den ganzen Tag!“

Und können wir passender schließen als mit dem aufwärts weisenden Ausruf: „Lehre mich, o Herr, den Weg deiner Gebote und ich werde sie halten bis ans Ende?“ Denn „das Gesetz ist heilig und gerecht und gut“.

VIII.

G e b e t.

Die Stelle, welche das Gebet in den Gedanken des Volkes einnimmt, die Streitfragen in Bezug auf dasselbe und der daraus folgende Zweifel und die Verwirrung — diese alle machen es zu einem Gegenstand von höchster Wichtigkeit sowohl für den Verstand wie für das Herz. Mein gegenwärtiger Zweck ist, einen Blick auf seinen Ursprung und auf seine Entwicklung zu werfen, dann die populären Glaubensmeinungen im Lichte der modernen Erkenntniß zu studiren und womöglich so zu einer ebenso vernünftigen wie frommen Stellung zu gelangen.

Ich habe gezeigt, daß die ersten Gegenstände menschlicher Verehrung keine liebenswerthen Personen waren. Die Götter der Kindheit der Welt waren Wesen, welche die Seelen der Menschen mit Schrecken erfüllten. Die ersten Altäre wurden von der Furcht errichtet, und die ersten Gebete waren flehentliche Bitten, Entschuldigungen und Gnadengesuche, um drohendes Unheil abzuwenden. Bei den ältesten Stämmen war es Gebrauch den Geist ihres Ahnherrn zu verehren, der über seine Nachkommen wachen und ihr Glück in der Hand halten sollte. Diese Verehrung entsprang keiner besonderen Liebe oder Ehrfurcht, sondern sie glaubten, daß der Begründer ihres Stammes eifersüchtig auf sein Andenken und seine Ehre sei, und daß er, wenn sie seinen Namen und seine Verehrung nicht lebendig erhielten, sowohl die Macht als Neigung habe, ihnen unberechenbaren Schaden zu thun. So waren ihre Altäre und ihre Gebete nur eine Art Tribut, der bezahlt wurde, um ihren Gott bei guter Laune zu erhalten und seine Gunst und seinen Schutz zu erkaufen.

Eine ähnliche Idee trieb zu der ursprünglichen Verehrung der Naturkräfte. Die Kräfte und Bewegungen, welche am schwersten auf ihnen lasteten, waren der Hunger, die Kälte und der Sturm; Kräfte, welche sie verletzten, und vor denen sie in beständiger Furcht lebten. So dienten ihre Gebete durchaus nicht einer Art von liebender Gemeinschaft, wie sie zwischen Kind und Vater oder Mutter besteht. Sie liebten ihre Götter nicht und schätzten ihre Freundschaft oder ihre Gemeinschaft nicht um ihrer selbst willen. Sie lebten nur in der Furcht vor dem, was die Götter thun könnten und hielten es für das sicherste, sich mit ihnen auf möglichst guten Fuß zu stellen. So bekam ihre Verehrung eine Art geschäftliches Aussehen. Sie dachten Günst zu erkaufen oder doch wenigstens Befreiung vom Unheil, wie man etwa einen ungerechten Richter bestechen oder durch ein Geschenk den guten Willen eines unverantwortlichen Despoten erkaufen würde. Wenn sie gegen ihren Feind in den Krieg zogen, suchten sie vorher die Altäre und Tempel ihres Gottes auf, bemühten sich seine Meinung über die Angelegenheit kennen zu lernen, stachelten seinen Ehrgeiz auf, daß es gegen seine Ehre sei, wenn der feindliche Gott gewinne, und er sich nicht als der stärkere zeige; sie gelobten besondere Verehrung und Opfer, wenn sie als Sieger zurückkämen, und dann, nach der Schlacht, kamen sie und hingen ihre Trophäen in seinem Tempel auf und schrieben ihm den Ruhm ihres Sieges zu. Man findet solche Ideen selbst bei den Hebräern. Moses wird dargestellt, wie er sich an den Stolz und den Ehrgeiz Jehovah's wendet. Der Halsstarrigkeit und Stumpfheit Israels müde droht Jehovah es zu vernichten. Dann unterhandelte Moses mit ihm und sagte: „Denke nur daran, wie Egypten und seine Götter triumphiren werden, wenn Du Dein Volk, nachdem Du es in die Wildniß geführt hast, dem Verderben überläßt, als ob Du nicht im Stande wärest, es zu der Eroberung des gelobten Landes zu führen“. Diese Vorstellung half und das Volk wurde gerettet.

Die Götter des Alterthums pflegten zu einander zu beten; denn da jeder seinen Weltbezirk hatte, mußte er, wenn er einen Zweck außerhalb seines Gebietes erreichen wollte, dies durch die Günst des kommandirenden Gottes bewerkstelligen. Aeneas und seine Gefährten sind auf dem Wege von Troja nach Italien, als Juno, welche ihre

Feindin ist und ihren Untergang wünscht, zu Aeolus, dem Gott der Winde, geht und ihn durch einen herablassenden Appell an seinen Stolz und seine Freundschaft und durch das Versprechen einer kostbaren Gabe überredet, seine Winde los zu lassen und einen Sturm auf dem Meere zu verursachen, damit die trojanische Flotte zerstört werden möge. Zu derselben Zeit geht Venus zu Jupiter und bittet um ihre Befreiung, und der König der Olympier sendet einen Boten, um den Sturm zu besänftigen und die Schiffe in einen sicheren Hafen einlaufen zu lassen.

Solcher Art waren die Ideen von der Stellung und der Wirkung des Gebets.

In der ganzen mittelalterlichen Christenheit waren ähnliche Ideen vorherrschend. Jede Stadt, jedes Volk oder jedes Kloster hatte seinen besonderen Schutzheiligen, und an ihn, wie an einen Günstling bei Hofe, wurden die Bitten gerichtet. Man setzte voraus, daß er im Himmel Einfluß habe und für die besonderen und persönlichen Bedürfnisse sorge. Gott war ihnen nicht der allgegenwärtige wachsame Vater. Sie glaubten besonderer Fürsprecher und Freunde am himmlischen Hof zu bedürfen. Und selbst heute noch wird in der ganzen römischen Christenheit die große Mehrzahl der Gebete an die Heiligen und an Maria gerichtet, deren zärtliches Mutterherz man am leichtesten von Bitten gerührt und bewegt glaubt. Ja, ein Gedanke wie dieser letztere scheint den ganzen Protestantismus anzustecken. Die Bibel ermuntert nirgends dazu, Jesus zum Gegenstand des Gebets zu machen, und die meisten verständigen und denkenden Schriftsteller widersetzen sich dem als schriftwidrig und falsch, aber in der Volksmeinung wird der Vater sehr viel als Repräsentant des Gesetzes aufgefaßt, während Jesus die Verkörperung des liebenden und rettenden Gottes ist; und so wendet sich ihm die Zärtlichkeit und Liebe aller Herzen zu, und an ihn richtet sich das Flehen und die Gebete der ängstlichen und furchtsamen Seelen.

Die gewöhnliche Vorstellung vom Gebet ist heute in der Hauptsache die der alten heidnischen Welt. Wie ich es oft von den Lippen eines hervorragenden Evangelisten gehört habe: „Das Gebet bewegt mit Macht den Arm, der die Welt bewegt“. Es wird angenommen, daß Gott durch dasselbe veranlaßt werden kann, vieles zu thun, was er sonst nicht thun würde. Stillingfleet, ein alter

englischer Schriftsteller, sagt: „Das Gebet wird für ein Mittel gehalten, eine Aenderung in der Person hervorzubringen, zu welcher wir beten“. Man glaubt, daß es die Macht habe Dinge zu bewerkstelligen, für welche in der ganzen Welt gebetet wird.

Vor wenigen Jahren wurde in Schottland die ganze Kirche angewiesen, einen Fasten- und Gebetsgottesdienst abzuhalten für die Befreiung von einer schweren Krankheit, welche unter dem Vieh herrschte. Vor nur einem oder zwei Jahren hielt die ganze englische Kirche einen besonderen Gottesdienst für die Genesung des Prinzen von Wales, der krank war. Müller behauptet in seinem „Leben im Glauben“, daß er ein großes Waisenhaus nur durch Gebet begründet hat und es beständig dadurch erhält. Er scheint die Thatsache gänzlich zu übersehen, daß eine solche Behauptung, welche immer wieder bekannt gemacht und der öffentlichen Meinung fortwährend vorgehalten wird, die schlaueste und eindrucksvollste Art der Reclame ist. Es ist ein beständiger Appell und ein Gebet an die Sympathie und Hülfe des Volkes. Für jemand, welcher überhaupt die Triebfedern beachtet, welche das Herz und die Einbildungskraft des Volkes bewegen, ist es nichts Sonderbares. Dr. Cullis aus Boston behauptet etwas ähnliches von seinem Heim für Schwindsüchtige, und doch wird kaum für irgend eine Stiftung der Stadt beharrlicher Reclame gemacht. Es giebt verschiedene Weisen an die religiöse Sympathie der Gläubigen zu appelliren und so das allgemeine Interesse an der Frömmigkeit und dem wunderbaren Werk, das man vollbringt, zu erregen. In einem seiner Predigtbücher schreibt Mr. Talmage den auffallenden Erfolg und die Sicherheit einer bestimmten Linie von Oeandampfern der Thatsache zu, daß die Frau eines der Hauptactionäre jedes Schiff beim Auslaufen aus dem Hafen zum Gegenstand eines besonderen Gebetes macht. Dieser Theorie thut die Thatsache einigen Eintrag, daß eine andere Linie, für die keine Actionärsfrau betet, in dreißig Jahren weniger Schiffe als jene verloren hat. Und außerdem würden, wenn dies alles wahr wäre, Versicherungsgesellschaften nicht nur eine Frechheit, sondern auch eine nutzlose Geldanlage sein. Die meisten unserer Kirchen in Amerika haben aufgehört um Regen zu beten, obgleich noch das jährliche Fasten festgesetzt ist und Einfluß auf den allgemeinen Wohlstand des Volkes haben soll.

Nun bezeichnen und beleuchten alle diese Beispiele einfach den Volksglauben, daß das Gebet im Stande ist, Gott zu bewegen, gewisse bestimmte Ereignisse im Naturlauf hervorzurufen, welche ohne die Gebete nicht stattfinden würden. Man wird zugleich bemerken, daß diese ganze Auffassung von der Natur und dem Dienst des Gebetes voraussetzt, daß Gott eine Person außerhalb der Naturkräfte und -gesetze und von ihnen getrennt sei, welche auf die Bitte des Menschen sich in die Art und Weise ihres regelmäßigen Wirkens einmischt und sie verändert.

Hand in Hand mit dem Fortschritt der Bildung und dem Wachsthum der wissenschaftlichen Erkenntniß wächst ein weitverbreiteter Zweifel, ob das Gebet wohl wirklich eine solche Macht habe oder solche Wirkungen hervorbringen könne. Mag er nun Gutes oder Böses wirken, begründet oder unbegründet sein, dieser Zweifel ist eine Thatsache. Es ist ein Zweifel, welcher selbst die Kirche trifft und ihren Arm lähmt. Die gewöhnlichen Gebetsversammlungen finden nicht so viel Theilnehmer, daß dadurch ein lebendiger Glaube bekundet würde, daß das Gebet die Macht hat, die Heiden zu befehren, die Gatten, Brüder und Väter zu retten. Die Leute besuchen sie aus Pflichtgefühl oder Neigung, und wenn eine Art Vorlesung daraus gemacht wird, und der Vorleser interessant ist, wird der Saal gefüllt sein. Aber wenn die Leute glaubten, daß es wirklich eine Macht sei, um Gott nach ihrem Willen zu lenken, wie könnten sie dann ihre Nachlässigkeit entschuldigen? Die beständigen Ermahnungen und Kunstgriffe der Prediger, die Gemeindeglieder nur zum Kommen zu veranlassen, zeigt wie wenig wirklichen Glauben sie daran haben.

Laßt uns also fragen, woher dieser Zweifel kommt, und ob er gerechtfertigt werden kann. Dem Festhalten an dem traditionellen Glauben stellen sich gewisse große Schwierigkeiten in den Weg, welche denkende Gemüther sehr bedrücken.

1) Gebete um Veränderungen im natürlichen Lauf der Dinge werden, so weit wir es gewöhnlich erkennen können, nicht erhört. Das wird so allgemein angenommen, daß ich oft gehört habe, wie Prediger ihren Gemeindegliedern sagten, sie beteten, als ob sie nicht erwarteten, irgend etwas zu erreichen, und daß wahrscheinlich nichts sie mehr überraschen und in Erstaunen setzen würde als die

Erfüllung ihrer Bitten. Nun können aber Leute in einem solchen Gemüthszustand nicht sehr oft das erlangt haben, um was sie gebeten hatten. Und ich, für meinen Theil, kann nicht besonders erstaunt sein, daß sie es aufgaben darauf zu warten. „Ich habe seit zwanzig Jahren für die Befehung von dem und dem gebetet, und er ist noch nicht befehrt“, sagte ein bekannter Prediger. Ist es sonderbar, daß die Leute fragen: „Was ist denn der Nutzen des Gebetes?“ Aber man sagt, viele Gebete werden nicht erhört, weil die Leute nicht gläubig beten. Ebenso erklärt uns das Medium, daß die Sitzung nicht erfolgreich sein könne, weil Zweifler sich unter den Theilnehmern befänden. Aber wenn die Geister wirklich da sind, warum überraschen und widerlegen sie die Zweifler nicht durch Vorführung von Thatfachen, welche Glauben erzwingen müßten? und wenn Gott wirklich menschliche Gebete im gewöhnlichen Sinne erhören wollte, warum setzt er seine gleichgültigen Kinder denn nicht durch Erhörungen in Erstaunen, so daß sie wohl glauben müssen?

Dieser letztere vernünftige Gedanke gab die Veranlassung zu dem berühmten Streit in England über eine Gebetsprobe. Und wenn das Gebet eine wirkliche und entscheidende Macht hat, die Kranken zu heilen, so sehe ich nichts Unvernünftiges oder Gottloses in der vorgeschlagenen Probe. Im alten Testament wird Gott dargestellt, als ob er auf die ihm von den Menschen an die Hand gegebenen Bedingungen einging, seine Gegenwart und Macht zu beweisen. Hat er sich geändert, so daß er es jetzt nicht mehr thun will?

Vor einigen Tagen berichteten die Zeitungen von der wunderbaren Heilung einer kranken Frau als Resultat des Gebetes von Dr. Cullis. Wenn das wahr ist, warum ist denn der Weg nach Grove Hall nicht gedrängt voll von Lahmen, Blinden und Kranken, die geheilt werden möchten? Warum unterhält der Mann überhaupt noch sein „Heim“ mit ungeheuren Kosten, die auf andere segensreiche Art angewendet werden könnten. Möge er sie doch alle heilen und dann das Land als Universalheiler durchreisen. Mir erzählte ein Mann, welcher mit Joe Smith verwandt war, daß dieser Mormonenprophet ein Kind durch Auflegen der Hände von einer chronischen Krankheit heilte. Es fehlt nicht an Beweisen dafür, daß „unsere liebe Frau von Lourdes“ ihre Verehrer fortwährend heilt.

Und eine große Menge Beweise können erbracht werden, um zu zeigen, wie Knochen der Heiligen und Splitter vom wahren Kreuze immer diese Macht ausgeübt haben.

Die einfachen Thatfachen sind folgende: Talmage betet für seine Frau, und sie wird besser. Ein anderer Mann, der wahrscheinlich ebenso fromm ist wie er, betet für seine Frau, und sie stirbt. Die Frau eines dritten Mannes wird besser, obgleich nicht für sie gebetet worden ist. Die Gesetze der Gesundheit und Krankheit herrschen in der ganzen Welt und bringen die ihnen angemessenen und natürlichen Resultate hervor; und so weit wir nach dem Augenschein es beurtheilen können, hat das Beten oder nicht beten nichts damit zu thun. General Butler geht nach New-Orleans, und die Frommen jener Gegend beten, daß „Yellow Jack“, wie sie das herrschende Fieber nannten, sein Heer dahintraffen und vernichten möge. Da er nicht fromm veranlagt ist, betet er nicht dagegen, aber da er Sinn für natürliche Ursache und Wirkung hat, bekümmert er sich um die gesundheitlichen Einrichtungen der Stadt und „Yellow Jack“ verschiebt seinen jährlichen Besuch.

2) Zu diesem Zweifel, welcher aus beobachteten Thatfachen erwächst, kommt noch der wesentlich moderne Zweifel hinzu, welcher in der wachsenden Erkenntniß der Herrschaft des Gesetzes wurzelt. Ein unwiderstehlicher Glaube ist im Wachsthum begriffen, welcher sich auf Thatfachen gründet, die bewiesen werden können, daß unser Weltall durch Gesetz und Ordnung beherrscht wird. Ursache und Wirkung hängen so innig zusammen, daß die geringste Veränderung in der heutigen Welt einem Gliede gleicht in einer Kette, welche sich rückwärts in eine ewige Vergangenheit erstreckt. Der Schimmer eines Strahles der heute aufgegangenen Sonne, das Zittern eines Astes im Winde, die Form des Rauchgefäufels, welche über unserm Schornstein schwebte und dann unsern Blicken entchwand, die Bindungen einer Nebelwolke, welche einen Bergesgipfel umwallt, das Wirbeln einer kleinen Staubwolke, welche ein Windstoß durch die Straßen treibt, — diese alle sind ebenso gut ein Theil der feststehenden und bestimmten Weltordnung, wie der Mont Blanc eine feststehende und bestimmte Spitze der Alpen ist; und die Nebelform oder den Windstrom zu verändern wäre ein ebenso großes Wunder, als wenn es gelänge, den Mont Blanc zu entwurzeln und

mit seiner Basis nach oben ins mittelländische Meer zu stürzen. Das Gebet, welches um die Veränderung des Wetters eines Tages bittet, selbst nur um die Vertreibung einer einzigen Wolke oder die Vermehrung oder Verminderung des Regens um einen Tropfen, verlangt etwas so Erstaunliches, daß die ganze Schöpfungsordnung von Anfang an geändert werden müßte, um der Laune oder der Bequemlichkeit einer Stunde zu dienen.

3) Ferner erweist sich der gewöhnliche Glaube als ungereimt durch die einander widersprechenden Gebete der Menschen. Du betest um einen schönen Tag, damit dein Ausflug aufs Land gut ausfallen, oder damit dein Heu auf der Wiese trocknen möge. Ein anderer betet um Regen, damit sein ausgedörrtes Kartoffelfeld wieder belebt werden möge. Welchen wird Gott erhören? Eins dieser Gebete muß doch wenigstens unerfüllt bleiben. Zwei Schiffe sind auf See. Das eine wünscht sich Ostwind und das andere Westwind, andere brauchen weder Ost noch West. Dr. Bushnell vermuthete einst, daß die Majorität der Veter den Sieg davon tragen werde. Dann würde also der Schein entstehen, daß eine sehr zahlreiche und sehr fromme Mannschaft dazu nöthig wäre, um das andere Schiff zu überbieten. Wenn man vom Gebet in dieser Weise spricht, so erscheint dasselbe leicht nicht sowohl als eine Handlung der Frömmigkeit, wie als eine Ausgeburt der Selbstsucht. Ist es nicht eben so gut, Gott die Sorge für das allgemeine Beste zu überlassen und nicht zu denken, man könne sich eine Vernachlässigung des allgemeinen Interesses erschmeicheln, und während letzteres trocknes Wetter erheischt, könne der einzelne im Interesse seines Blumen Gartens Regen erbitten? Der Himmel hat größere Interessen zu berücksichtigen, als daß er sich zu deiner persönlichen Gießkanne machen könnte. Das ähnelt sehr der Geschichte von dem kleinen Knaben, welcher den Kapitain bat, das Schiff anzuhalten, weil er seinen Apfel hatte über Bord fallen lassen.

Aber eine schärfere Einwendung als alle diese wurzelt in der Frömmigkeit selbst und führt als ihren gewichtigsten Grund die Ehrfurcht und das Vertrauen an. Wenn Gott wirklich allmächtig, allweise und allgütig ist, so stellt sich die Annahme, daß Gott das kleinste Interesse irgend eines auch des geringsten seiner Geschöpfe vernachlässigen könne, als die schlimmste Zweifelsucht dar. In

der Hand eines allweisen Gottes müssen der elendeste Wurm und der größte Erzengel gleich sicher geborgen sein. In Boston lebt eine Mutter, welche ihre Kinder hingebend liebt. Sie ist äußerst verständig und weiß, was ihrem wahren Wohle dienlich ist. Sie ist reich und kann über alle Mittel verfügen, um ihre Zwecke zu erreichen. Eins ihrer Kinder hat ein störrisches Wesen und macht ihr Sorge und Mühe, ein anderes ist krank und in Todesgefahr. Geseht du gingest jeden Morgen zu ihr und flehest sie schluchzend und thränenden Auges an, ihre klar vor ihr liegende einfache Pflicht an diesen Kindern zu thun, — bätest sie, dem störrischen Knaben gegenüber gut und hülfreich zu sein, bätest sie, für das kranke Mädchen einen Arzt und eine Pflegerin zu halten. Eine solche Handlung würde von deiner Seite eine grobe und unentschuld bare Beleidigung sein, und wenn du sie wiederholtest, würde die Mutter gerechtfertigt sein, die Hülfe der Polizei gegen dich anzurufen. Und doch schließt die Hälfte unserer Gebete die Voraussetzung in sich, daß, wenn wir uns ihm nicht fortwährend in Erinnerung bringen, oder sein Wohlwollen oder sein Mitleiden erregen, der zärtliche, allweise und liebende Vater im Himmel entweder vergessen oder sich nicht darum kümmern wird, leidlich gütig und auf das Wohl seiner Kinder bedacht zu sein. Ich habe oft Gebete gehört, welche die Leute für fromm hielten, die mich empörten und mir einfach Gotteslästerungen zu sein schienen. Hundert Mal habe ich als Knabe einen Mann im Gebet sagen hören: „Es ist Zeit für dich, o Herr, zu wirken!“ — als ob Gott nicht wüßte, ob es Zeit sei oder nicht! Ein anderer sagte: „O Gott, willst du nicht irgend wie eingreifen?“ Ein Evangelist sagte: „Ich werde nur noch zwei oder drei Tage in dieser Stadt sein, und wenn du, o Herr, irgend etwas für das Heil dieser Stadt thun willst, so thue es jetzt!“ — Egoismus und Lästerung mit einander im Bunde, es fragt sich nur, was überwiegt. Derselbe Evangelist sagte: „Kommt heute Abend zur Versammlung, denn die göttliche Macht wird sich wunderbar offenbaren“, als ob er einen Vorladungsbefehl auf den Allmächtigen hätte und ihn unter allen Umständen vorführen und zur Schau stellen wollte!

Gerade weil Gott liebend, weise und mächtig ist, ist diese Art der Bitte nicht nur nutzlos, sondern beleidigend. Und ich behaupte,

daß das gegenwärtig herrschende sogenannte gläubige Christenthum in seiner unsinnigen Anrufung Gottes, als ob es ihm nicht zutrauen könnte, daß er das Rechte thue, einen schlimmeren und offeneren Unglauben offenbart als irgend etwas, das vom Liberalismus oder der Wissenschaft ausgeht. Das ruhige liebevolle Leben eines Kindes im Elternhause ist ein größerer Beweis des Vertrauens zu Vater und Mutter als jene Angst, welche zu glauben scheint, daß ihre Bedürfnisse nur in Folge beständiger Bitten befriedigt werden können. Das kleine Kind im Mutterarme blickt auf, lächelt und sinkt in den Schlummer. Es braucht die Mutter nicht zu bitten, es in den Schlaf zu wiegen und es in seine weiche Wiege zu betten. Gerade dieses kindliche Verhältniß zu Gott halte ich für das wahre und fromme. Flüstere deine kindischen Wünsche dem Vater so viel du willst ins Ohr, bedenke nur, daß sie kindisch sind, und daß er alles am besten weiß, und daß das beste aller Gebete trotz allem immer ist: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“.

Alles dies mußte nothwendig gesagt werden, ehe wir zu dem kommen, was das wichtigste von allem ist. Die ganze Frage findet eine einfache, natürliche und befriedigende Lösung, wenn man sie im Lichte des Princips der Entwicklungslehre betrachtet. Welches ist dieses Princip? Folgendes: All die Myriaden Formen, Kräfte, Bewegungen und Arten des Lebens im Weltall sind nur die verschiedenen Offenbarungen des göttlichen Lebens, welches in der Welt lebt und sie ganz durchwirkt. Die Scheidewände zwischen natürlich und übernatürlich, kirchlich und weltlich sind niedergerissen. Alles ist Natur und alles ist göttlich. Gott ist ebenso gut in dem Gesetz der Schwerkraft wie in dem Sittengesetz „du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“. Die Sonne, die Winde, die Wolken, die Flüsse, die reisenden Felder, alle verkünden seinen geheimnißvollen Namen und enthüllen sein allgegenwärtiges Leben und seine Macht. Das Gesetz der sich entfaltenden Blume ist ebenso göttlich, wie es der Trieb zur Dankbarkeit oder zum Gebet ist. Es ist ebenso vernünftig und religiös zu erwarten, daß das Gebet der Schwerkraft weichen müsse, wie es ist zu erwarten, daß die Schwerkraft dem Gebet weichen müsse. Gott vernichtet nicht mit der einen Hand, was er mit der andern schafft. Die Natur ist nicht mehr — wofür man sie einst allgemein und jetzt noch gewöhnlich hält — ein Reich,

daß Gott feindlich gegenübersteht oder außerhalb Gottes besteht, in das er zu Zeiten kommt, um seinen Kräften entgegen zu handeln oder von seiner Macht zu befreien. Die Natur ist Gott bei der Arbeit, wie er seinen eignen weisen und vollkommenen Willen ausführt. Es ist also nicht vor auszusetzen, „daß die drängenden Bitten der Menschen ihn überreden könnten, seinen eignen Zwecken zuwider zu handeln oder seinem eignen weisen Werke Eintrag zu thun“. Es wird nicht nur einfach unvernünftig, sondern bezeugt einen Mangel an verständiger Frömmigkeit, wenn man es erwartet.

Vertrete ich nun die Meinung, daß der Mensch keine thätige Rolle inmitten der göttlichen Wirksamkeit der Welt übernehmen könne, daß er nur still zu sitzen hat und sich von den großen Kräften im Strome treiben lassen muß wie ein Blatt auf der Oberfläche eines Flusses? Nicht im Entferntesten. Das ganze Leben des Menschen in physischer, geistiger und religiöser Beziehung hängt gerade davon ab, wie viel und wie weise er sich in Gottes Wirken mischt und Resultate zu Stande bringt, die sonst nicht erreicht werden würden. Aber er muß dies verständig thun und den Gesetzen desjenigen Reiches gemäß, in welchem er Erfolg erwartet.

Um zu erklären, was ich meine: du kennst den praktischen Gebrauch meines Principis in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens ganz genau. Dabei setzt du deinen Verstand nicht hinten an. Wenn du ein Stück Stein oder Bauholz bewegen willst, bedienst du dich eines Hebebaums oder einer mechanischen Kraft, du denkst nie, du könntest es durch eine Schlußfolgerung, ein Gebet, einen Wunsch, den bloßen Willen von einem Platz zum andern bewegen, du begegnest mechanischer Kraft mit mechanischer Kraft. Wenn du dich bei einem Mann in Gunst setzen willst, denkst du nicht, du könntest sein Herz mit einer Brechstange öffnen oder mit Dynamit aufsprengen, du suchst das Gemüth durch Gefühl zu bewegen. Wenn du den Verstand eines Menschen von einer Lehre der Nationalökonomie zu überzeugen wünschst, wirfst du nie auf den Gedanken kommen, Electricität oder Dampf anzuwenden: du begegnest Logik mit Logik, Argument mit Argument, Beweis mit Gegenbeweis. Alles dies bedeutet nur, daß du die natürliche Ordnung der Dinge erkennst, welche lehrt, daß in jedem besonderen

Bereich des Lebens du suchen mußt Wirkungen hervorzurufen durch solche Ursachen, welche naturgemäß gerade in diesem Kreise wirken. Wenden wir dieses Princip nun auf unsern Gegenstand an.

Ein Mann wünscht auf einem bestimmten Felde eine vortheilhafte Weizenernte zu halten. Die Gesetze und Naturkräfte beim Ackerbau sind göttliche Gesetze, welche sich nie verändern. Der Mann muß also zusehen, daß sein Feld von Natur für den Weizenbau paßt. Dann muß er auf das Pflügen und Zurichten achten, auf die Beschaffenheit des Samens und die richtige Ausfaat. Auf diese Weise kann er seine Ernte für den gewöhnlichen Lauf der Dinge sichern. Dagegen hat das Gebet, als eine religiöse Macht, keinen Einfluß auf Sonnenschein oder Regen oder Frost oder auf irgend welche Gesetze des Ackerbaues. Und zu erwarten, daß er seine eigne Arbeit vernachlässigen, und sich dann durch Gebet vor dem Mißerfolg sichern oder seine Versäumniß wieder gut machen könne, ist einfach Gottlosigkeit. Das heißt erwarten, daß Gott einen Preis auf Faulheit, Unwissenheit und Vernachlässigung setzen werde — auf Früchte, welche der göttliche Säemann nicht gerne wachsen sieht. Durch die physischen Gesetze meines Körpers spricht Gott zu mir mit einer Stimme, die ebenso heilig und gebietend ist wie die, welche man auf dem Sinai gehört haben soll, und er sagt: „Gehorche diesen Gesetzen, und du wirst gesund sein und bleiben“. Unwissentlich oder wissentlich verstoße ich gegen dieselben, und ich bin krank. Dann sagt Gott mir noch: „Diese meine Gesetze bezeichnen dir den göttlichen Weg, der zur Gesundheit zurückführt“; aber ich vernachlässige sie noch immer, ich glaube Gottes eigne Vorschriften umgehen zu können und wieder gesund werden zu können durch einen Talisman des Aberglaubens, eine heilige Reliquie oder durch das Gebet eines unwissenden Schwärmer's. Das ist ebenso vermessend, gottlos und thöricht, wie es sein würde, wenn ich von dem Monument in Bunker Hill herunterspringen und dann zu Gott beten wollte, er möge die Schwerkraft aufheben und meinen Fall leicht machen; oder als ob ich ein Bündholz an ein Pulverfaß halten und dann Gott bitten wollte, eine Explosion zu verhüten. Die Gesetze der Gesundheit sind ebenso feststehend und gewiß und ebenso göttlich wie die des Pulvers oder der Schwerkraft. Moody lehrt, daß ein Prediger kein Recht hat sich um seine weltlichen Angelegen-

heiten zu bekümmern, und sagt, wenn er ein Faß Mehl brauche, so bäte er Gott darum, und es käme. Das ist alles sehr schön, so lange Mr. Farwell aus Chicago glaubt, Mr. Moody arbeite an einem guten Werk und bereit ist, ihn sowohl mit Geld wie mit Mehl zu unterstützen; aber es ist Unsinn zu glauben, das Gebet würde das Mehl herbeischaffen, wenn niemand Vertrauen zu der Nützlichkeit von Moody's Werk hätte. Ueberall in der Welt und zu allen Zeiten haben Männer, Frauen und Kinder gehungert und nach Brod geschrien und sind verhungert mit einem Gebet als letztem Athemzug. Ist Moody ein besonderer Liebling, daß nur seine Gebete erhört werden? Ein Mann möchte am Ufer eines reißenden Stromes eine Fabrik errichten. Kann er sie durch Gebete erbauen oder aus logischen Vernunftschlüssen oder Gemüthsbewegungen? Er kann sie nur erbauen mit Hülfe der Naturkräfte und in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen. Beim Bau des Dammes, der Errichtung der Mauern, der Einrichtung der Maschinen, der Anpassung der Räder an die Wasserkraft muß jeder Schritt in Erkenntniß der Naturgesetze und strengem Gehorsam gegen dieselben gethan werden; und der Erfolg wird sich nach den Kenntnissen und dem Gehorsam richten. Er fügt Gesetze und Kräfte zusammen und wendet sie an und bringt Resultate hervor, die sonst nie zu Stande gekommen wären. Der Mensch ist kein müßiger Zuschauer von Gottes Wirksamkeit in der Natur, oder, wenn er es wäre, so würde es keine Civilisation geben. Also „greift“ der Mensch ein in die Naturordnung und verändert sie wesentlich, aber soweit er dabei Erfolg hat, greift er in die Naturgesetze ein gemäß den Naturgesetzen. Er fügt zusammen, paßt an und gleicht aus und erzielt so seine Erfolge. Alle Kräfte, welche sich in einem Eisenbahnzuge oder dem atlantischen Kabel darstellen, sind natürliche, göttliche Kräfte; aber die Natur allein würde keins von beiden gemacht haben. Und doch übertritt der Mensch die Gesetze nicht, wenn er solche Dinge macht; er verbindet einfache Kräfte, um ein complicirtes Resultat zu erzielen.

Aber zu all diesen Dingen gelangt man durch Gehorsam gegen Gott in dem besonderen Kreise, in welchem man arbeitet. Gegen Mr. Frothingham hat sich ein Geschrei erhoben, weil er gesagt hat, daß der Volksbegriff vom Gebet unmoralisch sei, — aber mit

etwas Nachdenken: wird man einsehen, daß er Recht hat. Gottes Pläne in einem Lebensbezirk außer Acht lassen und erwarten den Folgen mit Hülfe von Einrichtungen eines andern Bezirks zu entgehen, ist nichts mehr und nichts weniger als zu erwarten, daß Gott eine Hand dazu brauchen werde dich aus der andern zu befreien. Die Menschen sagen eigentlich: „O Gott, ich will deinen Bedingungen zur Gesundheit nicht gehorchen, aber ich erwarte, daß du mich gesund machen wirst, wenn ich bete. Ich will dein Gesetz der Schwerekraft nicht beachten, aber du mußt mich vor dem Fallen und vor Verletzungen behüten. Ich werde deine Gesetze des Dampfes nicht berücksichtigen, aber ich hoffe, du wirst meine Dampfmaschine ebenso gut arbeiten lassen, als ob ich es thäte. Ich will mich nicht bemühen, die Gesetze des Gases kennen zu lernen, aber ich vertraue, daß du Dank meinen Gebeten mein Haus ebenso hell machen wirst wie das meines Nachbarn. Ich will den Gesetzen der Tragkraft der Baumaterialien keine Aufmerksamkeit schenken, aber ich bete, daß mein Magazin ebenso sicher und fest stehen möge als irgend eines in der Straße. Ich will deine Sittengesetze nicht halten, aber ich will so gut werden wie nur irgend jemand, dadurch daß ich bete, du mögest deine allgemeinen Regeln in meinem besonderen Falle aufheben“. Das ist genau das, was die gewöhnliche Vorstellung von dem Gebet denkt. Sie setzt einen Preis auf Trägheit und Unwissenheit, auf Unfähigkeit und Halsstarrigkeit. Wenn sie wahr wäre, so wäre weder Kenntniß, noch Arbeit; noch Erziehung, noch Kunst, noch Vorsicht, noch Achtsamkeit nothwendig. Im wahrsten und tiefsten Sinn des Wortes ist sie unmoralisch. Wenn sie logisch durchgeführt würde, so würde sie die Civilisation unmöglich machen. Was für einen Nutzen hat der Handel, wenn Gott jedem, der darum bittet, das Mehl vor die Thüre bringt? Mr. Moody müßte eigentlich noch einen Schritt weiter gehen und seiner Frau die Mühe des Haushalts ersparen, dadurch, daß er das Mehl gleich zu Brod backen läßt. Nach seiner Theorie genügte dafür ein Gebetsseufzer. Was nützen geschickte Aerzte, wenn das Gebet allein die Kranken heilen kann? Was nützen erfahrene Capitaine und geübte Matrosen und mehr noch die Versicherungsgesellschaften, wenn das Gebet immer eine gefahrlose Reise sichert?

Die natürlichen Bedingungen und Gesetze sind der gegenwärtige,

thätige, wirkende Gott. Der, welcher die Bedingungen kennt und ihnen gehorcht, wird Herr der göttlichen Allmacht. Die ganze Kraft der Gottheit hilft ihm.

Sollen wir aber gar nicht beten? Wenn du religiöses Leben in dir fühlst, so kannst du gar nicht anders als beten, so wenig wie eine Rose umhin kann ihren Duft auszuathmen. Das Kind sitzt doch nicht stumm bei Vater und Mutter, wiewohl es recht gut weiß, daß Liebe und Sorgfalt seiner Eltern ihm auch ohne seine Bitten gehören. Das Kindesherz sucht Ruhe und Liebe am Elternherzen, und es sagt selbstverständlich seine Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen und Wünsche ins Ohr der theilnehmenden Liebe; aber wenn das Kind verständig ist, erwartet es nicht, daß seine Wünsche über bessere und höhere den Sieg davon tragen.

Dennoch ist das Gebet eine wirkliche Lebensbedingung für unsern Charakter und unser Verhältniß zu Gott. Was thun wir denn, um die Bedingungen zu erfüllen, welche Gott in die Natur gelegt hat? Einfach dies: Wir unterwerfen uns ihnen und ändern kein einziges Gesetz und keine Kraft, wir kommen nur in neue Beziehungen zu ihnen. Die Schwerkraft wird mich fest auf den Füßen halten oder mich in einen Abgrund schleudern, je nach der Beziehung, in welcher ich zu ihr stehe. Wenn ich ihnen gehorche, helfen die Gesetze mir, wenn ich ihnen nicht gehorche, verletzen sie mich. So kann mich das Gebet in neue und höhere Beziehungen zu Gott setzen, so daß mein Charakter ganz verwandelt und sehr veredelt wird. Wenn ich in innigem herzlichen Gebet Gott suche, so erfülle ich die Bedingungen der religiösen Gesundheit und Kraft. Wenn ich meine Fensterladen nach Osten öffne, so wird die Morgen Sonne hereinscheinen. Sie wird auch ohne das scheinen, aber sie wird mir nicht gut thun, wenn ich nicht den Bedingungen ihres Scheinens gehorche. So wird auch, wenn ich die Fenster meiner Seele Gott öffne, das Licht seiner göttlichen Wahrheit und seines göttlichen Lebens hereinscheinen. In diesem geistigen Reich gelten Erkenntniß und Gehorsam den göttlichen Gesetzen und Bedingungen gegenüber genau dasselbe, wie in dem materiellen Reich. Es ist ein Gott und eine Ordnung in beiden. Erkenntniß und Arbeit sind im materiellen wie ein Gebet, und das Gebet ist im religiösen gleich Erkenntniß und Arbeit. „Ich will deshalb, daß alle Menschen überall beten“.

Denn wären Menschen besser wohl als Schafe,
 Die dumpf und blindlings nur sich nähren,
 Wenn sie die Hand zum Beten nie erheben
 Für sich und alle, denen sie befreundet?
 Denn unsre Erde ist an Gott gekettet
 Mit goldnem Band, ist seiner Füße Schemel.

Ob wir also im Reich der Natur oder in der Religion die Bitte aussprechen „Herr lehre uns beten“, immer lautet die Antwort, daß das Mittel für uns, Gott zu finden und seine Kräfte als Helfer auf unsere Seite zu bekommen, die Erkenntniß des göttlichen Willens, seiner Gesetze und Bedingungen und Gehorsam gegen dieselben ist, in welchem Bereich wir auch immer Erfolge hervorzubringen wünschen. So ist das höchste Gebet „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Gottes Wille ist die einzige Macht; und sie vollbringt unsere Absichten, wenn wir die Bedingungen erfüllt haben, so daß die göttlichen Kräfte in Kanäle fließen können, welche wir klug für sie ausgegraben haben:

Der Geist in meinem Herzen spricht:
 Wozu erst beten, daß Du, Gott,
 Mit Deiner Liebe suchest mich
 Da Du doch unaufhörlich suchst?

Und wartest nicht erst, bis ich selbst
 Den Schritt zu Dir nun lenke hin,
 Nein, kommst zu mir, so lang ich selbst
 In Dunkelheit des Herzens bin.

Drum bet ich nicht, weil mir's beliebt,
 Nein, weil ich muß, drum bete ich,
 Und Nichts enthält mein Beten sonst
 Als Gottvertraun und Dankbarkeit.

Und anders wünsch ich Dich mir nicht,
 Als wie Du ewig bist und warst.
 Sei, wie Du bist, dann weiß ich auch:
 Nichts trennet jemals Dich und mich.

IX.

Bibeln und die Bibel.

Die Kleidung, die Gebäude, die gemeinnützigen Einrichtungen, die Künste, der Handel, die Kirchengebräuche, das Ceremoniell, die Bücher, die allgemeinen Gewohnheiten und Gebräuche eines Volkes sind der natürliche Ausfluß und Ausdruck des Lebens eben dieses Volkes. So ändern sich auch alle diese Dinge, wenn das Volk sich ändert. Sie erheben sich, machen Fortschritte oder verfallen, wie das Volk sich erhebt, fortschreitet oder verfällt. Keins dieser Dinge kann also beständig eine besondere Form behalten, die Menschheit müßte denn auf ihrem Wege stocken und zu einem beständigen Stillstand kommen. Und da wir glauben, daß der Mensch auf dem Standpunkt der Thiere anfing und sich im Laufe der Zeit immer höher erhebt, so müssen wir auch glauben, daß keine der Lebensäußerungen in der Entwicklung des Menschen schon ihre Vollkommenheit erreicht hat. Die Kunst, die Architektur, die Literatur, die Staatskunst des Menschen im barbarischen Zustand sind durchaus barbarisch. So wie er sich entwickelt, entwickeln sie sich auch und nehmen neue Formen an. Und wenn wir nicht glauben, daß die Menschheit ihr Wachsthum vollendet habe und nie weiser, stärker und besser sein wird, müssen wir erwarten, daß all unser äußeres Leben, — welches wir unter dem Wort „Civilisation“ zusammenfassen — in Zukunft noch eine große Veränderung erfahren und sich reich und wunderbar gestalten wird, reicher und feiner, als wir jetzt ahnen; und wiewohl für unser gegenwärtiges Denken fremdartig, wird es dem zukünftigen Denken doch ganz vertraut sein. Aber diese ganze Verwandlung wird sich nach den Regeln des Wachsthums vollziehen; neu und fremd wird sie nur so sein, wie das Mannesalter einem Kinde neu und fremd ist.

Dieses Gesetz der Veränderung und des Wachstums, welches in allen andern Dingen zutrifft, gilt mit gleicher Kraft in Sachen der Religion. Die religiösen Gebräuche, Stiftungen und Bücher sind und müssen sein der natürliche Ausdruck des religiösen Denkens und der Bildungsstufe des betreffenden Volkes. Bei rauhen und wilden Völkern, wo die Kunst grotesk ist, und das ganze Leben einen barbarischen Zuschnitt hat, stimmen das religiöse Denken und die Religionsformen damit überein. Die Bildsäulen und Abbildungen der Götter sind roh, der Kultus ist grob, zuweilen obscön, immer roh und gemein; und die Hoffnungen und Befürchtungen finden ihren Ausdruck in rohen und materiellen Formen, die zu einem rohen und materiellen Volk passen. Wenn die Bildung sich entwickelt, wachsen diese Dinge — ein paar denkende Männer stehen immer an der Spitze der Menge — bis der Kultus prunkend und großartig wird, die Gözenbilder zu Meisterwerken der Kunst, und die Schriften zu den höchsten religiösen Idealen und Offenbarungen der Zeit werden.

Diese Vorgänge, welche wir als historische Wahrheit kennen, sind genau das, was die Entwicklungslehre fordert; denn sie lehrt, daß das ganze äußere Leben des Menschen nur die natürliche Entfaltung seines inneren Lebens sein müsse. Die religiösen Schriften der Völker, welche sie als Bibeln anzusehen gewohnt sind — als göttliche Offenbarungen — machen keine Ausnahme von dieser Regel. Sie sind ihrer Zeit die natürliche Frucht des religiösen Volkslebens gewesen. Daß sie nur selten erschienen und zu besonderen Zeiten des Aufschwungs oder der Veränderung, widerspricht ihrer natürlichen Entwicklung nicht mehr, wie die Thatfache, daß die Aloe nur einmal in hundert Jahren blüht, dieselbe aus der Kategorie der Pflanzen ausschließt. Zu sagen, daß heilige Bücher, wenn sie aus menschlicher Entwicklung natürlich entstanden sind, häufiger vorkommen und beständig vor unseren Augen entstehen müßten, ist nicht folgerichtiger, als wenn man sagen wollte, da Shakspeare nicht wunderbar gewesen sei, müßten wir erwarten in jedem Landstädtchen einen Shakspeare zu finden.

Die rohesten Religionen haben keine Bibeln, gerade wie die rohesten Völker keine Literatur haben. Jedes Volk, welches zu solcher Bildung gelangt ist, daß es eine Literatur hat, hat auch seine heilige

Literatur oder Bibel, — die eine als den natürlichen Ausdruck seines religiösen Lebens, wie die andere der natürliche Ausdruck seines geistigen Lebens ist. So haben die Chinesen die Schriften des Confucius, die Hindus die Vedas und die brahmanischen Schriften, die Buddhisten die Werke ihres Meisters, die Perser den Zendavesta, die klassischen Völker ihre Hymnen und Orakelsprüche, die nordischen Völker ihre Eddas, die Hebräer ihre Gesetze, Propheten und Psalmen, die Christen ihre Evangelien und Episteln, die Anhänger des Joe Smith das Buch des Mormon, die Neue Kirche die Schriften Swedenborgs und die Spiritisten die Bücher von Andrew Jackson Davis und ein Heer anderer. Ein Umstand, das bitte ich zu bemerken, ist ihnen allen gemein. Mögen sie edel oder unedel, weise oder unweise, inspirirt oder nicht inspirirt sein, all diese verschiedenartigen Schriften tragen den Stempel ihrer Rationalität und ihrer Zeit. Sie alle sind die natürliche und nothwendige Frucht des religiösen Gedankens und Lebens, der Hoffnungen, Befürchtungen und des Strebens ihrer Zeit. Sie theilen die Unwissenheit, die Beschränktheit und die Vorurtheile ihrer Zeit. Nicht eine einzige von ihnen verräth irgend welche wirkliche Erkenntniß, welche höher wäre, als das Hochwasserzeichen ihrer Epoche. Das bedeutet einfach, daß sie Gewächse der Erde waren und nicht exotische Gewächse, die aus dem Himmel stammen.

Noch auf eins möchte ich aufmerksam machen, das bei allen zutrifft. Keine einzige von ihnen ist unter den Menschen mit einer solchen Beglaubigung für ihre Offenbarung erschienen, daß sie vom Anfang an ihren Platz als das „Wort Gottes“ eingenommen hätte. Die Heiligkeit, welche ihnen zugeschrieben wird, ist allmählich entstanden, und die Ehrfurcht, welche sie umgiebt, ist hauptsächlich ein Heiligenschein, der von ihrem Alter herkommt. Paulus wurde von den meisten seiner Mitschriften persönlich verachtet, und seine Briefe wurden verworfen und geschmäht. Erst nachdem Jahrhunderte vergangen sind, haben Bücher Heiligkeit erlangt. Wenn die irdische Urheberchaft in dunkle Ferne gerückt ist, wird Anspruch auf himmlischen Ursprung vorgebracht und betont. Es scheint richtig zu sein, daß die Leute desto fester an eine religiöse Behauptung glauben, je weniger sie darüber wissen.

Und noch eine andere Gewohnheit der Menschen müssen wir

hervorheben. Wenn sie einmal so weit gekommen sind, an die Heiligkeit eines Dinges zu glauben, werden sie nicht davon abgehen, selbst nicht zu Gunsten von etwas handgreiflich Besserem — als ob es einen stärkeren Beweis der göttlichen Urheberschaft eines Dinges geben könnte, als seine Wahrheit, Schönheit und Nützlichkeit. Man nehme nur ein schlagendes Beispiel dafür: In den ältesten Zeiten war der Gebrauch der Metalle unbekannt. Der Priester brauchte damals ein Steinmesser beim Opfer, aus dem sehr triftigen Grunde, weil ein Steinmesser alles und das beste war, was er hatte. Durch den Gebrauch wurde das Steinmesser geheiligt. Als nun Metallmesser erfunden wurden, wagte man sie nicht zu benutzen, und man blieb bei den schlechteren, weil sie alt und geheiligt waren. Sind wir viel weiser oder verständiger in der Religion? Weil die Bibel die Sklaverei billigte, haben tausende sie vertheidigt und für sie gekämpft. Obgleich sie offenbar unmenschlich ist, dachte man, weil sie in der Bibel stünde, müsse sie geheiligt sein. Und heutzutage kann man über die Frage der Sonntags- und Feiertagsheiligung nicht reden mit Gründen der Nützlichkeit und Angemessenheit, weil das religiöse Vorurtheil im Wege steht. Auf diese Weise müssen alle Angelegenheiten nicht vor den Richterstuhl der Vernunft, des Gefühls, der Erfahrung, der Nützlichkeit gebracht werden, sondern müssen vor das (Bibel-)Buch kommen. Und doch schrieben die Schreiber dieses Buches zu andern Zeiten und für andere Völker und mit weniger menschlicher Kenntniß und Erfahrung, als tausende sie heute besitzen. Was Buddha und Zoroaster, Confucius und Moses und Paulus lehrten und sagten, ist heute noch von bindender Kraft, — wenn es richtig ist; aber ihre Irrthümer und Beschränktheiten sollten uns nicht einfach deshalb binden, weil sie in heiligen Büchern stehen und kanonisch genannt werden.

Alles dies wird von jedermann und in jedem Volke zugegeben werden in Bezug auf jede andere Bibel außer ihrer eignen. Die praktische Frage ist für uns also festzustellen, ob unsere Bibel eine Ausnahme ist. Die Befenner aller Religionen betrachten ihre eigene Bibel als eine göttliche Offenbarung und verwerfen alle anderen. Sie wissen, daß die ihrige wahr ist, und sie wissen, daß alle andern es nicht sind. Wie steht es nun mit unserer Bibel?

Die gewöhnliche Behauptung der Kirche, daß die Bibel ist und

sein muß der höchste Gerichtshof letzter Instanz und die Grenze der menschlichen Vernunft, beruht auf jener anderen, daß die Bibel inspirirt und also unfehlbar ist. Die Grundlage dieser letzteren Behauptung ist das, was wir zu untersuchen haben.

Als Proben der gewöhnlichen Beweisführung und des Gebrauchs von Textstellen als Beweise wollen wir die beiden Hauptstellen anführen, welche den gewöhnlichen Glauben stützen sollen. In der 2. Epistel Petri 1, 21 liest man: „Denn noch nie ist eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern heilige Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist“. Drei Bedenken nehmen dieser Stelle allen Werth als Beweis. Erstens sind die Worte „Weissagung“ und „heilige Menschen“ unbestimmt: sie decken sich nicht mit besondern Menschen oder Büchern mit solcher Bestimmtheit, daß wir genau wissen können, was gemeint ist. Zweitens ist es mehr als fraglich, ob Petrus der Verfasser des zweiten Briefes ist, welcher seinen Namen trägt. Drittens wenn es auch fest stände, daß Petrus ihn geschrieben hat, bleibt doch noch der Beweis zu führen, daß er mehr ist, als des fehlbaren Petrus fehlbare Meinung. Die andere Stelle findet sich in der zweiten Epistel an Timotheus 3, 16: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben und ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“. Diese Stelle, längst vor der Zusammenstellung des neuen Testaments geschrieben, bezieht sich natürlich nur auf die älteren Schriften. Aber überdies ist auch die gegenwärtige Uebersetzung unrichtig. Bischof Ellicot, eine Hauptautorität der Kirche in England, liest: „Alle Schrift, eingegeben von Gott, ist nütze u. s. w.“ Man wird bemerken, daß dies die Hauptfrage ganz ungelöst läßt, welche Schrift von Gott eingegeben ist. Wir müssen uns unser Urtheil also nach andern Quellen bilden, als nach einzelnen Schriftstellern.

Bei Besprechungen dieses Gegenstandes verliert man oft einen wesentlichen Unterschied aus den Augen. Ich meine den Unterschied zwischen Inspiration und Unfehlbarkeit. Wenn man beweist, daß ein Buch unfehlbar wahr ist, so beweist man damit nicht, daß es inspirirt sei im gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks, wie er in den Kirchen gebraucht wird; und wenn man auf der andern Seite beweist, daß ein Buch inspirirt ist, so stellt man es damit nicht

nothwendig als frei von Irrthum dar; da aber die beiden Dinge so oft verwechselt oder gemeinschaftlich behauptet werden, muß eine klare Ansicht über dies Thema beide berücksichtigen. Wie steht also die Sache in Bezug auf biblische Unfehlbarkeit?

Fürs erste ist es eine Thatsache, welche ernste Aufmerksamkeit verdient, daß die Bibel nirgends Anspruch auf Unfehlbarkeit erhebt. Wir haben schon gesehen, wie wenig die stärksten Stellen dieser Art, welche man finden kann, eine so erzwungene Auslegung vortragen können; und als ein schönes Beispiel des Styles und der wahren Ansprüche der Schreiber können wir die einleitenden Worte des Evangeliums des Lucas betrachten. Hier sagt er, daß, da Andere ihre Erzählungen von dem Leben und den Reden des Herrn niederschrieben, „habe ich es auch für gut angesehen, nachdem ich alles von Anbeginn erkundet habe, daß ich es zu Dir, mein guter Theophilus, mit Fleiß ordentlich schriebe“; und ein „orthodoxer“ Ausleger bemerkt dazu, daß trotz „der Inspiration doch jede nur irgend brauchbare historische Nachricht benutzt werden mußte“. Lucas aber sagt nur, daß es ihm gut erschienen habe sein Evangelium zu schreiben, weil er alles erkundet habe.

Und — was nicht der Fall ist — selbst wenn irgend ein Schriftsteller behaupten sollte, unfehlbar zu sein und diese Behauptung beweisen würde, so würde seine Unfehlbarkeit keine Bürgschaft für die Unfehlbarkeit von irgend jemand anders sein; denn es liegt kein Grund vor, als der des Buchbinders oder die einfache Bequemlichkeit, warum alle Bücher der Bibel in einem Bande vereinigt sind. Was darum einer sagt, muß sich nicht nothwendig bei einem andern bestätigt finden oder seine Meinung aussprechen.

Welches sind denn die wahren Thatsachen in Bezug auf die Bibel als Buch? Die verschiedenen Bücher wurden von verschiedenen Verfassern verschiedener Nationalität ausgearbeitet, und in so weit aus einander liegenden Perioden, daß die Zeit ihres Schreibens einen Zeitraum von fünfzehnhundert Jahren umfaßt. Von einigen derselben weiß niemand, wann, wo und von wem sie verfaßt wurden, oder wie sie zu ihrem jetzigen Platz und ihrer jetzigen Form gekommen sind. Bei andern herrscht über den Verfasser, wenn auch nicht ganz so tiefes Dunkel, so doch Zweifel; und das nicht bei gewissen unwichtigen, sondern bei den wirklichen Hauptbüchern des

neuen Testaments. Der Verfasser des Evangeliums Johannis ist noch nicht bestimmt bekannt, und ebenso wenig weiß man, ob wir eins der Evangelien in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen.

Und dann, selbst wenn wir wüßten, wer sie alle schrieb, und wo und wann, haben wir durchaus keine Bürgschaft, daß sie uns mit solcher textmäßigen Genauigkeit überliefert worden sind, daß irgend ein Bischof oder eine Kirche gerechtfertigt erschiene auf Grund des gegenwärtigen Wortlautes Urtheile zu fällen. Wir haben nur moderne Copien von Büchern, welche zwei oder drei tausend Jahre alt sind. Sie gingen Generationen hindurch durch die Hände vieler Personen oder Corporationen, ehe sie so gesammelt wurden, wie wir sie jetzt haben. Beim Abschreiben wurden sie mit Absicht oder aus Versehen verändert, — zuweilen gilt das, wie wir wissen, von ganzen Absätzen, von vielen andern wissen wir es nur nicht. In keinem einzigen Fall haben wir ein Originalmanuscript. Das älteste, das wir besitzen, wurde zu einer Zeit geschrieben, die weiter von Christus entfernt war, als wir jetzt von Shakespeare. Und wenn man an die Streitigkeiten der Ausleger über den Text dieses großen Bühnendichters denkt — und das in dem Zeitalter der Buchdruckerkunst — und sich erinnert, daß selbst seine Persönlichkeit in Frage gestellt wurde, kann man ungefähr beurtheilen, wie viel Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß wir der bloßen Worte der Bibel so sicher sein können, daß wir das Recht hätten, sie als Werkzeuge des Hasses und Streites, und sogar der gegenwärtigen und zukünftigen Verdammniß unserer Brüder zu gebrauchen.

Aber selbst wenn wir alles über die einzelnen Bücher wüßten und sicher wären, daß wir genaue Copien hätten, wissen wir immer noch nicht mit Bestimmtheit, was zur Bibel gehört und was nicht. Ich meine damit, daß der Kanon selbst noch niemals endgültig festgestellt ist, sogar nicht von der Kirche selbst. Das tridentiner Concil und die ganze römische Kirche bis zum heutigen Tage erklären nicht nur die ganzen Apocryphen für kanonisch, sondern thun Alle in den Bann, welche anderer Meinung sind. Die ganze protestantische Welt verwirft das. Und die größten Gelehrten der Kirche sind noch uneinig über die Briefe an die Hebräer, des Jacobus und des Judas, die zweite Epistel Petri, den zweiten und dritten Brief Johannis und die Offenbarung.

Wenn es also auch unfehlbare Bücher gäbe, aus denen man eine unfehlbare Bibel zusammenstellen könnte, und wenn diese unfehlbar bewahrt und uns überliefert worden wären, so wären wir doch noch unsicher und in Verlegenheit, wenn wir nicht auch einen unfehlbaren Katalog hätten, um uns zu sagen, welches dieselben sind. Wenn wir vor zwei oder drei Wegweisern stehen, von denen der eine unfehlbar richtig ist und die andern nicht richtig sind, so nützt uns das wenig, wenn uns nicht jemand sagen kann, welches der richtige ist. Und wenn „Worte“ so wichtig sind, wie kommt es denn, daß die Schriftsteller des neuen Testaments das alte so nachlässig und ungenau citiren? An einer Stelle folgen sie der Septuaginta, wo ihre Uebersetzung aus dem ursprünglichen Hebräischen gründlich falsch ist und sogar den Sinn umkehrt; und nicht nur dies ist so, sondern es finden sich in der Bibel handgreifliche Irrthümer, Ungereimtheiten und Widersprüche, die aufzudecken niemand in den Sinn kommen würde, wäre es nicht wegen der drängenden Nothwendigkeit specieller Beweisführung. Nicht nur ist es zugestandenermaßen unmöglich, die Genesis — ich sage nicht Moses, weil es äußerst zweifelhaft ist, ob Moses den Pentateuch schrieb — mit den Worten von Gottes großem Buch der Natur zu vereinigen, von dem wir wissen, daß er es schrieb, sondern selbst die Schriftsteller des neuen Testaments stimmen nicht immer überein und waren in manchen Fällen ganz gewiß im Irrthum. Die Zeit fehlt mir, um einzeln bei den Widersprüchen der Evangelisten zu verweilen, in Bezug auf die Geburt Jesu, die Dauer seines Amtes, das Datum des Abendmahls und der Kreuzigung und der Ereignisse, welche mit seiner Auferstehung verknüpft waren. In Bezug auf diese begnüge ich mich im allgemeinen zu constatiren, daß sie nie mit Erfolg in Uebereinstimmung gebracht worden sind. Ich möchte jedoch die Sache durch zwei oder drei Beispiele erläutern.

In erster Linie verweise ich auf die Genealogie Jesu im Matthäus und Lukas im Vergleich mit einander und mit den Erzählungen des alten Testaments. Das Register des Matthäus ist nicht richtig: es ist in keinem Sinne die Genealogie Jesu, wenn er nicht der leibliche Sohn des Joseph ist; und es ist gänzlich unvereinbar mit dem Register des Lukas oder dem der Chronika.

Es sieht verdächtig aus, wenn man findet, daß das Geschlechtsregister in drei vollkommen gleiche Theile getheilt ist, und es erweist sich als gänzlich unhaltbar, wenn wir bemerken, daß diese gleiche Theilung durch Veränderungen und Auslassungen bewirkt worden ist. Die Sache wird noch durch die Entdeckung bestätigt, daß während Matthäus nur sechsundzwanzig Generationen zwischen David und Joseph angibt, Lukas deren einundvierzig aufzählt; und dann enthalten sowohl des Matthäus wie des Lukas Tafeln die Genealogie Josephs, was den Kernpunkt überhaupt ausläßt, wenn Jesus nicht der Sohn Josephs ist.

Zweitens führen die Evangelisten das alte Testament nicht nur ungenau an, sondern sie führen Worte als Prophezeiungen Christi an, welche überhaupt gar keinen Bezug auf ihn haben. An einer Stelle wird ein Ausspruch des Zacharias dem Jeremias zugeschrieben, und an einer anderen werden Worte unverhohlen eingeführt, welche sich weder im alten Testament noch irgendwo sonst finden.

Ferner erinnere man sich der langen Rede, welche Jesus in den Mund gelegt wird über die Zerstörung Jerusalems und das „Ende der Welt“. Falsche Messiasse und große Kriege sollten dem Fall der Stadt vorangehen. Wir wissen aus der Geschichte, daß sich nichts derartiges ereignete. Christus sollte in den Wolken des Himmels wiederkehren unmittelbar nach ihrem Untergang, und ehe die damalige Generation ausgestorben war. Er kam aber nicht.

Paulus irrte sich in demselben Punkt. Er lehrt ausdrücklich 1. Thess. IV, daß Christus kommen und die Todten auferwecken, und sein messianisches Königreich aufrichten werde, ehe „wir, die wir leben“, gestorben sind.

Ferner wurde diese Lehre, daß die Bibel unfehlbar sei und nicht von einzelnen Forschern angerührt, kritisiert und gerichtet werden dürfe, nicht vor dem sechszehnten Jahrhundert mit Entschiedenheit behauptet. Luther brauchte ein unfehlbares Buch als Gegensatz zu dem unfehlbaren Rom und behauptete deshalb eins zu haben, und während er das „Recht des persönlichen Urtheils“ behauptete, wenn es gegen den Papst ging, zögerte er nicht, dasselbe Recht zu bestreiten selbst bis zur Verfolgung durch die Staatsgewalt, wenn es gegen Luther ging.

Ferner waren Petrus und Paulus in erbittertem Kampf mit

einander über die Frage, ob die Heiden in die christliche Kirche aufgenommen werden sollten. Müßten wir nun annehmen, daß sie sofort unfehlbar wurden, so wie sie eine Feder in die Hand nahmen, während sie beim Sprechen und Handeln über die ernstesten Dinge im Irrthum waren, und während sie in die Enge getrieben sogar der Heuchelei und Falschheit fähig waren? Und wiederum war Judas in seinem Briefe fehlbar genug, das apokryphische Buch des Henoch anzuführen, das erst kurz vor seiner Zeit geschrieben worden war, und sich dabei einzubilden, daß er die Worte des „wirklichen Patriarchen“ citire, „des siebenten nach Adam“, welcher von Gott in den Himmel entrückt war.

„Aber wenn die Bibel nicht unfehlbar ist“, sagen Manche, „wie sollen wir uns einen unfehlbaren Führer verschaffen? Wir müssen einen unfehlbaren Führer haben“.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß diese Art der Schlußfolgerung ungeheuer häufig, wenn auch nicht ebenso logisch und ehrlich ist. Solche Argumente — und Bücher und Kanzeln wimmeln von ihnen — sind nur ein Appell an die Leidenschaft und das Vorurtheil, welcher nicht nöthig sein würde, wenn nicht ein trauriger Mangel an Thatfachen ihn forderte. Man vergeße eins nie: die Folgerungen aus einer Thatfache können diese selbst niemals umstoßen; und daß du einer Sache bedarfst, ist noch kein genügender Grund, sie für richtig zu halten. Gesezt, du hieltest dich zweihunderttausend Mark werth und fändest beim Erwachen, daß du keinen Pfennig besitzest. „Das kann nicht sein! Ich muß Geld haben! Ich hasse den Mann, welcher die Nachricht brachte!“ Diese und ähnliche Ausdrücke würden deinem Bankguthaben schwerlich etwas hinzufügen. Es ist gut, es ist ehrlich und wird sich schließlich belohnen, wenn es auch zur Zeit schmerzlich ist, die volle Wahrheit zu ergründen und ihr ins Auge zu schauen.

Aber was sage ich da, daß es schmerzlich sei, solchen Thatfachen ins Auge zu schauen? In gewissem Sinne ist es schmerzlich, einen alten lieb gewordenen Glauben aufzugeben. Es ist nicht erfreulich, zu entdecken, daß der Felsen, an welchem du deinen Anker ausgeworfen hast, nur ein Eisblock ist und zerfließt wie ein solcher. Ist es doch ein solcher Trost, wenn man fühlt, daß man eine unveränderliche Richtschnur hat, auf die man sich verlassen kann.

Dazu habe ich zweierlei zu bemerken: Erstens ist das ganze Gerede von einer feststehenden Richtschnur in der Bibel außer dem letzten Beschluß der Kirche von Rom eine reine Illusion. Es giebt kaum eine Stelle über die christliche Lehre in der Bibel, über welche die „orthodoxe“ Christenheit übereinstimmt. Es ist schwerlich befriedigend für jemand, der die volle Wahrheit sucht, ein halbes Duzend Doctoren der Theologie über einen Text sprechen zu hören, von denen jeder die einzig richtige Auslegung desselben übernimmt und die andern fünf verdammt. Wenn man sie vermittelft der zu einer Secte gehörigen Ausleger betrachtet, so nehmen die verschiedenen Lehren ebenso viele verschiedene Gestalten an, wie die Wolke im Hamlet: —

Hamlet: Siehst du jene Wolke, welche beinahe die Gestalt eines Rameeles hat?

Polonius: Beim Himmel, sie ist wirklich wie ein Rameel.

Hamlet: Mir dünkt, sie ist wie ein Wiesel.

Polonius: Sie hat einen Rücken, wie ein Wiesel.

Hamlet: Oder wie ein Walfisch.

Polonius: Sehr einem Walfisch ähnlich.

Dieses ganze Gerede von einer unfehlbaren Richtschnur ist bedeutungslos und betrügerisch, wenn man nicht, wie die Katholiken es beanspruchen, einen unfehlbaren Ausleger hat.

Und die zweite Bemerkung lautet: Weit entfernt es schmerzlich zu empfinden, die Lehre der biblischen Unfehlbarkeit aufgeben zu müssen, zögere ich nicht zu sagen, daß jeder, so weit er von dem Geist und der Liebe Christi erfüllt ist und zu gleicher Zeit die streitigen Punkte verständig begreift, sich freuen wird, sie aufgeben zu können und den kleinen Trost, welcher in dem Gedanken liegen mag, daß er einen unfehlbaren Führer hat, wird er gern einer größeren und besseren Erkenntniß opfern. Weit entfernt davon, daß die „orthodoxen“ Schriftsteller und Prediger zu rechtfertigen sind, wenn sie sagen, daß diejenigen, welche die Unfehlbarkeit der Bibel in Frage stellen, die Hoffnung der Menschen untergraben, muß man auf der andern Seite vielmehr zugeben, daß selbst der nackte und baare Materialismus noch ein edleres, gerechteres und glücklicheres Bild des menschlichen Lebens und menschlicher Bestimmung giebt als die „Orthodoxie“. Der, in dessen Herzen etwas von der Liebe,

Ehrfurcht und der Selbstverleugnung Christi lebt, würde sich lieber an der Gabe seines kurzen Lebens unter der Sonne genügen lassen und dann beim Ende desselben in die Dunkelheit, das Schweigen und in das Nichts versinken, als eifrig nach der Gabe der Unsterblichkeit zu greifen, wenn er die schreckliche Thatsache nie endenden Kummer und nie endender Wehklagen einer einzigen menschlichen Seele mit in den Kauf nehmen müßte. Ich sage nicht, daß unsere Gefühle oder Wünsche auf die Entscheidung der Frage selbst irgend einen Einfluß haben sollen: ich spreche nur davon, ob eine oder die andere Ansicht das Recht hat, der andern den Vorwurf zu machen, sie lehre eine schreckliche und hoffnungslose Lehre. Ich würde lieber sterben wie ein Thier und nichts von einem Wiedererwachen wissen, als selbstüchtig einen Himmel wählen, während eine einzige Seele in endlosen Qualen schmachtet, sei es selbst an den äußersten Grenzen der Schöpfung; und ich beneide den Mann nicht um seine christliche Liebe, welcher nicht auf seine Unsterblichkeit zu Gunsten der Abschaffung der Hölle verzichten würde.

Habe ich also nicht Recht wenn ich sage, daß die „orthodoxe“ Hoffnung auf den Himmel verbunden mit einer ewigen Hölle schrecklicher ist als die materialistische Hoffnung, welche, obgleich sie keinen Himmel enthält, doch auch eine Hölle ausschließt?

Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Bibel ist eins der größten Uebel unseres Christenthums und unserer Civilisation. Er verdreht den Charakter Gottes und läßt ihn kindisch, parteiisch, despotisch und schrecklich erscheinen. Er stellt die menschliche Natur und Bestimmung falsch dar und verlästert sie. Er verkehrt sittliche Begriffe, hemmt den Fortschritt und hindert die Civilisation. Er macht die Kirchen anstatt zu Reformern und Unterdrückern des Bösen zu sectirerischen und eifersüchtigen Rotten, die in beständigen Kämpfen begriffen sind. Er macht sie zu Dogmenfabrikanten, Räthselaufgebern und zu Freunden chinesischer Geduldspiele. Kurz, nichts werthvolles wird verloren gehen, wenn die Einbildung der Unfehlbarkeit aufgegeben wird, und viele und betrübende Uebel werden abgeschüttelt werden.

So viel von der Unfehlbarkeit. Ich habe dabei verweilt wegen ihrer Wichtigkeit und wegen der Unwissenheit und des Vorurtheils, welche darüber herrschen. Ich werde den zweiten Theil meines Gegenstandes so kurz wie möglich abschließen, obgleich ich ihn nicht

durch Uebereilung vernachlässigen möchte. Wenden wir uns also zu der Inspiration.

Sie ist, wie ich schon gesagt habe, etwas von der Unfehlbarkeit durchaus Verschiedenes. Die Schreiber der Bibel nehmen die Inspiration für sich selbst in Anspruch, — d. h. sie behaupten, daß sie unter göttlicher Leitung und göttlichem Einfluß sprechen und handeln.

Ob wir fortfahren diese Behauptung zu untersuchen und zu erklären, wollen wir einen Blick auf die verschiedenen Theorien der Inspiration werfen, welche geherrscht haben. Dabei werden wir finden, daß wir auf manche von ihnen schon beiläufig eingegangen sind, und so werden wir unsern Weg bahnen und sehen, welchen Pfad wir einzuschlagen haben.

Zuerst war die sogenannte buchstäbliche Theorie die vorherrschende, von der Reformationszeit an bis vor vierzig oder fünfzig Jahren. Diese lehrte, daß jedes Wort der Bibel dem Geist des Menschen direkt von Gott eingegeben worden sei und zwar so, als ob Gott die Hand des Schreibers erfaßt und seine Feder geführt hätte. Der alte Dr. Owen, ein hervorragender puritanischer Geistlicher und Ausleger, behauptete, daß sogar die Punkte und Accente des hebräischen Urtextes, — von denen wir jetzt wissen, daß sie der Bequemlichkeit halber lange nach Christi Zeit erfunden wurden — göttliche Eingebung seien. Und da diese masoretischen Punkte, wie man sie nannte, an Stelle von Vokalen der hebräischen Sprache standen, und da die Verschiedenheit eines Punktes oder Vokales ein Wort verändern konnte, so behauptete er richtig, daß er der Bedeutung der Worte nicht gewiß sei, wenn jene nicht eingegeben wären. Owen's Nachfolger haben sich gezwungen gesehen, seine Voraussetzungen zu verwerfen, aber trotzdem klammern sie sich noch unlogischer Weise an seine Schlußfolgerungen, so weit sie die Unfehlbarkeit betreffen. Aber da, soviel ich weiß, jetzt niemand mehr die buchstäbliche Eingebung verkündigt, brauchen wir derselben keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die auf diese folgende Theorie, die „orthodoxe“ der Gegenwart, wird die Plenar-Inspiration genannt. Sie entlehnt ihren Namen von dem Lateinischen plenus, welches völlig, vollständig bedeutet. Sie lehrt, daß die Schreiber der Bibel so inspirirt waren, daß sie

völlig, vollständig in den Besitz der Wahrheit kamen und dadurch im Stande waren ohne jeglichen Irrthum zu lehren.

Diese Theorie ist schon von denselben Argumenten und That-
sachen widerlegt worden, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit
widerlegten; denn, wenn sich irgend welche Fehler oder falsche
Lehren in der Bibel finden, so beweist das natürlich, daß die
Schreiber nicht im Besitz der vollständigen Inspiration waren.

Dann bleibt noch eine Theorie übrig, welche man vielleicht mit
einiger Berechtigung die liberale nennen könnte. Diese Theorie lehrt,
daß jede Seele, — welche nach dem Bilde Gottes gemacht und so
der Gemeinschaft mit ihm fähig ist — der göttlichen Eingebung ge-
öffnet ist und dieselbe in bestimmtem Maße empfängt, ebenso wie
jeder Meerbusen, jede Bucht, jeder Einschnitt, jede Untiefe und jede
Krümmung am Meeresufer dem Einströmen der Fluth geöffnet ist.
Aber die menschliche Fähigkeit, diese Inspiration in sich aufzunehmen,
ist durch die Gemüthsbeschaffenheit und den Charakter bedingt und
danach bemessen, so daß, wie an der Meeresküste die Oeffnungen
für die See sich von Meerbusen bis zu seichten Stellen abstufen,
die Fähigkeiten der menschlichen Seelen Abstufungen zeigen, welche
von dem unmerklichen Trieb und der Erhebung eines gewöhnlichen
Menschen im gewöhnlichen täglichen Leben bis zu der erhabenen
religiösen Erkenntniß eines Paulus reichen. Und die Hoffnung winkt
uns, daß wir durch treues Festhalten an dem, was wir haben, zu
einer stetig wachsenden Fähigkeit uns emporarbeiten können, nach
dem Grundsatz „wer da hat, dem wird gegeben“, so daß wir allmählich
unter einem ganzen Himmel voll Licht wandeln werden und die
Schrift des Gesetzes so vollkommen in unsern Herzen werden lesen
können, daß wir uns selbst ein Gesetz sein werden. Vielleicht brauche
ich kaum zu sagen, daß dies mein eigener Glaube ist.

Ghe wir zur Besprechung seiner Angemessenheit oder seines
Werthes übergehen, möchte ich andeuten, was mir seine vernünftige
wissenschaftliche Grundlage zu sein scheint. Wie groß auch die Ver-
wüstung gewesen ist, welche die Wissenschaft unter den Formeln und
Stützen der Theologie angerichtet hat, so hat sie doch durch ihren
hervorragendsten Vertreter Herbert Spencer dem Ausdruck gegeben,
was nach ihrem Bekenntniß nicht nur die ewige Grundlage für die
Wissenschaft, sondern auch für die Religion sein muß. Er zeigt

uns, wie alle Dinge zurücklaufen und hinabreichen auf eine zu Grunde liegende unveränderliche und doch unerklärliche Kraft und ein ebensolches Leben. Dieses Leben oder diese Kraft mag die Wissenschaft so oder so nennen. Ein Name kann sie nicht vernichten, und wir wollen sie Gott nennen. Dieses Leben und diese Kraft Gottes ist die einzig mögliche Erklärung aller Dinge. Wie wächst das Gras? Die Wissenschaft antwortet: „Natur, Kraft“; die Religion antwortet: „Gott“. Woher kamen die Sterne am Himmel, und wie kommt ihr Licht zu uns? Die Wissenschaft sagt abermals: „Natur, Kraft“; und die Religion antwortet wieder: „Gott“. Wie kam der Mensch zum Leben, und woher seine Fähigkeiten des Denkens und der Liebe? Nochmals wiederholt die Wissenschaft: „Natur, Kraft“; und nochmals sagt die Religion „Gott“.

Dieser unsichtbare und unbegreifliche Gott, welchen sowohl die Bibel wie Spencer lehrt, ist das Leben alles dessen, was lebt, und die bewegende Kraft alles dessen, was sich bewegt. Jeder gute und heilige Gedanke, jede edle That, jedes hochherzige Streben kommt von Gott und durch Gott, soweit er durch die Menschheit wirkt; denn ohne ihn können wir nichts thun. Er wohnt in uns, sowohl zum Wollen, wie zum Vollbringen. „In ihm leben, weben und sind wir.“ Das ist nichts mehr und nichts weniger als die Lehre von der Immanenz Gottes im Weltall und im Menschen, — alle Dinge von Gott, durch Gott und zu Gott.

Die Inspiration ist also etwas Natürliches für die menschliche Seele, ihr Grad wird durch den Charakter und die Fähigkeit bestimmt, und sie ist nicht auf die Lehren der formellen religiösen Wahrheit beschränkt. Selbst das alte Testament lehrt, daß gewisse Menschen von Gott inspirirt waren, Arbeiten in Leinen, Erz, Cedernholz und Gold zu verfertigen. Warum können also nicht Shakspeare, Michel Angelo, Sokrates und Epictetus ebenso gut den Anspruch erheben durch Gottes Inspiration zu denken und zu arbeiten? Wir wollen sehen. Alle Wahrheit, von welcher Art oder welchem Grade sie auch sein mag, kommt von Gott. Alles Licht stammt von der Sonne. Mag es nun von einem Monde oder Planeten scheinen, mag es durch einen Bach oder einen Spiegel zurückgeworfen werden; mag es sich als ein gebrochener Strahl in eine Kerkerzelle verirren; mag es im Gaslicht flimmern oder in den

Kohlen unseres abendlichen Feuers glühen, — alles Licht ist auf die eine oder die andere Weise nichts als Sonnenlicht. Ebenso mag eine Wahrheit nun in der Bibel oder der Wissenschaft, im Christenthum oder Heidenthum, an den Ufern des Jordan oder des Ganges sich offenbaren, wo sie auch gefunden wird, und auf welchem Wege sie auch zu uns kommt, da sie wahr ist, muß sie von Gott sein.

Die Bibel enthält also, obgleich sie in keinem ausschließlichen Sinne das Wort Gottes ist, dennoch das Wort Gottes; und so weit es wahr ist, thut das all und jedes Buch; und jedes Buch, so weit es wahr ist, ist heilig als ein Abglanz des Göttlichen.

Stelle ich denn nun die Bibel auf dieselbe Stufe mit allen andern Büchern? Nicht im Entferntesten. Hier ist ein ABC-Buch, und hier ist Sir Walter Scott, beides sind Bücher. Drückt man Sir Walter auf die Stufe des ABC-Buchs herunter, wenn man das sagt? Hier ist Tupper und hier ist Shakspeare. Weil man sie beide Dichter nennt, zieht man darum Shakspeare zu Tupper herunter? Wenn man einen Maler dritten Ranges einen Künstler nennt, stellt man ihn dadurch Raphael gleich? Ich würde die Bibel noch immer allein stellen, als das Buch, in einem gewissen großen und wahren Sinne, wie die Jahrhunderte sie einstimmig genannt haben. Ich würde dies thun, weil nach allem, was gesagt worden ist oder gesagt werden kann, sie doch, nach dem Maß ihrer Inspiration und nach dem Maß und dem Werth der Wahrheit, welche sie enthält, die Literatur und Religion der Welt überragt.

Was ich gesagt habe, ist nicht gegen die Bibel gerichtet und stößt ihr Werk nicht um. Es steht keinem Anspruch entgegen, welchen die Bibel erhebt. Es ist nur gegen falsche und unbegründete Ansprüche gerichtet, welche ihretwegen gemacht werden, — um die Natur und Falschheit dieser Ansprüche darzulegen, welche beständige Hindernisse für die Erfassung ihres wahren Werthes sind und zugleich beleidigend für die einfache, herrliche und göttliche Wahrheit des Christenthums.

Die Hauptlehre des Christenthums Jesu, wie sie die Bibel enthält, ist die wahre Lehre der Humanität und die von Gott eingegebene Wahrheit. Vieles, was unter ihrem Namen ging, ist Aberglauben, Pharisäismus und Heidenthum. Die Wahrheit der letzteren Behauptung kann durch Studium und Vergleichung leicht bewiesen

werden. Die Wahrheit der ersten kann durch die Vernunft beglaubigt und durch Untersuchungen dargelegt werden. Die Vorstellung Jesu von Gott ist die erhabenste, welche der menschliche Geist sich bis jetzt machen kann, und seine Theorie vom menschlichen Leben schließt das Beste in sich, auf das wir hoffen können. Die Grundprincipien des Christenthums und die Grundprincipien der Menschheit, die nach Vollkommenheit strebt, sind einander vollkommen gleich. Dies allein ist ein überzeugender Beweis seiner Wahrheit, und daß es wahr ist, ist der höchste und beste, ja der unumstößliche Beweis, daß es von Gott kam und von ihm eingegeben wurde. Keine noch so große Menge von andern Beweisen oder menschlichen Zeugnissen könnte so überzeugend sein.

So weit also die Hauptwahrheiten des Christenthums in Betracht kommen, herrscht eine Gewißheit, die über alles das hinausreicht, was irgend eine Theorie von „buchstäblicher“ oder „vollständiger“ Inspiration uns geben könnte.

Was nun die fernere, so oft gestellte Frage betrifft: Wie kann ich wissen, ob eine besondere Lehre wahr ist oder nicht, wenn die ganze Bibel nicht angenommen wird? so antworte ich darauf: „Durch die allgemeine Uebereinstimmung der höchsten sittlichen Empfindungen der Menschheit“. Wie prüfen die Menschen Kunstwerke und weisen ihnen ihren Platz an? Durch die allgemeine Uebereinstimmung der Künstler, der gebildeten Leute und derjenigen, welche den höchsten Geschmack und Sinn für Schönheit haben. Es giebt keine Richtschnur, welche man in der Tasche tragen kann, um einen Bauer bei der Auswahl eines schönen Gemäldes leiten zu können. Wer Geschmack hat, weiß beim ersten Blick Bescheid. So kann auch ein Haufen Bibeln religionslosen und selbstsüchtigen Menschen nicht helfen religiöse Wahrheit zu erkennen. Kann ein Buch in der Tasche oder auf dem Salontische eines Geizhalses ihm helfen die sternengleiche Glorie der Worte: „Geben ist seliger denn Nehmen“ zu erkennen? Wie viele inspirirte Bände würden nöthig sein, um einen Wüßling die Wahrheit erkennen zu lassen: „Selig sind, die reines Herzens sind?“ Die reinsten, besten und edelsten Menschen der Welt sind die höchsten Muster sittlicher und religiöser Wahrheit, gerade wie die größten Staatsmänner und Juristen Vorbilder in ihrem Fach sind oder die größten Dichter und Künstler

in dem ihrigen. Shakespeare ist ein Maßstab, nach welchem alle Dramen der Welt beurtheilt werden können; und Titian und Angelo sind die letzte Instanz der Künstler. Wir haben nur sie, und sie sind uns genug. Sie begrenzen den Horizont des menschlichen Gesichts in Hinsicht des Schönen. Und so sind Jesus, Johannes und Paulus sittliche und religiöse Seher. Sie überragen die große Masse und blicken weit hinaus. Sie begrenzen den irdischen Horizont in Bezug auf den Charakter und auf Gott.

Also ist diese Inspiration nichts, was einmal für eine Zeit lang gegeben und auf immer entzogen wird. Sie ist zu groß für irgend ein Buch; sie bricht aus der Bibel hervor und wird zu einem lebendigen Strom, der uns durch unser ganzes Leben und der Menschheit durch alle Zeiten folgt, wie der Bach, der unter dem Stabe Moses aus dem Felsen hervorbrach, Israel in die Wüste gefolgt sein und seinen Durst gestillt haben soll. Sie sagt: „Siehe, ich bin bei dir immerdar, selbst bis an das Ende der Welt“. Gott ist nicht in zwei Deckel eingeschlossen. „Das Wort Gottes ist nicht gebunden“, weder durch den Buchbinder noch auf irgend eine andere Weise. Ebenso wenig ist es abhängig von der Bibel wie ein Arzt von seinem Medicinkasten, so daß er, wenn dieser verloren wäre, seine Heilkunst nicht ausüben könnte. Das ganze Heidenthum ist nicht „ohne Gott“, denn „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet, ist ihm angenehm“. Er ist ein lebendiger, liebender, leitender Geist. Er giebt Licht den Augen und Stärke den Herzen der Völker. Er hat mehr Wahrheit, als in der Bibel ist, und der Fortschritt der Jahrhunderte ist nur das Entrollen einer göttlich geschriebenen Urkunde. Was thut's denn, wenn wir auch nicht jeden Schritt gewiß erkennen, welchen wir thun? Sind die Kinder eines Schiffscapitains weniger sicher, weil sie das Logbuch, den Quadranten und den Lauf des Schiffes durch die Wellen nicht kennen? Ein weiser Kopf und ein liebevolles Herz ist in der Kajüte, eine starke Hand führt wachsam das Steuerruder. Der Kapitain weiß, wohin er fährt, und er kennt seinen Weg; und das kleinste, schwächste und unwissendste Kind wird in den Hafen einlaufen, und wenn der Anker gefallen und das Landungsboot niedergelassen ist, wird es seinen Fuß auf das wogenumspülte, sandige Gestade der Küste der Ewigkeit ebenso gewiß und sicher setzen wie der Kapitain selbst. Habt

also Glauben, nicht an Kirchen, noch an Bekenntnisse oder Concilien oder Bücher: „habt Glauben an Gott“, denn ich setze zwar großen Zweifel in die Menschen, — ihre Gedanken, ihre Bekenntnisse und ihre Systeme, aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele glaube ich an Gott und an die Zukunft. Er hat die Vergangenheit erleuchtet und geführt, er erleuchtet und führt die Gegenwart, er wird die Zukunft erleuchten und führen, denn „er ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit“.

Die Lehre von der Versöhnung.

Die Versöhnung ist die Hauptlehre des Christenthums, und mit Recht und Nothwendigkeit ist sie es; denn wenn die Grundprincipien des populären Systems einmal zugegeben sind, dann folgt logischer Weise die Nothwendigkeit dieser Lehre. Ohne irgend eine Einschränkung ist sie die Hauptlehre aller Religion. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu verstehen, wollen wir fragen, was Versöhnung bedeutet. Versöhnung kann sich auch auf die Stellung beziehen, die zwei menschliche Wesen einander gegenüber einnehmen. Wenn eine Entfremdung zwischen Freunden stattgefunden hat wegen einer Beleidigung, die einer dem andern zugefügt hat oder wegen eines unschuldigen Mißverständnisses auf beiden Seiten, heißt Versöhnung sie wieder zusammen bringen, zwischen ihnen vermitteln, das Mißverständniß aufklären und sie wieder in das Verhältniß alter Sympathie und Freundschaft versetzen. Aber natürlich muß vom religiösen Standpunkt aus die Versöhnung sich immer auf die Stellung beziehen, welche die Menschheit Gott gegenüber einnimmt. Was bedeutet hier nun Versöhnung, und welche Gestalt muß sie nothwendig annehmen? Die Art ihrer Erklärung wird immer durch den Begriff bestimmt werden, welchen irgend ein besonderes Zeitalter der Weltgeschichte sich von Gott macht, von der Menschheit, dem wirklichen Verhältniß beider zu einander und dem idealen Verhältniß, in welchem sie zu einander stehen sollten. Wenn man einen Augenblick darüber nachdenkt, wird man einsehen, daß man folgende vier Punkte verstehen muß, ehe man zu dem Begriffe der Lehre von der Versöhnung gelangt, wie man ihn sich zu irgend einer besonderen Zeit der Weltgeschichte machte: Was ist Gott? was ist der Mensch? welche Beziehung haben sie thatsächlich zu

einander? in welcher Beziehung sollten sie eigentlich zu einander stehen? Und dann erscheint die Versöhnung als das Mittel, durch welches das thatsächliche Verhältniß in das ideale verwandelt wird.

Wenn ich meine Behauptung beweisen sollte, daß die Versöhnung die Grundlehre aller Religion ist, die Vereinigung Gottes mit dem Menschen, so müßte ich nothwendig dem Leser die ganze Geschichte des religiösen Denkens und religiösen Lebens der Menschheit geben. Natürlich kann ich, innerhalb der Grenzen dieses Buches, nur zwei oder drei der bedeutenderen Stufen in der Entwicklung dieses Gedankens herausgreifen, zugleich mit den Anwendungen, welche sich naturgemäß aus ihnen ergeben werden. Wenn man nun den Pfad verfolgt, auf welchem die Menschheit den Fortschritt erreicht hat, dessen Vertreter wir heute sind, und wenn man von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart kommt, so wird man drei bestimmte und getrennte Stufen in den Gedanken der Menschen über diese große Lehre der Versöhnung bemerken. Versetzen wir uns in die frühesten Zeiten. Die Versöhnung enthielt damals noch nichts von einem sittlichen Element oder das, was wir jetzt religiös nennen. Welches war der Begriff von Gott, der Begriff von der Menschheit und ihrer Stellung, durch welche die Form der Lehre in diesen früheren Zeiten bestimmt wurde? Die Götter selbst waren keine sittlichen Wesen, sie vertraten keine sittliche Idee; sie verkörperten nicht den menschlichen Begriff von sittlicher Vollkommenheit. Sie waren einfach die personificirten Kräfte der Welt, und das Verhältniß, in welchem die Menschen zu diesen Göttern standen, war kein sittliches Verhältniß. Die Menschen beugten sich nie vor Jupiter oder vor Odin oder vor Brahma mit dem Bewußtsein der Sünde, von welchem die Menschen heute sprechen, und mit dem Wunsch, im Herzen geläutert und mit einem Gott versöhnt zu werden, welcher für sie das Ideal der Vollkommenheit und der Wahrheit gewesen wäre; denn, wie ich schon sagte, diese alten Naturgottheiten waren nicht der Ausdruck der Vollkommenheit und Wahrheit. Sie waren einfach Kräfte, Mächte, welche einen gewissen Einfluß auf die Menschen hatten, im Stande waren ihnen zu helfen oder ihnen zu schaden, und vor denen sie sich fürchteten und deren Gunst sie zu erlangen wünschten, so daß

die Versöhnung, wie gesagt, auf der ersten Stufe der Religion kein sittliches Element enthielt; es war keine Ausglei chung zwischen menschlicher Ungerechtigkeit und göttlicher Gerechtigkeit. Was war sie also? Gesezt, eine Person, eine Familie oder ein Volk wurde von einem entseßlichen Unglück betroffen, so daß sie vermutheten, einer der Götter sei böse, was thaten sie? Nun, sie bemühten sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auszufinden, was es gewesen sei, daß sie gethan hatten, und warum sie sich das göttliche Mißfallen zugezogen hatten, und die Versöhnung war in ihrer Vorstellung einfach das Bemühen, den Zorn der beleidigten Gottheit zu besänftigen. Sie bedeutete, ihr einen Altar bauen, einen Tempel errichten, ihr Gaben und Brandopfer darbringen, Kirchengebräuche einsezen — kurz, etwas thun, wodurch sie versöhnt werden sollte. Oder wenn einer der Götter gleichgültig war, und sie seine Gunst zu erlangen wünschten, so meinten sie, wenn sie ihm einfach irgend ein Opfer brächten, welches er nach ihrer Ansicht wünschte, so würden sie dadurch sein Interesse für sich erkaufen.

Also, wie gesagt, die erste Form, welche die Versöhnung (dieser Versuch die Menschheit und Gott zusammenzubringen) annahm, war keine sittliche Form und hatte überhaupt nichts mit Gerechtigkeit oder Sittenlehre zu thun; aber aus dieser Vorstellung von der Gottheit und von den Beziehungen des Menschen zu ihr erwuchs eins der wichtigsten Bestandtheile aller Religionen, etwas, das sich nicht überlebt hat, und was selbst das heutige populäre Christenthum in Form und Färbung stark beeinflusst. Ich meine den Gedanken des Opfers, nicht als die Darbringung von etwas, um etwas anderes zu erlangen, sondern des Opfers als religiöse Ceremonie, — Brandopfer, die Darbringung der Früchte des Feldes, der Erstlinge der Heerde als Opfer für Gott. Diese Idee des Opfers war einst allgemein, und sie erwuchs aus einer Vorstellung von Gott als eines grausamen Wesens, welcher sich an Leiden erfreute, welchen der Geruch des brennenden Fettes der Opfer auf dem Altar entzückte, ein Gott, welcher bereit war, dir dein Heiligstes und Theuerstes zu nehmen als Strafe für etwas, was du gethan hast, wodurch du ihn beleidigt hast. Ich sage, diese weltverbreitete Lehre vom Opfer, diese Lehre, falsch in ihrer Form (denn die Lehre vom Opfer selbst ist allgemein und ewig), — diese falsche Lehre

vom Opfer erwuchs aus dieser falschen und unvollständigen Vorstellung von Gott und von seinem Verhältniß zur Menschheit.

Die zweite Stufe in dieser Entwicklung der Lehre von der Versöhnung wird durch das Wachsthum der sittlichen Vorstellung von Gott in der Menschheit bezeichnet. Sie stellt sich ganz gut und vielleicht für unsern Zweck am besten dar in dem späteren Leben des jüdischen Volkes; denn zuerst waren die Götter der Juden gerade so gut wie die Götter anderer Völker Naturgottheiten, und vertraten nicht das Ideal der sittlichen Vollkommenheit, wie Jehovah es in späteren Zeiten that. Es erwuchs, sage ich, eine Vorstellung von Gott als von einem sittlichen Wesen, welches das höchste Ideal von Gerechtigkeit und Wahrheit verkörperte, und zugleich damit erwuchs ein Sündenbewußtsein auf Seiten der Menschheit; denn als erst einmal ihr höchstes Ideal der sittlichen Vollkommenheit den Thron des Weltalls eingenommen hatte, wurden ihre Herzen von der Ueberzeugung erfüllt, daß das eine, was Gott von ihnen verlangte, sittliche Vollkommenheit im Herzen und im Leben sei. Aber sie versuchten noch immer dieses sittliche Verlangen durch die alte falsche Form des Opfers zu befriedigen; das heißt, wenn ein Mensch sich einer Sünde in seinem Herzen bewußt wurde, die Thatfache erkannte, daß er das göttliche Ideal der sittlichen Vollkommenheit nicht ausgelebt habe, welches nach seinem Gefühl von dem Geßet seines eigenen Gewissens gefordert wurde, so brachte er, da er nichts Besseres zu thun wußte, auf dem Altar seines Gottes ein Opfer dar, die Erstlinge seiner Heerde oder die Früchte seines Weinberges. Er brachte immer noch irgend eine Gabe, als ob er etwas von den Dingen nehmen könnte, welche Gott gehörten und, indem er sie ihm gab, seine eigenen sittlichen Mängel ausgleichen könnte. Dies war die Schwäche, die Grundschwäche des alten jüdischen Religionsystems; und nach einiger Zeit fingen die höchsten Denker, die besten Religionslehrer des jüdischen Volkes an, dies zu erkennen. Man wird sich vielleicht erinnern, wie in dem ersten Buche Samuel erzählt wird, daß Saul von Jehovah befohlen worden war, etwas zu thun, und er nicht gehorchte; aber später legte er, um den Mangel in seinem Charakter und seines Gehorsams zu ergänzen, große Opfergaben auf den Altar Gottes; und dann wies ihn der Prophet Samuel zurück, indem er sprach: „Hat der Herr ebenso großes

Gefallen an Brandopfer wie an dem Gehorsam gegen die Stimme des Herrn? Siehe, gehorchen ist besser als Opfer, und auf Gott zu hören besser als das Fett der Widder“; und sprach so dieses allgemeine weltumfassende Bewußtsein aus, das die liberale Religion heute vertritt und es sehr bestimmter Weise mehr als alle andern vertritt, — daß Gehorsam, sittliche Vollkommenheit des Charakters und Lebens die Dinge sind, welche der Gottheit angenehm sind. Derselbe Gedanke spricht sich in den Schriften Davids aus, in dem rührenden und schönen Psalm, wo er sagt: „Denn du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir sonst wohl geben, und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstetes und zer Schlagenes Herz wirfst du Gott nicht verachten“. Und in den späteren Propheten, besonders bei Micha, tritt es noch klarer hervor, daß das eine Gut, welches Gott verlangte, Rechtschaffenheit war und nicht das Opfer „von tausenden von Widbern oder zehntausenden von Oelftrömen“. „Gutes thun, Barmherzigkeit üben und demüthig wandeln vor deinem Gott“ ist das, was der Prophet fordert als den Weg, auf welchem die Menschheit zur Uebereinstimmung mit dem göttlichen Leben kommen kann. Diese alte Lehre vom Opfer ist auf der sittlichen Wage gewogen worden, in dem Bemühen der Menschheit, für ihre Sünden genug zu thun und Versöhnung zwischen sich selbst und Gott zu stiften — ist gewogen und zu leicht befunden worden.

Die dritte große Form der Lehre von der Versöhnung ist die, welche sich im populären Christenthum darstellt. Um sie verständlich zu machen muß ich, wie ich es im andern Fall auch that, den Grundbegriff von Gott, der Menschheit und von dem, was die Menschen unter Erlösung verstanden, erläutern. In der späteren jüdischen Zeit war ein Glaube an die Unsterblichkeit entstanden — ein Glaube, welcher in der früheren Geschichte und den früheren Lehren nicht enthalten war. Die Lehre von dem Fall des Menschen hatte sich gebildet — eine Lehre, welche auch in den frühesten Lehren und dem frühesten Glauben der Juden nicht vorkommt. Man glaubte, daß der Tod durch diesen Fall des Menschen in die Welt gekommen sei, daß der Mensch, wenn er nicht gesündigt hätte und gefallen wäre, ewig auf Erden gelebt haben würde. Man glaubte ferner, daß um dieses Falles willen, der Mensch den Zorn Gottes

auf sich gezogen habe und in die Hände Satans und seiner Engel gefallen sei, so daß er nach dem Tode, wenn nicht eine Erlösung für ihn gefunden wurde, das Elend und die Qual einer nie endenden Hölle erleiden mußte. Das eine also, was nach diesem Begriff von Gott, der Natur des Menschen und von ihrem Verhältniß zu einander nöthig war, war eine Macht, welche nicht gerade das gegenwärtige Leben der Menschheit zu berühren brauchte, sondern welche über das Grab hinaus reichen sollte, welche die gefallene Menschheit ergreifen, sie den Klauen des Bösen entreißen, sie vor dem künftigen Zorn erretten, sie von ihrer düsteren Bestimmung ewig an einem Ort der Qualen zu weilen befreien, ihr die Pforten der Stadt des Lebens öffnen und sie eingehen lassen sollte in die ewige Seligkeit und Freude bei Gott. Dies war das zu lösende Problem. Wie wurde es gelöst? Es entwickelte sich eine Lehre, daß Christus das Sühnopfer sei, welches allen Zeiten schon vorgezeichnet habe, nach welchem alle Welt ausgesehen und der jetzt das eine Werk vollbracht habe, durch das die Menschheit im künftigen Leben gerettet werden sollte. Daß in Bezug auf die christliche Lehre von der Erlösung keine bestimmte Offenbarung vorhanden ist, welche sie für die Denkweise aller ehrlichen Leute bindend macht, erhellt aus einer oder zwei sehr bemerkenswerthen Thatfachen. In erster Linie mag man die ganze Geschichte der Worte und Lehren Jesu selbst durchforschen und man wird vergebens nach irgend einer Lehre von der Versöhnung suchen, wie sie heute volkstümlich aufgefaßt wird. Nicht ein einziges Wort irgend einer beglaubigten Aeußerung Jesu lehrt oder unterstützt sie; so daß wir der merkwürdigen Thatfache ins Auge sehen: wenn Jesus wirklich in die Welt kam, um solche Dinge zu Stande zu bringen, wie sie von der kirchlichen Versöhnungslehre behauptet werden, so unterließ er es gänzlich auch nur ein Wort über den großen Hauptgegenstand seiner Sendung zu sprechen — vergaß augenscheinlich gänzlich die Hauptsache in der Botschaft, welche auszurichten er gesandt war. Die andere merkwürdige Thatfache ist die, daß die Lehre von der Versöhnung, wie sie von der Christenheit angenommen wird, selbst Veränderungen und Umwandlungen erlitten und sich von Anfang an bis jetzt in bestimmtem Fortschritt entwickelt hat. Sie hat ungefähr fünfzehn oder zwanzig verschiedene Formen während der Geschichte des Christen-

thums angenommen. Zuerst wurde Jesus als ein Preis angesehen, welcher dem Teufel für den Loskauf der Menschheit bezahlt wurde. Das heißt, die Menschheit war durch die Sünde und den Fall zum Eigenthum des Teufels geworden, so daß er ein Recht hatte, sie zu besitzen und zu beherrschen. Jesus war sein alter Nebenbuhler im Himmel, wie er in der Dichtung vom „Verlorenen Paradies“ dargestellt wird; und so wurde ein Handel abgeschlossen, durch welchen Jesus in die Hände des Satans geliefert wurde, damit er nach seinem Gefallen mit ihm verfare, in Anbetracht der Rettung einer gewissen Anzahl aus dem Menschengeschlecht, welche durch diesen Loskauf erlöst werden und den von ihm verlassenen Platz im Himmel einnehmen sollten. Da aber Jesus göttlich war, so daß er, wie das neue Testament sagt, nicht die „Beute des Todes“ werden konnte, riß er sich, als er in die Hölle hinabgestiegen war, von der Macht des Satans los, durch welche er gefesselt war, zerbrach die Thore des Hades und entfloß an der Spitze einer großen Menge, welche Jahrhunderte lang in den dunkeln Abgründen der Verzweiflung angefettet gewesen war: so daß also Jesus durch seine überlegene Klugheit und seine überlegene Gewalt den Satan überlistete und nicht nur sich selbst aus seinen Klauen befreite, sondern auch alle die, welche fortan an ihn glauben würden. Dies war die erste Form der Lehre der Versöhnung, welche in der Kirche Jahrhunderte bestanden hat. Man wird die Spuren derselben durch das ganze neue Testament verstreut finden, wenn man es im Lichte dieser Thatsache liest und wir lesen sie noch heute in unserm Gebetbuch. In der bischöflich-anglikanischen und den katholischen Kirchen wird täglich vorgelesen, wie Jesus wirklich in die Hölle hinabstieg, und wie er sich aus derselben befreite.

Dann wurde die Lehre von der Versöhnung verändert und in der neuen Form wurde Christus als ein Opfer dargestellt, welches den Grimm eines zornigen Gottes besänftigen sollte. Dies wurde auch Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten. Dann nahm sie die Form an, welche heute vorwiegend in Neu-England festgehalten und welche die „Neu-England-Theorie“ genannt wird — die Lehre, daß Gott Christus auf irgend eine Weise opfern mußte als eine Nothwendigkeit seiner Weltregierung. Dies bedeutet, man glaubt an die große sittliche Weltregierung Gottes, von welchem das Leben,

die Sicherheit und der Frieden der Menschheit abhängt; und es wurde behauptet, daß er der Menschheit nicht vergeben könne und dabei die Würde und Macht seines Sittengesetzes aufrecht erhalten, wenn nicht ein Opfer gefunden, jemand, der sich freiwillig zum Schlachtopfer hergeben würde, so daß es dem Weltall offenbar gemacht würde, daß kein Mensch ungestraft ungehorsam gegen die Gesetze Gottes sein könne; und da wurde Christus gefunden und er gab sich dafür hin. Und dann hat die Lehre die Form einer Stellvertretung angenommen, welche während der letzten zwei oder drei Jahre von den Pietisten sehr eindringlich und in hervorragender Weise gepredigt wird. Christus wurde der Kaufpreis für die Auserwählten, — einen bestimmten Theil der Menschheit von aller Ewigkeit her erwählt. Christus kam und erlitt genau diejenige Strafe, welche sie erlitten haben würden, wenn sie durch alle Ewigkeit in Banden der Dunkelheit und Qual gelegen hätten, und so erkaufte er ihre Erlösung; und sie sind durch die Macht Gottes und den Glauben an ihn erlöst und befreit und haben die Erlaubniß in das göttliche Leben einzugehen.

Die letzte Form, welche mir augenblicklich der Aufmerksamkeit werth erscheint, und welche noch neu ist, ist die von den jüngeren Geistlichen unseres Landes erfaßte und verkündigte, diejenige welche von der sogenannten „liberalen Orthodoxie“ gemeinsächlich behauptet und gelehrt wird, die Lehre, daß Christus durch sein Leben, seine Lehren, seine Leiden, seinen Tod die Gerechtigkeit und Liebe Gottes offenbarte und Macht empfing, die Menschen von ihrer Sünde zu überzeugen und sie zu einem Leben in der Gerechtigkeit anzutreiben. Dies ist die ethische Auffassung der Versöhnung, und ich glaube, sie enthält einen bleibenden Kern von Wahrheit, Einfluß und höherem Leben, denn Christus offenbarte wirklich durch sein Leben, seine Leiden und seinen Tod die Majestät, die Herrlichkeit, die Liebe und die Gerechtigkeit Gottes; er überzeugte die Menschen wirklich von der Sünde, wenn sie ihr Leben und ihren Charakter dem seinigen gegenüberstellten; und er ist wirklich eine sittliche Triebkraft geworden, um das Leben tausender und tausender von Menschen zu erneuern und wird auch in den Jahrtausenden der Zukunft eine solche Triebkraft sein.

Die Lehre von der Versöhnung, welche ich für die in der zukünftigen Geschichte des Menschengeschlechts bleibende und allgemeine

halte, nimmt diese ethische Auffassung der Versöhnung, welche ich eben beschrieben habe, in sich auf. Sie nimmt sie in sich auf und führt sie mit sich als einen Theil der allgemeinen, weltumfassenden Lehre, denn die sittliche Macht Christi zur Erneuerung der Menschheit ist noch nicht verbraucht, und sie hängt durchaus nicht von dem theologischen Begriff von Christi Person oder seiner Natur oder seiner Geburt oder seines Todes oder seiner Auferstehung ab. Christus ist zu einem Theil des sittlichen und religiösen Lebens der Menschheit geworden, ein Theil, welcher nicht ausgestoßen werden kann, welcher zunehmen und noch immer mächtiger und mächtiger werden wird, indem er den ihm gebührenden Platz in der Geschichte des religiösen Denkens und Lebens der Welt einnimmt.

Welches ist nun die allgemeine Lehre, welche nach meiner Ansicht die Zukunft beherrschen wird? Hier muß ich wieder mit neuen Auseinandersetzungen anfangen. Wir haben die Lehre vom Fall des Menschen verworfen. Wir haben sie nicht vorwiegend bei Seite geworfen aus dem einfachen Grunde, weil sie unserer Denkweise nicht ansteht, oder weil wir es lieber mit einer neu ausgedachten Ansicht versuchen wollten. Die Lehre vom Fall des Menschen ist als unwahr erwiesen, unbedingt erwiesen, und gerade ihr Gegenteil ist heute als Thatfache festgestellt und bewiesen. Die Menschheit ist nie gefallen. Die Menschheit hat nie so hoch gestanden, ist nie so edel, so rein, so wahr gewesen, wie sie es heute ist. Vom Staube ausgehend hat sie durch Kampf, Sorge, Mühe und Thränen ihren gegenwärtigen Standpunkt der Größe und des Glanzes erklommen, von dem aus ihr ein Blick in die Zukunft sich eröffnet, welcher ermutigend, belebend und göttlich ist. Da nun der Fall als ein Theil der Religionslehre von heute und morgen aufgegeben worden ist, braucht also auch nicht durch irgend eine Bemühung von Seiten Gottes oder des Menschen dieser vermeintliche Fall wieder gut gemacht zu werden. Die alte Lehre von der Versöhnung findet keinen Platz in einer solchen Vorstellung von der Menschheit, welche die Lehre vom Fall ausschließt; und das ist eine schwache Stelle in der heute sogenannten „liberalen Orthodogie“. Ich kenne sehr viele Geistliche und eine große Anzahl Personen, welche noch immer behaupten orthodox zu sein, aber die Lehre vom Fall gänzlich verworfen haben; und doch halten sie unlogischer Weise noch an der

Lehre der Versöhnung fest, denn wenn kein Fall stattfand, so bedarf es im theologischen Sinne auch keiner Versöhnung. Also hat die Art der Erlösung, welche die Menschheit heutzutage braucht, eine gänzliche und wichtige Veränderung erfahren. Es ist nicht mehr eine Rettung nur vor zukünftiger Gefahr. Die Erlösung, welche wir brauchen, ist eine solche, welche uns gerade hier und heute zu Theil werden soll, welche über uns kommt in unserm Heim, in unserm socialen Leben, in unserm Geschäftsleben, welche uns treu machen soll auf allen unsern Wegen. Dies ist das Heil, nach welchem unsere Zeit sich sehnt und nach dessen Erlangung sie strebt. Wir kümmern uns heute verhältnißmäßig sehr wenig um das, was uns jenseits des Vorhangs erwartet, welcher dieses und das zukünftige Leben trennt; denn wir wissen, daß wenn wir als wahre, treue Männer und Frauen, mit reinem Herzen und reinen Händen unter dem Vorhang hindurch gehen können, wenn die göttliche Hand ihn aufgehoben hat, wir ohne Scham vor das Angesicht unseres liebenden Vaters treten dürfen, welcher uns durch dieses Leben geleitet und zu sich genommen hat. Die Erlösung, deren wir bedürfen, ist eine gegenwärtige Erlösung.

Und noch eine Veränderung hat stattgefunden. Es ist nicht mehr nur eine Erlösung der Seele: es ist eine Erlösung des Menschen. Wir kennen nicht mehr eine Seele, welche der Mensch mit sich herumträgt als ein Stück seines Eigenthums, welches er sicher stellen kann, und für dessen Sicherheit in allen Zufälligkeiten und Wechseln eines zukünftigen Lebens er im Voraus sorgen kann. Wir erkennen keine Theilung der menschlichen Natur an. Die menschliche Natur ist nur eine, und Körper, Geist und Gemüth sind nur verschiedene Formen der Offenbarung dieses einen bewußten Lebens, welches wir unser Selbst nennen. Die Erlösung, die wir brauchen, ist also nicht die Erlösung der Seele: es ist die Erlösung des Körpers, es ist die Erlösung des Geistes, es ist die Erlösung des Gemüths; sie betrachtet die Menschheit als eine Einheit und sucht den ganzen Menschen durch und durch zu retten.

Und noch eine Veränderung giebt es. Kürzlich ist in den Gedanken des intelligenten Theiles der Menschheit eine Lehre erwachsen und wird sich zukünftig noch immer weiter ausbreiten, welche in philosophischer Sprache die „Solidarität der Menschheit“ genannt

wird; das heißt die Lehre, daß nicht nur das Individuum eine Einheit ist, sondern auch die ganze Menschheit zusammengenommen eine solche bildet, und daß es keine Möglichkeit giebt, mich zu retten oder dich zu retten, während wir die übrige Menschheit „draußen in der Kälte“ lassen. Die Menschheit ist eine Einheit: wir müssen zusammen steigen oder fallen. Wir erkennen das zuweilen, — werden gelegentlich gleichsam aus dem Schlaf gerüttelt, hier in Boston oder in den andern großen Städten der Welt. Dann und wann z. B. tritt eine verheerende Epidemie auf; was bedeutet sie? Sie kommt an die Thüren der Großen herangekrochen, blickt in die Fenster der Reichen, rafft dahin die Schönen, die Ausgezeichneten, die Wohlerzogensten, die Gebildeten aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß die Kultur und Erziehung und der Reichthum einer Stadt die Niedrigsten, die Ärmsten, die Verworfenen und Geringen vernachlässigt hat. Es bedeutet, daß sich irgendwo in der Stadt ein Heerd der Unwissenheit, des Verbrechens, des Schmutzes und der Vernachlässigung gebildet hat, welcher schließlich zu einer Brutstätte der Krankheit geworden ist, so daß der Wind wie ein Athem Gottes, wenn er über die Stadt hinstreicht, dieses Leiden und diese Pest, welche an einer Seite oder einem Fleck der Stadt unbeachtet gelassen waren, mit sich geführt, und die Ansteckung in jedes Haus und in jede Familie ausgehaucht hat. Es bedeutet, daß die Stadt einen lebendigen Organismus bildet, und daß das Haupt nicht ungestraft die Füße vernachlässigen konnte; daß die höchsten Kreise der Stadt nicht unbeschadet ihrer Sicherheit die Grundpfeiler vernachlässigen konnten; daß das Leben der Stadt ein einheitliches war, und daß es nicht möglich ist die höheren Kreise gesund zu erhalten, wenn man die unteren vernachlässigte. Diese Lehre hat uns die Weltgeschichte schon hunderte von Malen gegeben, wenn wir sie nur beachten wollten. Nehmen wir z. B. die alte römische Civilisation, die rund herum von Barbarenthum umgeben war. Nach und nach wurde die Größe jenes klassischen Lebens, jenes klassischen Denkens, jener klassischen Schriften, jener klassischen Kunst durch die vom Norden herabrollende Lawine des Barbarenthums, auf welches sie mit Spott und Nichtachtung geblickt hatten, in alle Winde zerstreut. Sie hatten versucht die griechische und römische Welt zu veredeln, ohne auf die

übrige Welt Rücksicht zu nehmen und so überwältigte und verschlang das Barbarenthum die Civilisation. Einen ähnlichen Wink giebt uns das Leben Frankreichs kurz vor der französischen Revolution. Es hat keine Periode der Weltgeschichte gegeben, in welcher die Kultur, die Verfeinerung, die Kunst und die Vergnügungssucht in höherer Blüthe standen als in den letzten Jahren des französischen Königthums. Aber darunter war eine Lebenssphäre verborgen, auf welche die Reichen und Großen mit Spott und Nichtachtung herabbllickten; und diese erhob sich nach und nach unter jenem Kunstbau, der auf ihr wie auf seiner Grundlage ruhte, — erhob sich wie die Fluth sich im Frühjahr unter der Eisedecke erhebt, zerbrach ihn in Atome und begrub das schöne Leben, welches sich oben abspielte, in ihren dunkeln, kalten, schlammigen und trüben Gewässern. Die Sansculotten hausten in den Palästen und Häusern der Großen. Es war nicht möglich einige wenige zu erheben und den Rest in der Verworfenheit und Vernachlässigung zu erhalten.

Die Versöhnung in der Religion der Gegenwart also, welche auch die Religion der Zukunft sein soll, — die Lehre von der Versöhnung, welche bleibend und umfassend ist — muß etwas sein, das im Stande ist diese unsere Menschheit mit ihren vollem pulsirenden Leben im Ganzen zu erfassen und sie mit Leib, Seele und Geist in Uebereinstimmung mit dem Leben Gottes zu bringen und zwar jetzt und hier, nicht morgen, oder in einer andern Welt.

Wer vollbringt denn nun dieses Werk der Versöhnung? Welches sind die Erlöser des Menschengeschlechts in diesem allgemeinen Sinn? Jesus ist einer von ihnen. Denn, wie gesagt, die Sittenlehren und das Leben und die geistige Bedeutung Jesu sind als beständige Elemente in das religiöse Leben der Welt eingefügt worden, und Gott sei Dank! können sie nicht ausgelöscht werden. Aber diese Lehre soll künftig nicht auf Jesus beschränkt sein. In ihrer Sphäre und nach dem Maßstabe der persönlichen Kraft, der persönlichen Anstrengung und der persönlichen Ausdauer ist es möglich und wird es zur Thatsache werden, daß jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Welt an dem Werk der allgemeinen Versöhnung zwischen der Menschheit und Gott mitwirken wird. Die große Armee der Wahrheitsuchenden in der ganzen Welt, — die, welche geduldig und beharrlich, einsam und unbeachtet, mißverstanden und

ausgestoßen, Tag und Nacht nach Wahrheit forschen — sie bahnen ein solches Verständniß zwischen Gott und dem Menschen, und des Verhältnisses, welches zwischen ihnen herrschen soll, an, wie es schließlich in diesem vollkommenen Werk der Versöhnung zwischen Gott und Menschen gipfeln soll. Indem sie die Sterne studiren, die Schöpfungsgeschichte lesen, wie die Hand Gottes sie in Hieroglyphen auf die Felsen geschrieben hat, die langsam niedergelegt worden sind, Jahrhundert nach Jahrhundert, von der ersten Zeitendämmerung bis heute; indem sie die Urkunden des Menschenlebens nach rückwärts verfolgen, erkennen lernen, was der Mensch ist, woher er kam, wie er zu dem wurde, was er heute ist; indem sie die schwachen entfernt liegenden Berichte von der frühesten Civilisation verfolgen, von den Experimenten, die der Mensch versucht hat, die ihm glückten, mißlangen, die er wieder versuchte in dem Bemühen, eine vollkommene Gesellschaft zu Stande zu bringen, — die Experimente des Menschen im Regieren, in dem Bestreben die Zeit herbeizuführen, in der das Grundgesetzbuch das wirkliche höchste Leben, Denken und die Gerechtigkeit der besten Menschen der Welt darlegen sollte, — diese große Armee der Wahrheitsuchenden, sage ich, umschließt die ersten Vorkämpfer dieses erhabenen weltumfassenden Werkes der Versöhnung. Dazu gesellt sich noch das Heer der Reformer, nicht jene selbsternannten Reformer, welche meinen die Welt retten zu können dadurch, daß sie eine Reihe Beschlüsse fassen oder öffentliche Versammlungen einberufen; sondern jene Männer, welche die frühesten Thatfachen der Welt studiren, welche versuchen, das Verhältniß zwischen Reich und Arm, zwischen Arbeit und Kapital zu regeln; jene Männer, welche versuchen eine gegenseitige Verständigung zwischen den einander entfremdeten Gesellschaftsklassen herbeizuführen; jene Männer, welche sich einem scheinbar rein weltlichen Werk widmen — die Entdecker, die Erfinder in der ganzen Welt — jene Männer, welche die Naturgesetze studiren, welche dieselben zu gehorsamen Dienern und Helfern der Menschheit machen. Gewiß stehen manche der rein physikalischen Entdeckungen der Welt in engerer Beziehung zum religiösen Leben und der zukünftigen Wohlfahrt der Menschheit als manche der großen Religionen vergangener Geschichtszeitalter. Heute thun der Telegraph und der Dampf mehr und haben in fünfzig Jahren mehr gethan, um das

Gefühl einer allgemeinen Brüderlichkeit wachzurufen, um der Menschheit zu dem Bewußtsein zu verhelfen, daß sie eine Einheit ist, und daß die ganze Menschheit mit jedem andern Theil der Menschheit verwandt ist — diese beiden Faktoren, sage ich, der Telegraph und die Dampfstraft haben mehr in dieser Sache gewirkt als alles Predigen und alle Kirchen der letzten achtzehnhundert Jahre. Ebenso die Männer, welche versuchen, das sanitäre Leben der Städte zu regeln, den Armen, Ausgestoßenen, Niedergetretenen Gelegenheit zu geben, physisch nach den Gesetzen der Gesundheit und des Anstandes zu leben — diese Männer thun mehr als hunderte, welche einfach predigen und beten, für das Werk der Erhebung der Menschheit zu Gott, tragen mehr dazu bei die Bedingungen hervorzurufen, welche es den auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehenden möglich machen soll, sich zur Sittlichkeit und Selbstachtung empor zu schwingen und so zu erkennen, daß sie Verstand, Herz und eine geistige Natur haben, welche sie mit Gott verknüpft. Und dann kommt das große Heer der Zeugen der Gerechtigkeit und Wahrheit, die Dulder und Märtyrer, jene Menschen, welche einen Einblick in die göttlichen Principien der sittlichen Vollkommenheit hatten, und welche sie dem Pöbel und der erzürnten Menge gegenüber vertreten haben, welche die Freiheit vertheidigt haben, welche die Rechte der Niedergetretenen vertheidigt haben, welche die Märtyrer der ausgestoßenen Geschlechter der Welt gewesen sind — jene Männer, welche gewagt haben, dem Tode ins Auge zu schauen, während die Flammen sie umzüngelten, oder Folterwerkzeuge sie umklammerten, welche lieber sterben wollten, als ein Jota oder ein Tittelchen von der Wahrheit aufzugeben: das sind die Männer, welche dieses große weltumfassende Werk der Versöhnung zwischen den Menschen und Gott zu Stande bringen. Und mehr noch, es giebt, wie gesagt, nicht eine einzige Person, welche dies lieft oder ein einziges lebendes menschliches Wesen, welches nicht in seinem Kreise ein ebenso göttlicher Erlöser wie Jesus oder irgend einer der erhabensten und sanftesten Geister der Geschichte werden könnte.

Sei treu und wahr in dem Verhältniß, in das du gestellt bist. Vertheidige die Grundsätze des Rechtes, wie du sie heute erkennst. Sei wahr, sei ehrlich, sei furchtlos. Erkenne das Göttliche, so weit du es vermagst und verkörpere es, so weit du kannst,

in deinem eignen Leben und in dem Leben deiner Umgebung, und du veröhnst, du hilfst jene Zeit herbeiführen, wo das Leben der ganzen Menschheit von dem Geist und dem Leben Gottes durchdrungen sein wird.

Ich möchte die Aufmerksamkeit nur noch auf einen, meinen letzten Punkt lenken. Ich habe im Anfang hervorgehoben wie eine falsche Vorstellung vom Opfer in der ältesten Zeit das Grundprincip in der Idee der Versöhnung bildete. Jeder ist sich wohl bewußt, wie das Opfer Jesu am Kreuz in der populären Religion als die Grundidee der Lehre von der Versöhnung hingestellt wird; und die Idee vom Opfer bleibt, verwandelt, in einer neuen Form, in einer neuen Bedeutung. Das Opfer soll noch immer die Grundidee der weltumfassenden, allgemeinen Lehre von der Versöhnung sein, — das Opfer des niederen für das höhere, das Opfer der Bequemlichkeit, das Opfer des Reichthums, das Opfer von allem was dazu dienen könnte dich zu befähigen das höchste Ideal der Wahrheit und des Rechtes, das du erkennen kannst, zu vertheidigen. Nichts, was des Gewinnes werth ist, ist je in der menschlichen Geschichte erreicht worden, oder wird je erreicht werden anders als auf dem Pfade des Kreuzes, wie Jesus sich ausdrückte, — des Kreuzes in seiner erhabenen Grundbedeutung. Wenn du reich zu werden wünschst, so mußt du Bequemlichkeit und Vergnügen opfern, mußt du zehntausend andere Bestrebungen opfern, denen du dich gern widmetest. Wenn du nach Vergnügungen verlangst, mußt du alles opfern, was dem Vergnügen im Wege steht. Wenn du dir Ruhm, Macht und Einfluß wünschst, mußt du arbeiten, kämpfen, dich selbst erziehen und Opfer bringen, um dahin zu gelangen. Und so erkennst du das allgemein gültige Gesetz: was du auch zu erlangen wünschst, kannst du nur auf dem Wege des Kreuzes erlangen — durch das Aufgeben von etwas, das der Erreichung des Zieles im Wege steht. Betrachte jedes Volk, jede Religion, jede Civilisation der Vergangenheit, und du wirst es überall in der Welt bewahrheitet finden, daß die Männer, welche für das Höchste gekämpft, welche den Fortschritt der Menschheit gefördert, welche die Menschen zu Gott erhoben haben, diejenigen gewesen sind, welche mißverstanden, welche verlästert, welche ausgestoßen gewesen sind, welche allein standen, verlassen von Freunden, ver-

lassen von Verwandten, von ihrer Zeit nicht gewürdigt, welche sich erkühnten allein mit Gott zu stehen, den Ruhm, den guten Ruf, Geld, Behagen, alles zu opfern, was zwischen ihnen und Gott stand. Sie sind die Männer gewesen, welche wagten, die Freude, den Reichtum und den Ruhm mit Füßen zu treten; sie marschiren an der Spitze als die Pioniere der Menschheit und erwarten erst nach und nach Anerkennung, wenn dankbare spätere Geschlechter ihnen ein Denkmal widmen und sie auf ihren Grabsteinen ehren. Also ist es noch immer wahr, man wende die Worte auf einen einzelnen an, welcher für die Versöhnung der Menschheit wirkt, man wende sie auf die gesammte Menschheit an, man wende sie auf Jesus an, man wende sie auf irgend jemand und jeden an, der in irgend einem Grade der Erlöser seines Geschlechts gewesen ist, daß Wort ist noch immer wahr: „Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen, wir aber hielten ihn für den, der von Gott geplagt, geschlagen und gemartert wäre. Aber um unserer Missethat willen ist er verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet“.

XI.

Christenthum und Entwicklungslehre.

Wenn die Entwicklungslehre wahr ist, was wird dann aus dem Christenthum? Stehen sich die beiden feindlich gegenüber, so daß das eine nothwendig das andere ausschließt? Das hängt davon ab, was wir mit den beiden Worten meinen. Professor Tayler Lewis sagte vor nicht langer Zeit, daß das Dogma der übernatürlichen Erschaffung des Menschen in einem Augenblick durch den Befehl eines rein persönlichen Gottes die wahre Grundlage des Christenthums und wesentliche Bedingung seiner Existenz sei. Aber es gelingt mir ganz und gar nicht irgend eine nothwendige Beziehung beider zu einander zu entdecken. Also würde ich auf unsere einleitende Frage antworten: Da die Entwicklungslehre wahr ist, so ist auch das Christenthum, eins ihrer Produkte, wahr. Diese Behauptung gilt aber nur von seinem wesentlichen Kern. Formen und Satzungen mögen sich beliebig ändern, während das Leben, welches die Formen schuf, dasselbe bleibt. Das Leben, welches die Raupe belebt, wenn sie langsam auf der Erde dahinkriecht, ist dasselbe Leben, welches den Schmetterling sich aufschwingen, schweben und in prächtigen Farben erglänzen läßt. Die Verwandlung löscht das Leben nicht aus. Eines der Resultate der Entwicklung kann unmöglich der Entwicklung selbst widersprechen. Ich bin darum nicht weniger ein Christ, weil ich ein Anhänger der Entwicklungstheorie bin. Ich möchte sogar sagen, ich bin ein Christ, weil ich ein Anhänger der Entwicklungstheorie bin. Diesen Satz zu rechtfertigen, den Fortschritt der Religion zu zeichnen, bis sie im Christenthum gipfelt und das Verhältniß darzulegen, in welchem es zu jenen Religionen steht, welche ihm vorangegangen sind, — das ist mein gegenwärtiger Zweck.

Die erste Form, in welche sich der religiöse Gedanke der Welt kleidete, war der Fetischismus. Er entsprang auf natürliche und nothwendige Weise aus dem besten und höchsten Denken seiner Zeit. Er verdient ebenso wenig hochmüthige Verachtung wie die ersten Sprechversuche des Kindes. Er stimmte zu aller damals bekannten Philosophie und den damals bekannten Thatfachen ebenso gut, wie das Christenthum heute mit der heutigen Erkenntniß harmonirt. Er stimmte vollkommen mit dem überein, was von dem Weltall bekannt war, und entsprang aus dieser Erkenntniß. Er war eine ebenso nothwendige Phase des religiösen Lebens der Menschheit, wie das Zwielft eine nothwendige Phase des Sonnenaufgangs ist. Wir wollen den Gedankengang betrachten, aus welchem er entsprang. Der Mensch erkannte seinen eignen persönlichen Willen und seine Freiheit als die Quelle aller seiner Bewegungen und seiner Kraft. Dies war die einzige Art von Kraft, von der er irgend etwas wußte, darum, wenn er Aeußerungen des Lebens und der Kraft sah, konnte er sie nur auf Grund seiner Erkenntniß und Erfahrung erklären. Der Mensch kann sich nie einen Begriff von etwas machen, das all seine Erkenntniß übersteigt. So zwang ihn seine Erfahrung, alles in seiner Umgebung mit persönlichem Willen und Freiheit auszustatten. Seine Träume machten ihn mit der Vorstellung von geistigen Wesen vertraut, die getrennt von wirklichen Körpern existirten, und diese Seelen dachte er sich als die Quelle des Lebens und der Kraft. Es war eine natürliche Folge seiner rohen Denkweise, daß er alle Dinge mit Seelen ausstattete. Wenn nun ein Wilder mit dem todten Krieger sein Pferd, seinen Bogen, Pfeil und Speer, seinen Kessel und sein Kochgeschirr und die Bestandtheile seines Zeltes begrub, so war er nicht so einfältig zu vermuthen, er werde diese materiellen Dinge mit in die glücklichen Jagdgründe nehmen: er glaubte, daß die Seelen dieser Dinge ihn begleiten und der Seele des Kriegers noch dienen und nützlich sein würden. Steine, Stöcke, Bäume, Reptilien, Vögel, Quellen, Flüsse — alle Dinge waren für ihn in dieser Weise lebendig und vertraten ein persönliches Bewußtsein, seinem eignen gleich.

Und, wie ich schon gezeigt habe, da die hauptsächlichsten Kräfte, welche die ersten Menschen umgaben, Kräfte waren, welche sie ver-

legten, deren Thätigkeit sie nicht berechnen konnten, und vor denen sie sich deshalb fürchteten, dachten sie, daß die meisten dieser Wesen ihnen böse gesinnt seien. Sie kannten die Natur nicht genug, um sie zu beherrschen und ihre Kräfte sich dienstbar zu machen, und sie hatten nicht Weltweisheit genug, um einzusehen, wie scheinbare Uebel zu etwas wirklich Gutem werden konnten, also mußten ihre ersten Götter nothwendig Teufel sein und die frühesten Religionen Teufelsverehrung. Wenn man selbst heute noch zu Völkern in diesem Geisteszustand kommt (und Fetischverehrung ist noch bei weitem überwiegend) und ihnen von Gott erzählt, würden sie vielleicht ängstlich fragen: „Aber wie, wenn dies große Wesen mich fressen würde?“ und die Wirkung würde sehr wahrscheinlich die sein, daß sie erschreckt in das Gebüsch rennen würden, um sich vor Gott zu flüchten.

Man muß hier eine überall und immer zutreffende Wahrheit bemerken, daß die herrschende Vorstellung von Gott mit der herrschenden Philosophie des Weltalls, der Theorie von der Welt übereinstimmt und auf einer Stufe steht.

Der nächste Schritt in der Entwicklung der Religion führte zum Polytheismus. Dies ist nichts als Fetischismus mit einer theilweisen Verallgemeinerung. Das heißt, anstatt jeden Baum zu einem Gott zu machen, erhoben sie sich zu der Vorstellung eines Gottes für alle Bäume. Anstatt jeden Frosch oder jede Schlange für eine Gottheit zu halten, dachten sie sich einen König oder Gott für alle Frösche und für alle Schlangen. Sie theilten die Natur in Abtheilungen mit einer höchsten Gottheit als Beherrscherin jeder einzelnen. So wurde Aeolus zum Gott der Winde, Neptun der Gott der Meere und Seen, Jupiter der Gott des Himmels, Pluto der Gott der Unterwelt und so weiter. Der persönliche Geist in jedem einzelnen Dinge wurde zuerst nicht vernichtet, es gab nur einen Häuptling, wie den Häuptling eines Stammes, welchem alle gehorchen mußten. Der politische und sociale Zustand spiegelt sich hier in der Religion ab. Dies allein zeigt, wie alle die verschiedenen Bereiche menschlichen Denkens und Lebens in socialer, politischer, philosophischer und religiöser Beziehung gleichen Schritt halten und mit einander fortschreiten. Eine Seite der Menschheit überholt die andere nicht. Aber sie fanden nicht nur Götter der verschiedenen Naturreiche, sondern sie

erhoben sich nach und nach zu abstracten Ideen und hatten Götter, welche die Bereiche des Denkens und des verschiedenartigen geistigen Lebens vertraten. So war Apollo der Gott der Beredsamkeit, Minerva die Göttin der Weisheit, die Musen leiteten Poesie und Künste.

Ein Schritt weiter brachte den menschlichen Geist zum Monotheismus. Das heißt, sie verallgemeinerten noch mehr, und an Stelle der Götter als Oberhäupter ihrer verschiedenen Abtheilungen, wie die Könige souveräner Staaten, stellten sie sich eine Weltmonarchie vor. Aber noch war dieser Weltbeherrscher nur ein mächtiges gigantisches Wesen nach dem Bilde des Menschen, denn sie konnten sich keine höhere Macht denken, als die, welche die Menschheit repräsentirte. Und obgleich er der höchste war, waren die andern Götter nicht todt. Diese Vorstellung hat große Aehnlichkeit mit der Theorie unserer Regierungsform, in welcher der Präsident die höchste Exekutivgewalt ist, während doch die Gouverneure als seine Untergebenen die verschiedenen Staaten regieren. Selbst Israel hat zuerst keinen höheren Begriff von seinem Jehovah gehabt. Sie besingen ihn als „einen großen König über alle Götter“. Die „alle Götter“ sind wirkliche Wesen, Jehovah ist nur König über sie. In dem Fortschritt des Denkens sterben diese untergeordneten Götter zulezt aus, oder aber werden erniedrigt zu der Stellung widerspenstiger, aber besiegtter und unterworfenener Teufel. So lagen die Dinge für das Denken des Volkes im ersten Christenthum; und so liegen sie noch heute für das populäre Christenthum; nur haben die Leute, welche noch an die Teufel glauben, vergessen, woher sie kommen, und welchen Ursprung der Glaube hat. Gott ist für die meisten nur ein gigantischer Mensch, der nach menschlichen Beweggründen und Regungen auf menschliche Weise handelt.

Aber unter den höheren Denkern aller Zeiten machte sich immer ein Streben geltend, den vierten und höchsten Schritt von allen zu thun, — den, welcher zu einem rein geistigen Monotheismus führt. Jesus lieh ihm den reinsten Ausdruck der alten Zeit, als er sagte: „Gott ist Geist“, und lehrte, daß er nicht an irgend einem begrenzten Ort wohne, wie die Stiftshütte, der Tempel, Garizim oder Moriah. Die moderne Wissenschaft, welche in der Entwicklungstheorie gipfelt, rundet diese Vorstellung ab und vervollständigt sie, indem sie lehrt,

daß Gott der Geist und das Leben ist, welches allen Dingen zu Grunde liegt und sie formt, während er doch jeden Gedanken übersteigt und alle Versuche vereitelt, ihm Gestalt zu geben, und durch die feinsten Maschen aller Bekenntnisse hindurch schlüpft. Dies ist der vollkommene Monotheismus: „Gott über alles und in allem und durch alles“.

Die äußeren Formen aller Religionen mußten nothwendig ihre Gestalt der vorherrschenden Denkweise ihrer Zeit entlehnen. Von der Zauberei und Hexerei des Fetischdienstes, durch Thier- und Menschenopfer, Ausschweifungen, Symbolverehrungen, Götzendienste, Ritualien und Staatsceremonien sind sie heraufgewachsen zu dem hohen geistigen Gedanken, daß wahre Verehrung in der Sehnsucht und Anbetung des Herzens besteht, und daß Mitleid, Gerechtigkeit und Wahrheit mehr sind als alle Altäre und Opfer. Aber selbst jetzt kann nur der edelste Gedanke und das edelste Leben diese Idee würdigen. Sie erscheint der Menge gehalt- und wesenlos; gerade wie diese selbe Menge sich mehr aus einem fahrenden Musikanten als aus einer Symphonie macht, mehr aus einer Posse als aus Hamlet, mehr aus einem Veldruckbild als aus einem Raphael.

Doch wir müssen jetzt zur Entwicklung der ethischen Seite der Religion übergehn. Moral und Religion sind für unser Verstandniß innig mit einander verbunden, aber ursprünglich hatten sie keine Beziehung zu einander. Zuerst beteten die Menschen zu den Göttern, opferten ihnen und verehrten sie, nicht weil sie es für eine moralische Pflicht hielten, sondern weil sie dieselben fürchteten und eine vermeintliche Gefahr abzuwenden wünschten, oder weil sie eine Gunst auf diese Weise zu erlangen hofften. Der Fetischverehrer war so weit entfernt irgend welche moralische Vorstellungen oder Gedanken über Recht und Unrecht mit der Verehrung seiner Götter zu verknüpfen, daß er seine Götter selbst nicht für moralisch oder auf das Recht bedacht hielt. Man sucht dem Teufel nicht durch sittliche Vollkommenheit zu gefallen. Die einzige Sittlichkeit jener Zeit erwuchs aus den einfachen menschlichen Beziehungen, in welchen sie zu einander standen, und die Götter und die Religion hatten ganz und gar nichts damit zu thun. Dasselbe traf und trifft bei dem Polytheismus zu. In Griechenland und Rom war die populäre Religion in keiner Weise mit der Volksmoral verknüpft. Die Götter

waren nur die Könige und Beherrscher des Himmels und der Erde, und sie stellten durch ihre eignen Charaktere alle Phasen des menschlichen Charakters dar, selbst seine Laster und Verbrechen. Sie unterstützten und beschützten sogar Laster und Verbrechen, so daß Ausschweifung, Diebstahl und Mord zuweilen einen Hauptbestandtheil der Religion bildeten. Man vermuthete allerdings, daß es Parzen und Furien gebe, welche offenkundigere Ausbrüche der Rohheit bestrafen, und in späterer Zeit dachte man sich zukünftige Belohnungen und Strafen. Aber das waren nur Nachgedanken. Die Menschen konnten sogar zu den Göttern um Beistand zu einer That beten, welche jetzt einen Mann aus der Gesellschaft verbannen oder ihn hinter Kerkermauern bringen würde.

Dagegen die moralischen Beweggründe und Triebkräfte in Staaten wie das alte Athen, waren rein socialer und politischer Natur, so daß Religion und Moral zwar neben einander erwuchsen, sich gegenseitig beeinflussten und veränderten, aber doch aus verschiedenen Quellen entsprangen, und wie zwei Flüsse in gleicher Richtung liefen, bis sie sich vereinigten.

Auch in Israel waren während der älteren Zeit Religion und Moral ebenso bestimmt getrennt wie bei anderen Völkern. Eifrige Verehrer Jehovahs dienten auch dem Baal und der Astarte mit unmoralischem Tempeldienst, sie durften lügen, stehlen, sich betrinken, morden, Vater und Mutter vernachlässigen, ja alle sittlichen Gesetze mit Füßen treten, ohne deshalb ihrem Rational-Gott untreu zu werden. In der späteren Vorstellung aber wird Jehovah durch den Mund der Propheten als ein sittlich strenger Gott vorgestellt, der reine Hände und ein reines Herz von seinen Verehrern verlangte.

In den Lehren Jesu traten Religion und Moral in eine noch engere Verbindung. In seinen höchsten Gedanken erschienen sie geradezu identisch. Gott zu lieben von ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst, das wurde ebensowohl die Summe aller Religion wie die oberste Formel der Moral. Doch in der Hand der Apostel und Kirchenväter, die das Christenthum als kirchliche Anstalt in der Welt einrichteten, gingen Religion und Moral nochmals aus einander. Die Religion verwandelte sich in einen „Heilsplan zur Erlösung“. Das, wovon die Menschheit erlöst werden sollte, war nicht das Böse, Unsittliche, sondern die Höllepein, und

die Mittel dazu sollten nicht Wahrheit und Rechtchaffenheit sein, sondern Glaube und Taufe. Auf diese Weise wurde das große Werk Jesu zum Theil von seinen Schülern wieder aufgelöst. Seine Gedanken waren eben so hoch über seine Zeit erhaben, daß sie nur von Wenigen begriffen und nothwendigerweise auf das Niveau des gewöhnlichen Verständnisses herabgezogen wurden. Die Kirche gestaltete sich zu einer geschlossenen Gesellschaft, welche als Privilegium für ihre Mitglieder den Schlüssel zum Himmel in der Hand hielt, und wer draußen stand, der konnte, wenn er auch noch so edel und gottähnlich war, nur bei den Teufeln in der Hölle seinen Platz finden, während die in der Kirche Befindlichen, mochten sie noch so schändlich sein, als Theilhaber an dem Geist und der Gnade der Gemeinschaft galten und dadurch ein Recht hatten auf den Baum des Lebens und den Eintritt in die himmlische Stadt. Das ist noch heute die Lehre Roms. Der Räuber im heutigen Italien erbittet sich von seinem Heiligen Hülfse für seinen Raubzug und vergilt es ihm durch Darbringung eines Theiles seiner Beute als Opfer. Es war also auch gar nichts Besonderes, daß Tegel Deutschland durchzog und päpstlichen Ablass verkaufte mit der im voraus gegebenen Erlaubniß alle Arten Sünden und Verbrechen zu begehen, wenn jemand nur der Kirche ihren Tribut bezahlte, welche versprach, ihm die Himmelsthür offen zu halten, bis er bereit sein würde einzutreten.

Dieselbe Idee aber entstellt den Protestantismus noch heute. Denn noch immer gelten die kirchlichen Lehren von der Erlösung so viel, daß man leichter eine Unsittlichkeit verzeiht als eine Ketzerei. Der bekannte Evangelist Moody erklärte in New-York als Vertreter aller dortigen Evangelisch-Gläubigen und ohne den geringsten Widerspruch von ihrer Seite, daß „die Sittlichkeit nichts mit der Frage der Erlösung zu thun habe“. Noch immer also besteht der Glaube an einen „Heilsplan“ Gottes, dem zufolge er die Sünder mit seiner einen Hand, genannt Erwählung, aus seiner andern, dunkel-glühenden, genannt Verdammniß, herausreißt. Wenn diese kirchliche Logik richtig ist, so kann man sich nicht wundern, daß „christliche“ Staatsmänner in Schwindel-Aktien speculiren, und daß gewisse Geistliche Ursache haben davon zu gehen. Es hilft nichts, wenn die Kirche ihren Mitgliedern Moral predigt, so lange sie noch zu gleicher

Zeit lehrt, daß ihr Hauptziel, die Erlösung, von etwas abhängt, was mit der Sittlichkeit gar nicht in Verbindung steht.

Die Entwicklungslehre aber geht auf das reine Wort Jesu zurück und erfüllt es kräftig mit der ganzen Erkenntniß und Macht der modernen Wissenschaft. Indem sie jedes Gesetz der Natur, des Geistes und der Religion nur als einen Ausfluß des lebendigen, liebenden, gerechten Gottes auffaßt, identificirt sie Moral und Religion durchaus oder macht vielmehr die Moral zu einem Zweige der Religion, welche größer ist und umfassender. Nun ist Gott nicht mehr ein besonderes Wesen außer der Welt, das man durch besondere, ihm gewidmete Handlungen besänftigen oder erzürnen kann, während das Leben in der Welt von ihm abgetrennt erscheint, sondern er ist hier in uns und rings um uns. Er lebt in Sonne, Luft, Wasser und Erde, in jedem Schlag des Herzens, in jedem Puls des Gehirnes, in jeder Faser, Muskel und in jedem Nerven des Körpers. Er lebt nicht bloß in den Wahrheiten der Religion, sondern auch in denen der Wissenschaft. Die Gesetze des Verstandes sind seine Gesetze, das Licht der Wahrheit ist sein Licht, die sittlichen Beziehungen, in denen wir zu unsern Nebenmenschen stehen, sind ein Ausdruck seines Denkens und Lebens in der Menschheit, und die Pflichten gegen Gott verschmelzen völlig in eins mit den Pflichten gegen die Menschheit. Rechtschaffenheit vor Gott ist genau dasselbe wie Rechtschaffenheit vor den Menschen, und Gott wohlgefallen heißt nichts andres, als allen seinen Gesetzen gehorchen. Erlösung oder Heil kann nun gar nichts andres bedeuten, als sich in vollkommene Uebereinstimmung setzen mit dem ganzen Leben und Wesen aller Dinge. Ein Mensch wird erlöst oder besitzt das Heil grade in so weit, als er die Gesetze Gottes kennt und befolgt. Vollkommenes Heil ist vollkommene Kenntniß und Befolgung eben derselben, und ein Mensch, der beides hätte, würde nothwendig zugleich vollkommen sittlich und vollkommen religiös sein.

Auf diese Weise erfüllt die Entwicklungslehre durchaus das, was Jesus begonnen, das populäre Christenthum aber unvollendet gelassen hat, sie vereinigt die sittlichen und die religiösen Motive. Alle Götter sind zu Einem geworden, und dieser Eine ist Geist, und der Geist ist das Leben und der Nerv in allem Guten, Wahren, Schönen in Staat, Gesellschaft, Individuum, Kunst, Wissenschaft.

In der That, Gott ist im weitesten Sinne Alles in Allem geworden.

Ist diese Lehre richtig, so ist das ganze Leben des Weltalls ein Leben. Und da die Religion ein Theil davon ist, so muß, wenn diese Lehre richtig ist, auch das religiöse Leben in der Welt eines sein. Wir wollen also einmal nach dem Wesen der Religion suchen und zusehen, ob es ebenfalls überall zu finden ist, und ob es wirklich viele verschiedene Religionen giebt, deren eine das Christenthum ist, oder ob es nur eine Religion giebt, deren höchste Blüthe und vollkommenster Ausdruck das Christenthum ist. Die Wissenschaft lehrt uns, daß alles Leben auf der Erde nur eines ist. Von der kleinen schleimigen Urzelle an, die im Meere der Vorwelt sich bewegt, oder von der Flechte, die am Felsen hinaufkriecht aufwärts durch alle aufsteigenden Reihen von Pflanzen und Thieren bis zu dem unendlich fein entwickelten Gehirn eines Newton, welches eine Aufgabe der Differentialrechnung löst, oder bis zu der Phantasie eines Praxiteles, welche in dem Marmorbloß die verborgene Statue eines Gottes schaut, oder bis zu der complicirten Kunst, Politik und Gesellschaft in unserer weltbewegenden modernen Civilisation — überall und durch alle hindurch pulst das eine und selbe große Leben. Die Entwicklungslehre zeigt uns, daß die ersten blinden Anfänge im Reiche der Religion nur von armen schwachen Menschenhänden und -Füßen gemacht worden sind, die nach der untersten Stufe des großen Weltaltars tasteten, dessen Aufstieg durch Dunkel hinauf führt zu Gott. Der Fettschanbeter gebrauchte dasjenige Licht, das er hatte, und tastete nach Gott, ob er ihn doch fühlen und finden möchte, der nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns. Es war nicht Entartung bei ihm, wenn er ehrfurchtsvoll vor einem Stock oder einem Gewürm stand und ihm Gebet und Opfer brachte. Er sah darin das unendliche Geheimniß und Leben der Welt und deutete es sich, so gut, als seine Unwissenheit es ihm erlaubte, und er bildete sich eine Religion, die für ihn ebenso hoch war wie die unsrige jetzt für uns ist, d. h. eine Religion, die so wahr und so hoch war, wie seine Philosophie ihm überhaupt zu denken erlaubte. Er war nicht so dumm den Stock als solchen anzubeten, er betete das geheimnißvolle und wunderbare Leben an, das er darin bemerkte. Wer heutzutage die Kirche heilig hält oder den Altar, einen Feiertag oder

die Bibel, thut genau dasselbe, nur mit dem Unterschiede, wie er zwischen einem Mann und einem Kinde sich zeigt. Das Kind denkt, fühlt, hat Phantasien wie ein Kind, aber es ist schon dasselbe Leben, dasselbe Gehirn, dasselbe Herz, welche später den Mann bilden. So war auch das, was der kindliche Mensch der Vorzeit suchte und dachte, die beste Auslegung des Göttlichen in der Natur, deren er fähig war, desselben Gottes, von welchem der Psalmist sagt, daß die Himmel erzählen seine Ehre und die Feste verkündigt seiner Hände Werk, desselben, den wir heute in allen Dingen erkennen. Und als die Menschen später ihre Kinder dem Gott als Opfer schlachteten, war es auch nicht menschliche Entartung, welche zu der uns wie Mord erscheinenden Handlung führte. Jephtha liebte seine Tochter zärtlich, und Abrahams Herz hing an Isaaß, die Hindumutter umfaßt ihren Säugling mit derselben herzinnigen Zärtlichkeit, die in unsern Herzen lebt. Aber die Götter waren unerbittlich, und die Menschen opferten das, was ihnen das Theuerste war, mit Herzbrechen und unter Thränen, weil der Himmel selbst die kostbare Gabe nach allen Gesetzen der damaligen Religion verlangte. War die That selbst auch schrecklich, so war es doch Scheu und Ehrfurcht vor den Göttern, die den Arm stählte und das Herz fest machte. Es war derselbe religiöse Beweggrund, der die Märtyrer begeisterte und allen Heldenthum und edle Thaten hervorgerufen hat. Wenn der Santal seinen Fetisch als Zaubermittel gebraucht, wenn der Parse sich vor der aufgehenden Sonne verneigt, wenn sich der Hindu unter die Räder seines Juggernaut wirft, wenn der Chinese Weihrauch vor den Bildern seiner Ahnen anzündet, wenn der Buddhist andächtig unter einem Baume sitzt und den ganzen Tag eine heilige Zauberformel murmelt, wenn sich der Römling vor dem Crucifix verneigt, der Ritualist aus seinem Gebetbuch liest, der Quäker schweigend dasitzt und auf den heiligen Geist wartet, wenn der Protestant sich betend neigt, oder der Menschenfreund ausgeht eine barmherzige That zu thun, weil nach seinem Glauben das beste Gebet in werththätiger Liebe besteht — so schlägt in allen dasselbe fühlende menschliche Herz und jeder von ihnen sucht gemäß seiner Erkenntniß das geheimnißvolle Leben aller Dinge anzubeten, das wir Gott nennen, ein jeder nach der höchsten und besten Art, die er gelernt hat. Wie unvollkommen sein Begriff von Gott auch sein mag, er trachtet doch danach den

Vater des Alls zu finden, Ihn, der in allen Zeiten, in jeder Zone verehrt worden von Heiligen, von Wilden, von Weisen, sei es als Jehovah oder Jupiter oder als der Herr. Der Gottesbegriff einer Zeit mag uns wild, confus, selbst böse erscheinen, aber Kunst, Staatsverfassung und Civilisation stehen jedesmal auf derselben Stufe, und die Gedanken des einen Kreises gehen denen des andern parallel. Die Religion kann in keinem Zeitalter einen höheren Ausdruck finden, als die allgemeine Bildung desselben zuläßt, sie schreitet daher fort mit dem sonstigen Fortschritt der Menschheit. Aber die Hauptsache ist, daß alle Religionen einen und denselben Gott suchen, welchen jede von ihnen sich einbildet gefunden zu haben. Dieselbe religiöse Anlage des Menschen offenbart sich in ihnen allen. So ist also die Religion nur eine, grade wie die Kunst nur eine ist, und wie die Literatur nur eine ist. Jede Zeit und jedes Volk giebt dem Ausdruck, was in ihm liegt, und jede Religion ist wahr oder falsch in demselben Maße, wie sie sich mehr oder weniger der vollkommenen Wahrheit nähert.

Aber wenn ich sage, daß die Religion eine ist, sage ich damit etwa, daß eine Religion grade so gut ist wie die andere, und daß das Christenthum um nichts göttlicher ist, als jede andere Religion? Sehen wir zu. Auch das menschliche Denken ist eins, d. h. es ist alles gleichmäßig ein Erzeugniß des menschlichen Gehirns und ist nur nach Art und Grad verschieden. Aber sage ich damit, daß die Gedanken eines Newton dasselbe und nicht besser sind als die eines Possenreißers? Die Dichtkunst ist eine, aber ist Shakespeare um nichts besser und höher als ein Dichter dritten oder vierten Ranges? Die Kunst ist eine, aber heißt das etwa, daß der Schneemann, den Knaben in einer Freistunde zu ihrem Vergnügen aufstellen, mit dem Moses von Michelangelo oder dem Christus von Thorwaldsen auf eine Stufe zu stellen ist? In all diesen Fällen ist das Hervorgebrachte das Erzeugniß ganz derselben Fähigkeiten, aber in einer unendlichen Abstufung je nach Art und Qualität des Werkes. Und jedes einzelne Werk ist richtig und werthvoll gerade so weit, als es die wahre und göttliche Idee auf seinem Gebiete verwirklicht. Ebenso sind nun auch alle Religionen ein Erzeugniß des Göttlichen d. h. der religiösen Anlage in der Menschennatur. Aber sie zeigen ebenfalls alle Stufen von Erkenntniß, von sittlicher

Reinheit und deshalb von Gottähnlichkeit, von dem häßlichsten und rohesten Fetischdienst an bis hinauf zu den göttlichsten Gedanken, Schriften, Liedern und Gebeten der erhabensten Propheten der Erde. Das Christenthum ist also ebenso wenig etwas Fremdes, der Welt von außen und außerhalb ihrer natürlichen Ordnung Aufgebrängtes, wie Händels Messias etwa außer Harmonie stände mit der übrigen menschlichen Musik, welche vielmehr mit den einfachsten Melodien und mit der Pseife von Rohr beginnt und sich dann allmählich bis zu den herrlichen Harmonien Händels aufschwingt. Das Christenthum ist die höchste Stufe der religiösen Entwicklung, ebenso wie der Mensch die höchste Stufe des animalischen Lebens bildet. Es ist von den übrigen Religionen ebenso wenig getrennt wie die voll erblühte Rose von der kleinen Wurzel getrennt ist, aus der der ganze Busch hervorstach. Das Christenthum ist die süß duftende, dunkelrothe Blüthe auf dem obersten Zweige am Baume des religiösen Lebens der Menschheit.

Wenn aber das Christenthum das Resultat der Entwicklung ist, muß man dann nicht erwarten, daß diese Entwicklung weiter gehen und zuletzt über das Christenthum hinauswachsen und es hinter sich zurücklassen wird? Manche Forscher ziehen diesen Schluß voreiliger Weise. Dogmatische Theorien über die Erlösung, Erzählungen von der Schöpfung, kirchliche Einrichtungen und Cereimonien werden allerdings höchst wahrscheinlich überholt werden und veralten. Von dem, was man christliche Theologie nennt, wird vieles abgestoßen und zurückgelassen werden, gerade wie die Bohne beim Wachsen ihren Keim abstößt. Alles Leben giebt sich selbst seine Gestalt und kleidet sich in äußere Formen und Einrichtungen, aber das ist alles nur das Gewand, das man nach der Mode der Zeit schneidet und trägt. Ein Knabe mag Schnitt und Art seiner Kleidung mit jedem Jahre wechseln und muß sie mit dem Wachsthum seines Körpers größer machen lassen, aber doch ist er von den Tagen der Kindheit bis zum Alter derselbe Mensch, der erst Jüngling und dann Mann wird. Gerade so muß das Christenthum die Tracht seiner Kindheit ablegen und mit seinem fortschreitenden Wachsthum größere Kleider anlegen, aber daraus folgt noch keineswegs mit Nothwendigkeit, daß es selbst überholt werden wird und zurückbleiben muß. Wenn es einen Hauch des Göttlichen und

Ewigen in sich trägt, so wird es ewig leben, und wenn dieses Ewige in ihm gerade zu dem Kern dessen gehört, was Jesus gelehrt hat, so dürfen wir nach allen Regeln der Logik es noch immer Christenthum nennen.

Ich habe oben schon gezeigt, daß Jesus mit den Worten: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst“ Religion und Moral geradezu in eins verschmolz und alles Leben gerade in derselben Weise mit Gott in Verbindung setzte, wie das die Entwicklungslehre heutzutage thut. Sene Worte machte Jesus zum Mittelpunkt seiner Lehre und sie sind noch immer das höchste Ziel für das Streben nach Vollkommenheit, so daß, so weit ich sehen kann, der höchste Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit, sowohl für jeden Einzelnen wie für die Gesellschaft und den Staat, sich immer nur mehr und mehr diesem unendlich hohen und fernen Ziele nähern kann. Es enthält das Gebot der Vollkommenheit, und über die Vollkommenheit kann Gott selbst nicht hinauswachsen.

Mögen also immerhin die populären Formen, Glaubensbekenntnisse und Einrichtungen überholt und durch bessere ersetzt werden, der wesentliche Geist und das innere Leben des Christenthums wird immer völliger mit dem Geist und Leben der Entwicklungslehre sich verschmelzen, so weit die letztere die Menschheit durchdringt, und die ganze Gewalt der Entwicklungs-idee wird und muß die Menschheit erheben und vorwärts treiben zu dem höchsten und vollkommensten christlichen Leben.

Ist hiernach nun die Entwicklungslehre ein radikales oder conservatives Element in der Religion? Sie ist beides. Sie ist radikal, insofern sie die vergänglichen Formen aufzehrt, niederreißt, überholt, denn diese Dinge werden, wenn sie einmal in sich verrottet und zerfallen sind, nur Hindernisse auf dem Wege menschlichen Fortschritts. Aber was das Wesen und innere Leben der Religion betrifft, so ist die Entwicklungslehre conservativ. Denn sie lehrt, daß Leben die eine große wichtige Hauptsache ist. Die Formen sind des Lebens wegen da, nicht das Leben der Formen wegen. Nach der Entwicklungslehre darf man also eine unvollkommene, vielleicht gar groteske Form nicht für so wichtig halten, daß man, um sie nur zu entfernen, das Leben selbst in Gefahr bringen dürfte. Man

muß lieber eine Blume in einem zerbrochenen Topfe lassen, als daß man durch Zerschlagen des Topfes die Blume selbst in Gefahr brächte. Man muß einem Menschen lieber das unvollkommene Schutzbach einer Hütte lassen, als daß man sie ihm während eines Gewitters über dem Kopfe abbräche, wenn man ihn nicht in ein besseres Haus führen kann. Indem der Anhänger der Entwicklungslehre alle Dinge als ein Gewächs aus kleinen Anfängen betrachtet, lehrt er den Wipfel des Baumes die Wurzel nicht zu verachten und das Hausdach nicht die Grundschwelle, den Kopf nicht die Füße gering zu schätzen. Er ist tolerant gegen die Unwissenheit und die halbe Entwicklung und das langsame Wachsen, wodurch ein wenig zu mehr wird. Da Gott Millionen Jahre gebraucht hat, um die Erde auch nur für Reptilien bewohnbar zu machen, so dürfen wir nicht von ihm verlangen, daß er in sechs Tagen die Reptilien zu Menschen und die Menschen zu vollkommenen Wesen machen solle.

Die Entwicklungslehre ist also selbst gegen die Fetischreligion tolerant. Wir werden keinem unwissenden Gözendiener sein Idol aus der Hand schlagen, wenn wir es nicht durch ein besseres und reineres Symbol ersetzen können. Wir würden den Muhamedanismus nicht zerstören, wenn wir ihn in den Herzen seiner Anhänger nicht durch einen besseren Gott als Allah und eine höhere Moral als die des Koran ersetzen könnten. Wir werden der katholischen Dienstmagd ihren Rosenkranz und ihre Messe lassen, bis sie sich zu einer reineren und geistigeren Idee der Religion erheben kann. Ihr jene Dinge zu nehmen und sie mit leerer Hand und leerem Herzen stehen zu lassen, wäre ganz gegen den Geist unserer Lehre und würde uns gottlos erscheinen. Wir lassen dem Knaben sein Spielzeug, bis er ein Mann wird und von selber „abthut, was kindisch ist“. Der Orthodorie gegenüber freuen wir uns, wenn die Menschen so lange bei ihr verbleiben, bis sie sehen und merken, daß etwas anderes besser ist. Das sittliche und religiöse Leben steht uns obenan, religiöse Formen, Bekenntnisse, Gebräuche sind nur Aeußerungen des Lebens und dazu bestimmt ihm zu dienen. Sobald das Leben wächst und sich dehnt, wird es die Hülle, die drohte zur Kette zu werden, sprengen, durchbrechen und abwerfen, wie der schwellende Strom im Frühling das Eis, das ihn bedeckte,

auf seinen Wogen schaukelt und wegschwemmt, weil es nicht stark genug war ihn zu halten.

Die Entwicklungslehre wird also auch in der Religion trachten die Wahrheit zu finden und sie zu verbreiten, in der Ueberzeugung, daß das innere Leben stark genug ist die Rinde zu dehnen und sie den verschiedenen Stufen des Wachsthum's anzupassen. Ertragen wir in Geduld die Dämmerung, weil sie zum Sonnenaufgang führt. Vertrauen wir auf die Zeit, auf das Licht, auf das Wachsen, auf Gott. Haben wir Geduld mit den niederen Lebensformen auch im Leben der Menschheit, wissen wir doch, daß sie nur die nothwendige Durchgangsstufe jener Kindheit sind, die einst heranwachsen und zu einem vollkommneren Geschlecht sich gestalten wird:

Der Menschheit Kern,
Ein Geschlecht, das schauen wird in's Angesicht
Der Wissenschaft und herrschen wird auf Erden ganz,
In seiner Hand ist die Natur ein offnes Buch,
Das Thierische wird ausgelöscht im Menschen sein,
Und alles, was wir je gedacht, in Lieb gethan,
Geduldet auch und still gehofft, ist Same nur,
Der aufgeht dann und Früchte trägt.

Denn jede Gegenwart ist nur die Saatzeit für eine bessere Zukunft. Auf diese vertrauen wir und warten der vollkommneren Entfaltung des Gottes,

Der ewig lebt und liebt,
Der Geist, Gesetz und letzter Grund
In allem, was da lebet, ist,
Zum höchsten Ziel das Weltall lenkt.

XII.

Die Unsterblichkeit.

Der Glaube an irgend eine Art von zukünftigem Leben scheint so alt zu sein wie die Menschheit. Das Zeugniß dafür hat ein viel größeres Alterthum als irgend eine schriftliche Urkunde. Es redet schon zu uns aus den Grabhöhlen, in welchen man die Ueberreste des prähistorischen Menschen entdeckt hat. Die alte Frage Hiobs: „Wenn der Mensch stirbt, wird er wieder lebendig?“ ist also von dem Menschenherzen schon tausende von Jahren vor Job gestellt und, ob mit Recht oder Unrecht, bejahend beantwortet worden.

Soviel wir wissen, werden die Thiere von den Räthselfragen des Lebens nicht berührt, sie machen keinen Versuch die Grenzlinie zwischen Recht und Unrecht zu ziehen. Sie schützen sich vor dem Sturm, spielen im Sonnenschein, essen, trinken, schlafen, und wenn die Todesstunde naht, so legt ein Schaf, ein Pferd, ein Hund sich nieder ohne die ängstliche Frage, was wohl nach dem Tode kommen mag. Sie halten niemals still, um wie Hamlet an der Grenze des Erdendaseins ein Selbstgespräch zu führen:

Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen, ja da liegt's,
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn.

Gedanken und Betrachtungen dieser Art sind auf die Menschheit beschränkt.

Aber in welchem Punkte der aufsteigenden Entwicklung vom Thiere zum Menschen das neu entwickelte menschliche Herz anfang, solche Fragen über eine etwaige Zukunft jenseits des Grabes aufzu-

werfen, das läßt sich jetzt nicht mehr feststellen. Doch vermögen wir weit genug zurückzuschauen, um den vermuthlichen Gedankengang zu erkennen, aus welchem jener Glaube sich zuerst erhob. Ja, wir können sogar denselben ursprünglichen Glauben und Gedankengang noch heute bei manchen Völkern finden. Wollt ihr wissen, wie ein hundert Jahr alter Eichenbaum entstanden und gewachsen ist, so braucht ihr nichts weiter zu thun als eine keimende Eichel zu beobachten und zu sehen, wie der kleine Stamm sich daraus entfaltet. So kann man auch die Gedanken, welche das Menschengeschlecht in seiner Kindheit hegte, noch in der geistigen Entwicklungsstufe derjenigen Völkerstämme wiedererkennen, welche noch jetzt in ihrem Kindesalter stehen. Auf diese Weise kommen wir dazu die Entstehung des Unsterblichkeitsglaubens zu erkennen.

Die ersten Menschen machten eine ganz gute Schlußfolgerung, wenn man ihre Kenntnisse und geistigen Fähigkeiten bedenkt. Sie scheinen ungefähr so geschlossen zu haben: Sie betrachteten den Körper eines Gestorbenen, da waren die Füße, die so schnell bei der Jagd oder auf dem Kriegspfade waren, da die Hände, die den straffen Bogen spannten oder den Speer warfen; das Auge, das so schnell und sicher gewesen wie das des Habichts gegen seine Beute, war nun stier und blind, das Herz schlug nicht mehr, und das Ohr, das niemals taub gegen den Ruf eines Gefährten oder die Herausforderung eines Feindes gewesen, war jetzt gegen beide gleicherweise gleichgültig. Da sagten sie zu sich selbst, wie sie ihn so steif, kalt und still daliegen sahen: „Das hier ist doch nicht alles, was wir an ihm besaßen. Er, der uns liebte, gegen unsere Feinde kämpfte und mit uns das Wild jagte, er ist nicht dieser Körper. Er ist fortgegangen und hat den Körper verlassen. Aber er war mehr als dieser Leib und von ihm verschieden“. So entstand nothwendigerweise der Gedanke eines von dem Körper verschiedenen Lebens.

Anderer Gedankengänge führten zu demselben Resultat. Sie sahen Gestalten und hörten Stimmen in ihren Träumen. Da sie nichts von den wirklichen Ursachen ihrer Entstehung wußten, mußten sie sie natürlich so gut erklären, wie sie konnten. Sie sahen nicht ein, warum ihre Erlebnisse im Traum nicht ebenso wirklich sein sollten wie die im Wachen. Deshalb betrachteten sie diese Traumgestalten, welche kamen und sie umschwebten und mit ihnen sprachen,

als wirkliche Personen. Und wenn ein Freund starb und im Traum zu ihnen kam, so schien ihnen dadurch das Räthsel des Todes gelöst, denn hier war ja dasselbe wohlbekannte Gesicht, dieselbe Gestalt, ihnen zulächelnd, mit ihnen redend, wiewohl der Körper im Grabe lag. So kamen sie nothwendig zu der Annahme, daß jeder Mensch ein Doppelwesen sei, bestehend aus einem Körper und noch einem andern Selbst, einem Geiste oder schattenähnlichen Wesen. Sie wußten noch nichts von den Gesetzen des Sonnenlichtes, wonach jeder Gegenstand einen Schatten wirft, wenn das Licht auf ihn fällt; und sie sahen, daß zu Zeiten, wenn Wolken kamen, oder wenn sie unter die Bäume oder in ihre Hütten gingen, diese geheimnißvollen Schatten verschwanden oder sich versteckten. Auf diese Weise kamen sie dazu ihren Schatten und jenes zweite Ich, das in Träumen kam und ging und beim Tode verschwand und den Körper ganz verließ, für ein und dasselbe Wesen zu halten. Dieses zweite Ich schaute sie auch an aus dem Spiegel krySTALLNER Seen und Quellen. Und so sicher erschien ihnen dieser Glaube, daß sie es für gefährlich hielten am Ufer eines Flusses entlang zu gehen, wo ihr Schatten in's Wasser fiel, weil ein Krokodil kommen und den Schatten packen und dadurch ihren Tod herbeiführen könne. Sie kamen zu dem Glauben, daß alle Träume ein wirkliches Geisterleben seien, wo ihre Seelen auf Reisen gingen, oder andere Seelen kämen sie zu besuchen. Daraus entstand der fast allgemeine Glaube an Visionen als Offenbarungen aus der unsichtbaren Welt, und alle Arten modernen Aberglaubens an Träume als Warnungen oder Zeichen haben eine ähnliche Entstehung gehabt und sind nur Ueberbleibsel aus jenen alten Zeiten.

Dann fanden sie auch die Seele in einzelnen bestimmten Theilen des Körpers, im Augapfel, im Herzen, im Blute, im Athem. Nach hebräischer Anschauung z. B. hatte Gott dem Adam die Seele in die Nase geblasen, oder wie es im Gesetze hieß: Das Leben ist im Blute. Bei Homer stürzt der Schatten oder die Seele des Kriegers aus der Todeswunde hervor. Bei andern Völkern redete man davon, daß das Herz komme oder gehe, je nachdem die Lebenskraft stieg oder fiel.

So viel zur Erklärung, wie der Gedanke an ein Doppelwesen im Menschen zuerst entstand. Nun noch ein Wort über die Art,

wie und wo man sich das zukünftige Leben von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart gedacht hat. Die früheste Vorstellung scheint gewesen zu sein, daß die Seelen der Todten noch ihren alten Körper und Wohnplatz lieben mußten. Deshalb dachte man, daß sie um die Stätte ihres Grabes schwebten oder durch das Dorf zögen, wo ihre Heimat war. Dieser älteste Glaube schaut noch hervor aus der abergläubischen Angst, mit welcher manche Menschen des Nachts über einen Kirchhof gehen. Das ist ein Rest jenes alten Glaubens, daß der Geist noch in der Nähe des Grabes weilt. Und die Geschichten von Spukhäusern sind nur Ueberbleibsel des Glaubens alter Zeiten, daß die Seele an ihrer irdischen Wohnstätte haftet. So steht auch die Sitte der Egypter den Leib in Mumienform zu erhalten, nicht bloß in Zusammenhang mit ihrem Glauben an eine leibliche Auferstehung, sondern entstand auch aus dem Gedanken, daß sie die Seele hindern könnten weit fort zu gehen, so lange sie nur den Körper erhielten.

Die nächste Stufe des Glaubens geht etwas höher. Man dachte, daß der Ahnherr eines Stammes noch Interesse an demselben nähme und nach dem Tode noch seine Autorität über ihn behauptete. Daher nahm man an, daß er in der andern Welt geschäftig sei eine Heimath und ein Reich für die Geister seiner Nachkommen zu bereiten. Man glaubte, daß er in diesem Reiche die Seelen seiner Stammesgenossen bei ihrem Eintritt in das Schattenland in Empfang nehme und über sie herrsche. Sterben war für sie daher nichts als zu ihren Stammvätern gehen.

Eine dritte Stufe in diesem Glauben wird durch die Elysischen Gefilde der Griechen und Römer, die Inseln der Seligen, und die Walhalla Odins bei unsern Scandinavischen Stammesgenossen bezeichnet. Sokrates sprach kurz vor seinem Tode mit seinen Schülern von seiner Hoffnung in den Elysischen Gefilden die weisen, die großen und guten Männer der Vorzeit zu treffen und mit ihnen zu wandeln und zu reden. Und so sehr trennte er in Gedanken sein eigenes Selbst von seinem Körper, daß er, als einer seiner Freunde von seiner Beerdigung sprach, scherzhaft sagte: „Ihr könnt mich bestatten, wie ihr wollt, wenn ihr nur überhaupt im Stande sein werdet mich zu fassen“. Er erwartete eben, daß er selbst fort sein werde, wenn auch sein Leib zurückbleibe.

Die Juden hatten Anfangs keinerlei Glauben an ein künftiges Leben, als aber die Idee eines Messianischen Reiches bei ihnen entstand, glaubten sie, daß der kommende Erlöser aus Davids Stamm die Todten auferwecken und ein herrliches ewiges Königreich auf der erneuerten Erde gründen werde. Ihre Hoffnung war also dabei eine materielle (irdische).

Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß bis zu dieser Stufe der Entwicklung fast noch keine Spur von Hoffnung auf freundschaftliche Gemeinschaft mit den Göttern oder eines mit ihnen zu bewohnenden Himmels zu finden ist. Obins Hallen bilden in Wirklichkeit keine Ausnahme von dieser Thatsache, denn dieses ewige Festgelage war nur den tapfersten Kriegern vorbehalten, die kämpfend in der Schlacht fielen. Die gewöhnliche Menschheit hatte keinen Theil daran.

Die letzte geschichtliche Phase, auf welche ich hinweisen möchte, ist die älteste christliche Vorstellung von einem Himmel bei Gott. Das war ursprünglich nur die hebräische messianische Idee in einer etwas veränderten Gestalt. Johannes in der Offenbarung malt den neuen Himmel und die neue Erde und beschreibt die Stadt Gottes herniederfahrend von Gott aus dem Himmel, um auf Erden zu bleiben. In dieser Stadt mit Perlethoren und goldnen Gassen sollten die Völker derer, die gerettet wurden, wohnen und Gott sollte bei ihnen wohnen und ihr Gott sein. Die Erlösten sollten in ihren auferstandenen Leibern in dieser materiellen herrlichen Stadt leben. Sie würden, heißt es, weder Sonne noch Mond bedürfen, denn Gott werde ihr Licht sein. Sie sollten nie hinausgehen, und der Tod nie hereinkommen. Das war die ursprüngliche Erwartung der ersten Kirche. Als aber die Erfüllung sich verzögerte, fing man an die Stadt Gottes grade über dem festen Gewölbe des Himmels zu denken und anzunehmen, daß die Seligen dorthin gegangen seien. Als die neuere Astronomie die Vorstellung eines solchen Himmelsgewölbes zerstörte und die Menschheit erkannte, daß es nur aus optischer Täuschung entstehe, mußte man natürlich auch die Stelle für den Himmel anderwärts suchen. Manche verlegten ihn in den Mond, andere schrieben ganze Bücher, um zu beweisen, daß er auf der Sonne sei. Einige haben angenommen er sei auf der Halbhöhne, weil man diesen Stern für den Mittelpunkt des großen Sternens-

system hielt, zu dem unser Sonnensystem gehört. In einer seiner neuesten Predigten behauptet Pastor Talmage (in New-York), der davon spricht, als wäre er dagewesen und müßte es wissen, daß der Himmel sich auf der Centralsonne des Weltalls befindet, von welcher er annimmt, daß sie millionenmal größer ist als irgend ein anderer Stern. Da Herr Talmage dieser Sache das Gewicht seiner ungeheuren Autorität geliehen hat, so hat es natürlich keine irgend in's Gewicht fallende Bedeutung, wenn ich hinzufüge, daß kein anderer Sterblicher etwas von der Existenz oder Beschaffenheit solcher Centralsonne weiß. Wir wissen wohl, daß es Sterne giebt, die so weit von uns entfernt sind, daß das Licht mit seiner mehr als blitzschnellen Geschwindigkeit einige Millionen Jahre gebraucht, um von dort hierher zu gelangen. Aber Herr Talmage versichert uns, daß wiewohl sein Himmel noch weiter entfernt ist, eine Seele die Reise dahin in dem Bruchtheil einer Sekunde machen kann. Das ist ein großer Trost, denn sonst müßten wir besorgen, daß selbst Adam während der bisherigen 6000 Jahre noch kaum den ersten Anfang der Reise hinter sich habe.

Eine der stehenden Anklagen der Kirche gegen die Wissenschaft lautet, daß letztere materialistisch sei. Ich möchte im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß die ganze kirchliche Vorstellung vom zukünftigen Leben von jeher und noch jetzt der reinste Materialismus war und ist. Der materielle Leib soll auferstehen und in einem materiellen Himmel wohnen.

Das waren also einige der vorzüglichsten Ansichten der Menschheit über die Beschaffenheit und die Lage des Himmels. Wir mögen darüber nachdenken, daran glauben, darauf hoffen, aber jeder gebildete und denkende Mensch wird sich bedenken zu behaupten, daß er etwas darüber wisse. Nur die Unwissenheit ist dreist, denn von jeher war es richtig, was Pope sagt, daß Narren da hereintappen, wo Engel sich fürchten nur aufzutreten. Demüthiges Wissen aber wartet, bis es neues Licht empfängt.

Da nun all jene Formen, in denen der Glaube an ein anderes Leben bisher aufgetreten ist, durch die moderne Wissenschaft widerlegt und von ihr überholt sind, so entsteht die wichtige Frage: Müssen wir darum die Hoffnung selbst als unvernünftig aufgeben? War sie nur ein Traum aus dem Kindesalter der Menschheit, aus

welchem eine herangewachsene Erkenntniß jetzt aufgewacht ist? Jedenfalls war es eine großartige Hoffnung, ein schöner und erhabener Traum, und es zeugt von einer merkwürdigen und hohen Befähigung des Menschen, daß er dergleichen auch nur hoffen oder träumen konnte. Aber natürlich werden wir diese Erwartung aufgeben, wenn wir durch Einsicht dazu genöthigt werden, auf keinen Fall aber eher, als bis das geschieht. Erheben wir also die Frage, ob noch eine Theorie vom andern Leben übrigbleibt, die ein verständiger und denkender Mensch festhalten kann. Wenn ich die Gedanken der Menschen über diesen Gegenstand überblicke, so entdecke ich zwei, die ich versuchen muß an dieser Stelle auseinander zu setzen.

1) Erstens giebt es nämlich eine materialistische Ansicht vom Jenseits, die auf dem Standpunkt unseres gegenwärtigen Wissens nicht widerlegt werden kann. Es ist ja bekannt, daß alle unsere Sinne sich nur in gewissen sehr engen Grenzen bewegen, innerhalb deren sie uns mit der uns umgebenden Welt in Berührung zu bringen vermögen. Alles, was außerhalb dieser Grenzen liegt, sind wir unfähig wahrzunehmen. Wir sehen z. B. nicht alle Formen und Farben, wir hören nicht alle Töne, riechen nicht alle Gerüche, können nicht alle Substanzen mit Bewußtsein berühren, nicht jeden Geschmack schmecken. Das Sehen hängt ab von der Zahl der Wellenbewegungen des Lichtes. Betragen diese Bewegungen weniger als eine bestimmte Anzahl in der Sekunde, so rufen sie im Auge keine Lichtempfindung hervor, betragen sie mehr als eine andere bestimmte Anzahl, so können wir sie auch nicht sehen. So ist also die kleine Skala zwischen zwei bestimmten Zahlen, welche die Quantität der Wellenbewegungen in einer Sekunde angeben, die Grenze für unsere Lichtempfindung. Eine ganze Welt von Dingen mag auf der einen und eine andere ganze Welt auf der andern Seite dieses engbegrenzten Umfangs liegen, für welche beide wir vollständig blind sind. Es giebt folglich Formen und Farben auf allen Seiten um uns her, die wir weder fühlen noch sehen können. Und etwas ähnliches gilt von unserm Gehör. Wir können auch nur innerhalb bestimmter Grenzen hören. Wären unsere Sinne scharf genug, das Schweigen einer Sommernacht würde für uns zu einem donnerähnlichen Tumulte werden. Wir würden die Blumen in unserm Garten so laut wachsen hören, wie wir jetzt bei einem Sturme

die Wogen gegen das Ufer schlagen hören. Hurley sagt, daß, wenn wir im Stande wären, die Bewegungen zu belauschen, die beim Wachsen einer Brennessel vor sich gehen, das für uns ebenso laut werden könnte wie der Lärm und das Getöse einer großen Stadt.

So lange wir also nicht das Gegentheil wissen, ist es wohl denkbar, daß eine höhere geistigere Art von Wesen rings um uns her eine andere ungesehene Welt bewohnt. Schon Milton sagte:

Millionen geistiger Geschöpfe wandern auf der Erde
Ungelesen von uns im Wachen wie im Schlafe.

Natürlich beweist das Dichterwort nicht, daß es so ist, alles was ich zeigen will, ist nur, daß dergleichen möglich ist. Daß wir solche Wesen nicht sehen und hören, ist kein Beweis dafür, daß sie nicht existiren. Die Himmelsräume zwischen den Planeten können Wohnstätten für ein Universum lebendiger Wesen sein, was unsre Sinne auch vom Gegentheil sagen mögen. Ich glaube, daß dem modernen Spiritismus ein Gedanke dieser Art zu Grunde liegt. Ich bin freilich noch nie zu der Ueberzeugung gekommen, daß es damit wirklich sich so verhält, aber sicher kann nichts von allem, was wir jetzt wissen, die Unmöglichkeit einer solchen Existenz beweisen.

Vor kurzem wurde ein merkwürdiges Buch veröffentlicht unter dem Titel: Das ungesehene Weltall. Es ist das Werk zweier hervorragender englischer Gelehrten und unternimmt es auf wissenschaftlicher Grundlage die Möglichkeit des Daseins einer unsichtbaren Welt zu beweisen, welche mit unserer jetzigen enge zusammenhänge, aus welcher die sichtbare Welt entstanden sei, und in welche sie wieder zurückkehren werde. Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur die Grundzüge ihrer Beweisführung wiedergeben wollte. Sie beweisen auch keineswegs die Thatsache selbst, aber sie beweisen die Möglichkeit. Und nur darum ist es mir jetzt zu thun.

So ist es also nicht unvernünftig an die Möglichkeit eines andern Lebens zu glauben, selbst wenn die Ansicht über dasselbe nur eine verfeinerte Art von Materialismus ist.

2) Es giebt aber noch eine andere rein geistige Theorie. Von dem Augenblick an, da der erste Mensch seinen Schatten erblickte und von seinem andern Selbst zu reden begann, bis auf die Gegenwart ist es immer üblich gewesen von dem Menschen zu reden als

bestehend aus Geist und Materie. Zu erkennen, was der Geist ist, ob er ein Erzeugniß der Materie ist oder etwas von ihr verschiedenes, das war das Bemühen aller Zeiten. Aber die Frage ist noch nicht entschieden. Einige materialistische Gelehrte behaupten bewiesen zu haben, daß der Gedanke ein Produkt des Gehirns ist grade so wie die Galle ein Produkt der Leber. Moleschott erklärte: — als ob behaupten bewiesen wäre — „Kein Gedanke ohne Phosphor“, aber selbst das zugegeben, wäre damit noch keineswegs bewiesen, daß der Gedanke das Produkt des Phosphors sein müßte. Es giebt keinen Blitz ohne die nöthigen atmosphärischen Vorbedingungen, aber daraus folgt nicht, daß diese Vorbedingungen die Elektrizität erzeugen. Was ist denn nun die Ansicht der bedeutendsten modernen Gelehrten über die Beziehung des Geistes zum Gehirn? Sie sind geneigt zu der Annahme, daß die einzig wirklichen Realitäten Gott und der Geist sind, und daß die Welt nur die unendlich mannigfache Offenbarung Gottes für das menschliche Bewußtsein ist. Was wissen wir z. B. von einem Schreibpult? Ich berühre es mit meiner Hand und empfinde die Berührung. Alles was ich nun wirklich davon weiß, ist nur meine eigene Empfindung, und daß etwas außer mir diese Empfindung verursacht hat. Aber daß all dies Etwas, was außer mir ist, und was ich das Weltall nenne, etwas anderes oder etwas mehr sei als die Offenbarung des unendlichen Geistes für mich, das weiß ich nicht.

Weit entfernt daher zu wissen, daß der Geist das Produkt des Gehirns ist, wissen wir weiter nichts, als daß die Thätigkeit des Geistes gleichzeitig mit gewissen Molekularbewegungen im Gehirn vor sich geht. Aber alle diese Bewegungen können erklärt und berechnet werden ohne jede Beziehung zum Geiste. So wird auch die elektrische Bewegung in einem Telegraphendrahte von gewissen Molekularveränderungen in dem Drahte selbst begleitet, aber der Draht ist nicht die Elektrizität und ruft sie nicht hervor.

Da es also der Wissenschaft bisher in keiner Weise gelungen ist, den Geist als einen Theil oder ein Produkt der Materie zu erklären, so ist es vollkommen vernünftig für den Menschen an ein rein geistiges Sein zu glauben, welches getrennt von jeder materiellen Substanz existiren kann.

Ich bitte dabei zu beachten, daß ich nicht behaupte, die Theorie

von einem materiellen oder die von einem geistigen zukünftigen Leben bewiesen zu haben. Ich habe nur zeigen wollen, daß es Lehren darüber giebt, welche gebildete Menschen auch im klarsten Lichte der modernen Wissenschaft festhalten können, ohne sich dem Vorwurfe unvernünftiger Ansichten auszusetzen.

Von dieser Basis aus möchte ich nun einige Wahrscheinlichkeiten in Betrachtung ziehen. Vermuthlich wird kein gebildeter Mensch behaupten, daß er die Unsterblichkeit beweisen kann. Wir können eben nur die Möglichkeiten erwägen und zusehen, auf welche Gründe wir unsere Hoffnung bauen mögen.

Zunächst will ich etwas bloß Negatives feststellen. Unsere gegenwärtige Unwissenheit über die Art und selbst die Thatsache eines unsterblichen Lebens, ist kein triftiger Grund gegen seine Wirklichkeit. Der Mensch kennt nichts, was jenseits der menschlichen Erfahrung liegt. Das unsterbliche Leben aber liegt schon dem Wortsinne nach über und jenseits der irdischen Erfahrung des Menschen. Auch die Raupe weiß wahrscheinlich nichts von einem Leben, das sich von dem mühseligen Kriechen im Raupenzustande unterscheidet. Das beweist aber nichts gegen die Thatsache, welche wir kennen, daß die Raupe ein Schmetterling werden wird. Ein Knabe kennt die Gedanken des Mannes nicht und kann sie nicht kennen. Er sieht wohl Männer um sich her und ist Zeuge ihrer Arbeiten, aber er hat keinen Begriff und kann keinen haben, was es eigentlich zu bedeuten hat ein Mann zu sein. Es liegt das jenseits seiner Erfahrung.

Wenn es also ein von unserm jetzigen ganz verschiedenes höheres Leben giebt, so darf es uns nicht befremden, daß wir nichts genaues darüber wissen. Vielleicht ist das für uns unmöglich. Man kann Niemandem etwas begreiflich machen, was ganz und gar verschieden von allem ist, was er je gesehen und gehört hat. Räme also z. B. ein Engel und berichtete uns etwas von einem andern Leben, so würde uns das unverständlich bleiben, außer wenn er es in die Sprache unserer Erfahrung übersetzte. Ein Licht, das niemals schien, weder zu Wasser noch zu Land, würde uns unbegreiflich sein. Unser Nichtwissen ist also keinerlei Grund gegen den Glauben.

Sodann muß man wohl beachten, daß der Glaube an Unsterblichkeit einmal da ist und herrscht. Er wird also auch bleiben so

lange, bis er gestürzt wird, und das ist in der Ordnung. Es ist unzweifelhaft richtig, daß alle Menschen überall an ein zukünftiges Leben geglaubt haben, wenn auch unter verschiedener Form. Die Ausnahmen sind sehr selten gewesen, so selten, daß sie kaum hinreichen die Regel zu bestätigen. Die Pflicht des Beweises liegt also den Zweiflern ob. Sie müssen es beweisen, wenn sie den allgemeinen Glauben für eine Täuschung oder einen Betrug halten. Tennyson giebt dem allgemeinen menschlichen Instinkt und der Sehnsucht einen schönen Ausdruck wenn er singt:

Dein sind die Welten voller Licht,
In Mensch und Thier das Leben dein,
Den Tod auch schufst du und dein Fuß
Steht auf dem Schädel, den du schufst.

Du wirfst im Staub' uns lassen nicht,
Wozu denn schufst den Menschen du?
Kann er zum Tod geschaffen sein? —
Du schufest ihn und bist gerecht.

Niemand kann uns unvernünftig schelten, weil wir den allgemeinen Glauben der Menschheit theilen, bis man uns seine Falschheit bewiesen hat.

3) Je weiter der Entwicklungsproceß vor sich geht, desto voller und inhaltsreicher gestaltet sich das Leben, je inhaltsreicher aber das Leben wird, desto stärker wird auch der Glaube an seine Fortdauer. In Zeiten der Sorge und Ermüdung haben wir das Gefühl, als ob das Leben selbst eine Last sei, und als könne man die einzige wahre Ruhe und den Frieden nur in einem langen und traumlosen Schlaf finden. Man hört von Menschen, die sich von dem Gedanken ewig zu leben abgestoßen fühlen und sich eine Gewißheit solches Glaubens gar nicht wünschen. In der alten Mythe bittet Tithonus die Götter ihm die Gabe eines ewigen Lebens auf Erden wieder abzunehmen, weil sie solche Last für ihn geworden sei. Aber in allen solchen Fällen belasten die des Lebens Müden ihren Gedanken an Unsterblichkeit mit den Beschwerden endloser irdischer Sorgen. Sie werden nicht eigentlich des Lebens überdrüssig, sondern nur der Mühseligkeiten und Beschwerden, welche die Fülle und Kraft des Lebens vermindern. Das Leben an sich ist immer Freude und Stärke. Deshalb bleibt es trotz aller Selbstmorde und

giebt, denn der Einfluß des Lichtes und seines Reflexes von Gegenständen der Außenwelt hat das Auge geschaffen. Der Schall schuf das Ohr und sein bloßes Dasein beweist die Realität des Schalles. Ebenso kann auch der Sinn für Gerechtigkeit, Schönheit und Wahrheit nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt sie seien durch gewisse Realitäten außerhalb des Menschen hervorgerufen und stellen dieselben dar; und die einfachste Erklärung jener Hoffnung und Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist die, anzunehmen, daß sie von einer ewigen Realität hervorgerufen ist und ebendieselbe darstellt.

6) Kein Geschöpf kann mit seinen Gedanken über sein eigenes Wesen hinausgehen. Die Kunst beweist durch ihr Dasein, daß sie als Anlage im Menschen liegt. Die Poesie beweist, daß die Menschheit der Poesie fähig ist. Tausende Märtyrer beweisen, daß Heldenmuth ein Theil der Menschheit ist. Daß Menschen das Göttliche und Unendliche denken können, beweist also auch, daß etwas Göttliches und Unendliches im Menschen liegt. Wenn ein Pferd sich hinsetzen und nachdenken könnte, wenn es seinen eignen Körperbau studiren, das Weltall erforschen, herrliche Gedanken in herrliche Verse bringen und über die Natur und Bestimmung des Pferdes spekuliren könnte — so wäre man gezwungen darin einen Beweis zu sehen, daß solches Thier Fähigkeiten hätte, welche es über das thierische Wesen hinausheben und mit der Menschheit auf eine Stufe stellen. Wenn folglich der Mensch denken, studiren, spekuliren kann über die Grenzen seines gegenwärtigen Daseins hinaus, so zeigt dies, daß in ihm die Fähigkeit liegt die Grenzen seines Erden-daseins zu überschreiten und sich auf eine höhere Stufe des Lebens aufzuschwingen.

7) Endlich liegt in uns der Sinn für die Gerechtigkeit und der unzerstörbare Glaube, daß irgendwo irgend einmal alle Dinge gerecht geordnet werden müssen. Hienieden werden wir beständig schmerzlich berührt von der Wahrnehmung des Bösen. Dem Psalmsänger gleich möchten wir ausrufen: „Die Grundvesten der Erde sind ausgerentt.“ Die Bösen gedeihen, die Guten werden verfolgt. Die Frage, die im Buche Hiob behandelt wird, ist die Frage aller Zeiten und Länder. Aber Hiob wußte keine Antwort, und die ganze Welt hat keine Antwort gewußt. Was ist der Zweck aller Sorge und alles Unrechts? Wenn es im Mittelpunkte der Welt

kein Recht und keine Gerechtigkeit giebt, woher kommt denn dem Menschen dieser Sinn für das Gute und Rechte? Es muß doch eine innere Antwort in uns auf irgend eine ewige Wirklichkeit sein. Wenn aber das Gute und Rechte einer ewigen Realität entsprechen, so muß endlich einmal alles zu einem guten Ende kommen, wir müssen überzeugt sein, daß irgendwie das Gute der letzte Zweck des Uebels ist. Aber wir sehen das hier auf Erden nicht, und deshalb hat der Mensch sich aus dieser Sehnsucht heraus stets eine bessere Zukunft construirt und auf die Frage: „Was haben wir zu hoffen von Vergeltung?“ ist immer die Antwort erschollen: „Jenseits des Vorhangs, jenseits!“

Was ist also unsere Ansicht? Der Glaube an ein zukünftiges Leben ist allgemein und ist etwas Natürliches. Er kann sich darauf berufen, daß er angestammt und wesentlich im Menschen liegt, bis er als falsch bewiesen wird. Aber als falsch kann er nicht bewiesen werden. Der Zweifel kann höchstens sagen: Wir wissen nichts darüber. Darum mag der Glaube bleiben, und Niemand soll so ungerecht sein ihn unvernünftig zu schelten. Außerdem giebt es viele Anzeichen, welche auf diesen Glauben als die vernünftigste Lösung aller Räthsel deuten. In der Annahme eines zukünftigen Lebens finden alle bekannten Thatfachen ihre befriedigendste Erklärung. Da sich dies so verhält, dürfen wir den Glauben an die Unsterblichkeit ebenso logisch in Anspruch nehmen, wie der Astronom das Dasein eines noch ungeesehenen neuen Planeten behauptet, weil die Störungen in den Bahnen der übrigen gebieterisch eine solche Erklärung fordern.

Das wichtigste aber für uns ist die praktische Aufgabe, daß wir ein Jeder für seine Person mitarbeiten mit jenen Kräften und Tendenzen in unserm eignen Wesen, die uns in Lebensgemeinschaft mit dem ewigen Geiste versetzen. Der Fortschritt der Welt vollzieht sich und läßt alles zurück, was nicht fähig ist auszudauern. Folglich können wir uns nicht besser auf die Zukunft vorbereiten, als wenn wir in uns selbst ein so edles und reiches Leben ausbilden, daß die Gottheit uns nicht entbehren mag. Laßt uns danach trachten uns selbst zu einem Theil des Guten in der Welt zu machen, welches bleibt, zu einem Theil der ewigen Weltordnung. Dann werden wir auch leben, weil sie lebt.

Aus der Dunkelheit steigen neue größere Offenbarungen, als die Vergänglichkeit sie erzeugen könnte, und die Wahrheit wird trotz aller Zweifel und Befürchtungen sich immer herrlicher entfalten, wie es in dem Gedichte von Blanco White über Nacht und Tod so wundervoll ausgesprochen ist:

Mysterious night, when our first parent knew
Thee from report divine and heard thy name,
Did he not tremble for this lovely frame
This glorious canopy of light and blue?
Yet neath the curtain of translucent dew
Bathed in the rays of the great setting flame
Hesperus with the host of heaven came,
And lo! creation widened in man's view.
Who could have thought such darkness lay concealed
Within thy beams, o sun! or who could find,
While leaf and fly and insect lay revealed,
That to such countless orbs thou madest us blind!
Why do we, then, shun death with anxious strife?
If light can thus deceive, wherefore not life?

O Nacht geheimnißvoll, als nach der Schöpfung dich
Zum ersten Mal der Mensch gesehen und genannt,
Erschrak er nicht vor dir und bangt' sein Herze nicht
Für jenes strahlende Gewölb von Licht und Blau?
Doch sieh, im goldenen Gewölk des Abendroths
Getaucht in helle Gluth des großen Feuerballs
Erglänzte Hesperus und aller Sterne Heer.
Da dehnte sich die Schöpfung vor des Menschen Blick.
Wer hätte das gedacht, daß solche Finsterniß
In deinen Strahlen, Sonne, sich verstecken konnt,
Und während Blatt und Baum und Thier uns offen lag,
Du uns der Himmelslichter zahllos Heer verbargst! —
Was trachten wir so angstvoll denn den Tod zu fliehn?
Wenn Licht so täuschen kann, täuscht Leben nicht? —

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig**.

Briefe moderner Dunkelmänner.

Herausgegeben

von

Eckart Wäner.

(Dr. R. Schramm in Bremen.)

gr. 8. 2 Theile. Preis à 2 Mark.

Neue Stunden der Andacht.

Zur Beförderung wahrer Religiosität.

Von

Heribert Rau.

Ein Buch zur Erbauung und Belehrung für denkende Christen.

Sechste Auflage.

3 Bände. Preis 6 Mark, geb. 8 Mark.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig**.

Wörterbuch der deutschen Sprache.

Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.

Von

Dr. Daniel Sanders,

correspondierendem Mitglied der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen in Berlin.

Zweite unveränderte Aufl. 2 Bände in 3 Theilen. Preis 72 M., geb. 81 M.

Handwörterbuch

der

deutschen Sprache.

Von

Dr. Daniel Sanders.

Dritte Auflage. Gr. Lex.-8. 67 Bogen. Brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M.

Fremdwörterbuch.

Von

Dr. Daniel Sanders.

2 starke Bände. Gr. Lex.-8. Preis broch. 10 M. 50 Pf., geb. 13 M. 50 Pf.

Verdeutschungswörterbuch.

Von

Dr. Daniel Sanders.

Gr. Lex.-8. Preis 5 M. Gebunden 6 M.

Gott und die Wissenschaft.

Dritte ganz umgearbeitete Auflage

der Schrift:

Der Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart

von

Professor Dr. Ludwig Büchner,

Verfasser von „Kraft und Stoff“, „Natur und Geist“, „Physiologische Bilder“, „Sechs
Vorlesungen über Darwin“, „Aus Natur und Wissenschaft“, „Der Mensch
und seine Stellung in der Natur“ u. s. w.

Deus sive natura.
Spinoza.

Leipzig

Theod. Thomas

1897.

„Die Frage, ob eine Philosophie atheistisch sei, klingt einem Philosophen ebenso wunderbar, wie etwa einem Mathematiker die Frage, ob ein Dreieck grün oder roth sei.“

Schopenhauer.

„Wer Wissenschaft hat, braucht die Religion nicht. Der Glaube ist nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens.“

Goethe.

„Gott ist die Vernunft Derjenigen, welche keine haben.“

Renan.

„Die einzige Entschuldigung für Gott ist die, daß er nicht existirt.“

Stendhal.

„Wenn Du diese Dinge erfassen und festhalten willst, so wird Dir klar sein, daß die so frei gewordene und ihrer hochmüthigen Herren entlebte Natur alle Dinge, ohne Einmischung der Götter, von selbst thut.“

Lukrez.

„Die erste Aufgabe des freien und denkenden Menschen ist diese, den Gottesbegriff aus seinem Geist und Bewußtsein zu entfernen — — — Wir kommen zur Wissenschaft ohne ihn, und jeder unsrer Fortschritte ist ein Sieg über die Gottesidee.“

Proudhon.

„Wenn Alles sich dem Hergetrachten schmiegt,
„Wird nie der Staub des Alters abgestreift;
„Verghoher Irrthum wird so aufgebäuft,
„Daß Wahrheit nie ihn überragt und siegt.“

Shakspeare.

„Die Liebe zur Menschheit ist die einzig wahre Gottesliebe.“

L. Feuerbach.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien vor ca. zwanzig Jahren aus Anlaß und in Form eines öffentlichen Vortrags, welchen Verfasser in den Jahren 1872—74 in verschiedenen Städten Deutschlands und Amerikas gehalten hatte, und war theilweise mit folgenden einleitenden Worten des Vorworts begleitet worden:

„Zwar ist das Wesentliche dieses Vortrags bereits in früheren Schriften des Verfassers, namentlich in „Kraft und Stoff“ enthalten; aber nichtsdestoweniger glaubt derselbe dem Wunsche und Bedürfnisse einer nicht geringen Anzahl von Lesern durch diese Zusammenstellung und Erweiterung der auf den wichtigen Gottes-Begriff bezüglichlichen Erwägungen und Betrachtungen der materialistischen oder Einheits-Philosophie, soweit dieses in den begrenzten Rahmen eines Vortrages paßt, entgegenzukommen. Auch mag eine solche Veröffentlichung im Stande sein, einen erneuten Anstoß zur endlichen und definitiven Eliminirung eines Begriffes zu geben, der, wie der Verfasser glaubt, unsrer ganzen geistigen, socialen und politischen

Entwicklung, wie kein anderer, hindernd im Wege steht. Die Unverträglichkeit dieses Begriffes und aller ihm anhängenden Consequenzen mit unsrer modernen wissenschaftlichen Bildung und der daraus folgende Zwiespalt zwischen Sein und Scheinen, zwischen Leben und Wissen, zwischen Bildung und Unbildung, zwischen Ideal und Wirklichkeit wirkt, wie es dem Verfasser scheint, lähmend auf die Gemüther und verwirrend auf die Geister und erzeugt und unterhält jene geistige Indifferenz oder Blasirtheit, welche das allgemeine Leben der Gegenwart mehr oder weniger charakterisirt, und welche der ärgste Feind des allgemeinen Fortschrittes ist. — — —

„Was die einzelnen Beweise für das Dasein Gottes und ihre Widerlegung selbst betrifft, so wird man zwar von philosophischer Seite darauf hinweisen, daß eine solche Widerlegung eine gänzlich unnöthige Wiederholung einer in der Philosophie längst gethanen und abgethanen Arbeit sei. Aber der aufmerksame Leser wird bemerken, daß eine gründliche und allgemein=verständliche Widerlegung dieser angeblichen Beweise, welche trotz aller philosophischen Kritik halb bewußt, halb unbewußt die Geister beherrschen, nur vom naturwissenschaftlichen und speciell naturphilosophischen Standpunkte aus möglich ist, und daß hierbei Betrachtungen, welche zum Theil erst aus den jüngsten Erwerbungen jener Wissenschaften gewonnen worden sind, eine hervorragende Rolle spielen. Endlich hat sich ja die Philosophie durch Beibehaltung des Gottesbegriffes als moralischen Postulats im Widerspruch mit ihrer eignen Kritik für den Gottesbegriff und dessen Schwächen mehr oder weniger verantwortlich gemacht und muß sich daher auch eine erneute Widerlegung desselben, und namentlich den

Nachweis seiner Entbehrlichkeit von moralischen Gesichtspunkten aus, gefallen lassen. Wäre dieses aber auch nicht der Fall, so würde jene Widerlegung mit Rücksicht auf den Zweck und die Absicht dieser Veröffentlichung doch immer noch ihr volles Recht behalten."

Was die Form des öffentlichen Vortrags betrifft, so hat Verfasser mit Rücksicht auf den erweiterten Inhalt der kleinen Schrift und ihrer Lesbarkeit diese Form verlassen zu sollen geglaubt. Im Einklang damit ist auch die Mehrzahl der Fußnoten, welche in den früheren Auflagen zur Vervollständigung des im Text Gesagten dienen mußten, nunmehr in den letzteren selbst aufgenommen worden.

Uebrigens ist sich der Verfasser von vornherein vollständig klar darüber, daß er von Seiten der mit der reactionären Tagesströmung schwimmenden Kritik ebensowenig Lob oder Aufmunterung erfahren wird, wie bei früheren Gelegenheiten. Entschädigung dafür bietet ihm das große und nachhaltige Interesse, welches das lesende Publikum fortwährend seinen litterarischen Produktionen zuwendet, sowie das Urtheil einer kleinen Anzahl freier und unabhängiger Geister, welche durch jene Strömung wenig oder nicht beeinflusst werden.

Darmstadt, im Herbst 1896.

Der Verfasser.

Welcher Gebildete hätte nicht die Iliade gelesen, jenes herrliche Gedicht des Alterthumes, dessen poetische Schönheiten zum Theil noch heute unerreicht dastehen? und wer erinnerte sich nicht, wie hier der Kampf zweier Völker nicht bloß auf der Erde, sondern gleicherweise auch in idealisirter Gestalt in dem Himmel geführt wird! Wie die hoch oben auf dem Olympos in ewiger Seligkeit thronenden Götter nicht bloß das lebhafteste Interesse an den Kämpfen der Menschen nehmen, sondern wie sie auch direkt in dieselben eingreifen, und wie sie dabei ganz von den gleichen Gefühlen, Erregungen, Leidenschaften und Schwächen beseelt sind wie die Menschen auch! Wie namentlich der Alles beherrschende Gott Vater, der Zeus oder Jupiter, von seinem goldnen Throne herab grade so regiert und seinen niederen Göttern befiehlt, wie dieses ein irdischer König seinen Untergebenen zu thun pflegt! Wie sie Alle vor ihm zittern, und wie er sich menschlich benimmt, nur mit dem Unterschiede, daß alles großartiger, gewaltiger, erhebender gedacht oder vorgestellt wird! Sogar seine Person und sein Aussehen erscheinen unter dem Bilde eines idealisirten Menschen; und er wird von Homer ungefähr in derselben Weise dargestellt, wie sich auch wohl heute noch ungebildete Menschen Gott vorzustellen pflegen, als ein alter, ehrwürdig aussehender Herr mit langem Barte und herabwallenden Locken, der, wenn er sich bewegt, Himmel und Erde erzittern

macht. Denn als Thetis, die Mutter des Achilles, bei Zeus Rache erfleht für ihren beleidigten und schwer gekränkten Sohn, da gewährt dieser nach der homerischen Erzählung die Bitte, indem er seine Rede mit einem gnädigen Kopfnicken begleitet:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion!
„Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
„Von dem unsterblichen Haupt; es erbehten die Höh'n des Olympos!“

Und als das Heer der Achäer von der Pest heimgesucht wird und so Viele dahinsterven, ohne daß ein Widerstand möglich ist, da weiß dieses Homer nicht besser zu erklären, als aus den fernhintreffenden Pfeilen des Gottes Apollo, welcher den Achäern übel will und sich auf diese Weise an ihnen zu rächen sucht. Oder als der Held Achilles das Todtenfeuer für seinen erschlagenen Freund Patroklos angezündet hat und dasselbe nicht recht brennen will, da weiß er sich keinen besseren Rath, als den, daß er die Wind-Geister oder Wind-Götter herbeiruft, welche nun in der That auf seinen mächtigen Ruf herbeistürzen und das Feuer zu stärkerem Entflammen bringen.

Ich hätte keine besseren Beispiele, als die angeführten, zu geben gewußt für jenen s. g. Anthropomorphismus oder jene Vermenschlichung Gottes, die ja nach Ludwig Feuerbach die Quelle und den Anfang alles und jedes Gott- und Götter-Glaubens bildet, und welche uns bei den Griechen und bei deren größtem Dichter Homer in ihrer kindlichsten und naivsten Gestalt, aber auch zugleich in herrlicher poetischer Verklärung entgegentritt.

Diese poetische Verklärung des Gottesbegriffes bei den Alten fehlt uns heutzutage; und es ist uns nur jener nackte, kalte, abstrakte und hohle Begriff übrig geblieben, der uns logisch und wissenschaftlich nicht zu befriedigen und poetisch nicht zu erwärmen vermag — ein Mangel, durch den bekanntlich unser großer Dichter Schiller zu seinem berühmten Gedichte

an die Götter Griechenlands veranlaßt wurde, in welchem er die antike und die moderne Welt-Anschauung einander gegenüberstellt und den Verlust der ersteren mit so ergreifenden Worten beklagt.

Uebrigens würde man irren, wenn man glauben wollte, daß jener Anthropomorphismus oder jene Selbst-Idealisirung des Menschen in Gott im Alterthume nicht gerade so als solcher oder solche erkannt und entlarvt worden wäre, wie dieses heutzutage geschehen ist. Der Ludwig Feuerbach des Alterthumes war der griechische Philosoph Xenophanes, welcher um das Jahr 540 vor Chr. lebte und als Gründer der s. g. eleatischen Philosophie, sowie als der furchtbarste Feind und Bekämpfer der griechischen Götter berühmt geworden ist.

„Den Sterblichen“, so sagt Xenophanes, „scheint es, als ob die Götter ihre Gestalt, Kleidung und Sprache hätten. Die Aeger dienen schwarzen Göttern mit stumpfen Nasen, die Thraer Göttern mit blauen Augen und mit blonden Haaren. Und wenn die Oesen und Löwen Hände hätten, um Bilder zu machen, so würden sie Gestalten der Götter zeichnen, wie sie selbst sind.“

Und der Philosoph Anaxagoras (500 vor Chr.) fügte dem hinzu: „Wenn die Vögel sich einen Gott vorstellen würden, so würde er Flügel haben! Derjenige der Pferde aber würde auf vier Beinen laufen!“ Xenophanes that jene Aeußerung ungestraft vor 2400 Jahren, während ich heutzutage Niemandem rathen möchte, eine ähnliche Aeußerung in katholischen Ländern allenfalls einem Christus- oder Marien-Bilde gegenüber zu thun. Aber auch in Griechenland blieb die Reaktion nicht aus, da nur hundert Jahre später der Sophist Protagoras aus Athen verbannt wurde, während man seine Schriften öffentlich verbrannte, weil er von den Göttern gesagt hatte, man könne nicht wissen, ob sie existirten und was sie eigentlich seien; und da ungefähr um dieselbe Zeit der Philosoph Sokrates, ebenfalls

wegen seiner Opposition gegen die griechischen Götter, den Giftbecher trinken mußte. *)

Ueberhaupt waren die ältesten griechischen Philosophen oder die f. g. Kosmologen (Kosmophyiker) schon ächte Materialisten oder Einheits-Philosophen; und es fehlte ihnen nur die großartige und durchdringende Naturkenntniß der heutigen Zeit, um ihren Systemen eine festere Grundlage zu geben. Aber in Folge dieses Mangels gingen ihre Meinungen im Laufe der Jahre wieder verloren, theils durch die idealistische Philosophie des Plato und seiner Nachfolger, theils durch den ungeheuren, mit nichts zu vergleichenden Einfluß des Christentums, welches bekanntlich die ganze damalige Menschheit geistig umgewandelt und namentlich den Gottesbegriff oder Gottglauben bis zu einer Höhe und Bedeutung erhoben hat, wie er ihn vorher nie besessen hat und wahrscheinlich nachher nie mehr besitzen wird.

Es ist bekanntlich viel darüber gestritten worden, ob die Einführung des Christenthumes in die Welt zur Zeit des Unterganges des großen römischen Welt-Reiches als ein Fortschritt oder als ein Rückschritt in dem geistigen Leben der Menschheit zu betrachten sei? und sehr bekannt ist ein Ausspruch Friedrichs des Großen geworden, welcher meinte, daß, wenn man die

*) Sokrates trank den Giftbecher, weil man befürchtete, daß er mit seinen Lehren die Herzen der atheniensischen Jugend vergifte, gradeso als ob die albernen Vorstellungen, gegen welche er ankämpfte, für jene Herzen ein unumgängliches, inneres Bedürfniß gewesen wären. Wir lächeln heute über eine solche Einfalt, sollten aber lieber über uns selber lachen, da die weitaus größte Mehrzahl der Menschen den Lehren der modernen Naturphilosophie gegenüber ganz denselben Standpunkt einnimmt, den die Mitbürger des Sokrates dessen Lehren gegenüber einnahmen. Dabei war Sokrates selbst noch so befangen in den Vorurtheilen seiner Zeit, daß er den Philosophen Anaxagoras, welcher die Sonne, anstatt für einen Gott, für einen feurigen Klumpen oder eine glühende Steinmasse erklärte und deshalb aus Athen verbannt wurde, dieser Theorie halber einen „rohen Menschen“ nannte.

Geschichte studire, man fast zu dem Glauben verführt werden müsse, daß die ganze Menschheit von der Zeit Constantins des Großen (welcher bekanntlich das Christenthum zur römischen Staats-Religion erhob) bis auf die Zeiten Luthers oder der Reformation wahn- oder blödsinnig gewesen sei!

Es ließe sich nun Vieles Für und Wider in dieser wichtigen Frage sagen, welche aber mit positiven Gründen ebenso wenig zu entscheiden sein wird, wie alle solche nachträglich an die Geschichte über den möglichen oder wahrscheinlichen Gang gewisser Ereignisse gestellte Fragen. Nur darüber scheint kein Zweifel bestehen zu können, daß das i. g. Mittelalter (in welchem bekanntlich das Christenthum und damit auch der Gottesglaube seine höchste Blüthe und Bedeutung erreicht hatte) eine Zeit des traurigsten geistigen Verfalls war; und daß man in allgemeiner geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht weit hinter die Zeiten des damals so verachteten Heidenthumes zurückgegangen war.

Möge dieses an einigen wenigen Beispielen erhärtet werden, die übrigens durch zahllose ähnlicher Art hätten vermehrt werden können.

Fünfhundert Jahre vor Chr. sagte der Nestor der Aerzte, der griechische Arzt Hippokrates, von der bekannten Krankheit der Epilepsie oder Fallsucht Folgendes: „Der Pöbel glaubt, diese Krankheit sei eine Wirkung von Dämonen oder bösen Geistern. Aber sie ist eine rein körperliche Krankheit und kann durch natürliche Arzneien geheilt werden.“

Aber im Jahre 1626 (also mehr als zweitausend Jahre später) sagte der damals sehr berühmte und als Autorität angesehene deutsche Professor der Medicin, Daniel Sennert, von derselben Krankheit Folgendes: „Der Pöbel pflegt die Epilepsie für eine Krankheit zu halten. Aber sie ist eine Wirkung von Dämonen, was man freilich dem gemeinen Manne schwer begreiflich machen kann.“

Unglaublich aber wahr! Und während Thales, der älteste

der f. g. jonischen Philosophen oder der Kosmologen, welcher seine Kenntnisse im Umgang mit den ägyptischen Priestern und deren uralter Weisheit erworben hatte, um das Jahr 600 vor Chr. oder etwas später im Stande war, den erstaunten Joniern eine Sonnen=Finsterniß vorherzusagen, also diese Erscheinung bereits als etwas vollständig natürliches erkannt hatte, hielt man zweitausend Jahre später im Mittelalter die Sonnenfinsternisse für etwas über= und un=natürliches, wobei die ganze Atmosphäre gewissermaßen vergiftet sei, und erließ obrigkeitlicherseits die lächerlichsten Vorschriften für das bei Gelegenheit solcher Natur=Ereignisse zu beobachtende besondere Verhalten der Menschen.

Auch hatte man im Mittelalter keine Ahnung davon, daß die Erde ein riesiges Arsenal einer untergegangenen Organismen=Welt sei, und hielt die Versteinerungen, diese wichtigen Dokumente der irdischen und organischen Vergangenheit, für Naturspiele oder Curiositäten, welche die Natur gleichsam als steinerne Fragen der lebenden Pflanzen= und Thierwelt hervorgebracht habe, oder für Versuche, an denen sich die Schöpferkraft für Hervorbringung der späteren Formen gewissermaßen geübt habe, obgleich schon Xenophanes (siehe Oben) sie als Ueberreste vormals lebender Geschöpfe bezeichnet hatte, und obgleich schon der römische Dichter Ovid in seinen „Metamorphosen“ den ehemaligen Wechsel von Meer und Land und das daher rührende Vorkommen von Muscheln entfernt vom Gestade des Meeres richtig geschildert hatte. Knochen vorweltlicher Thiere hielt man für die Gebeine ehemaliger Riesen und glaubte, daß Adam und Eva so groß wie Bäume gewesen seien! Ja noch im Jahre 1821 wagte es der päpstliche Kämmerer Zamboni in öffentlicher Rede zu Rom die Lehren der Paläontologie (Vorstufenkunde) für falsch und die Reste untergegangener Lebewesen für Spiele der Schöpferkraft zu erklären!!

Freilich hatte zur Vorbereitung einer den Wissenschaften

so feindlichen Zeit, wie das Mittelalter, der berühmte Kirchenvater Tertullian den berüchtigten Ausspruch gethan: „Wißbegierde ist nach Jesus Christus, Forschung nach dem Evangelio nicht mehr nöthig!“ Und der Bischof Ambrosius hatte gesagt: „Alle sollen wissen, daß die Sonne nicht die Ursache der Gewächse ist!“, hatte also das direkte Gegentheil dessen, was die heutige Wissenschaft als unumstößliche Wahrheit erkannt hat, als Glaubens-Dogma hingestellt oder festgesetzt.

Welchen Widerstand endlich das Kirchenthum der Anerkennung des Kopernikanischen Weltsystems, der Entdeckung Amerikas, der Wiederbelebung der Klassiker, der Pflege einer von der Theologie unabhängigen Philosophie und ähnlichen Fortschritten der menschlichen Erkenntniß entgegengesetzt, oder welchen unerseßlichen Schaden christlicher Fanatismus der Wissenschaft durch Zerstörung der großen, die gesammten geistigen Schätze des Alterthums enthaltenden Bibliothek zu Alexandrien oder der Litteratur des mexikanischen Volkes bei der Eroberung Mexikos oder der arabischen Cultur und Wissenschaft nach der Wiedereroberung Spaniens zugefügt hat, ist zu bekannt, als daß es mehr als eines kurzen Hinweises darauf bedürfte.

Unter solchen Umständen konnten natürlich Wissenschaft und Geistesfreiheit, jene höchsten und größten Güter der Menschheit, nicht gedeihen, während dagegen der unsinnige Glauben an Teufels-Wesen, Besessensein, böse Geister, Zaubereien, Hexen-Wesen, bösen Blick u. dgl. eine solche Stärke und Ausdehnung gewann, daß demselben nachgewiesenermaßen mehr als neun Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind. Rechnet man dazu, daß durch diesen Glauben eine herrschsüchtige und rücksichtslose Hierarchie oder Kirchen-Herrschaft erzeugt wurde, welche, wie sie dieses ja auch heutzutage noch, nur mit geringerem Erfolge, thut, keine und nicht die schrecklichsten Mittel scheute, um zu ihrem Zwecke zu gelangen und die Massen in Dummheit, Unwissenheit und Fanatismus zu erhalten, so wird man die Frage, ob das Christenthum dem geistigen oder

sonstigen Fortschritte der Menschheit genügt habe, schwerlich mit Ja! beantworten dürfen.

Allerdings weisen die Vertheidiger des Christenthums darauf hin, daß die christlichen Völker alle übrigen Völker der Erde an Cultur und Civilisation weit hinter sich gelassen hätten; doch kann man erwidern, daß diese geschichtliche Verbindung von Cultur und Christenthum (welche übrigens nicht durchgreifend ist) ebensowohl zufällig als nothwendig gewesen sein kann. Wenigstens wird es sehr schwer oder kaum möglich sein, einen unmittelbaren Zusammenhang der europäischen Cultur-Entwicklung mit christlichen Vorstellungen nachzuweisen; und Thatsache ist, daß man heutzutage fast allgemein jene christliche Grundvorstellung, welche durch den Communismus ausgedrückt wird, als die culturfeindlichste ansieht, welche es geben könne. Wenn man aber Christenthum und Kirchenthum trennt und Ersteres nicht für die Thaten des Letzteren verantwortlich erklärt, so wendet man dieselbe Logik an, welche man anwenden würde, wenn man sagen wollte, man müsse einen Menschen nach seinen Reden und nicht nach seinen Handlungen beurtheilen. Kann man doch einen Baum nur an seinen Früchten erkennen und nicht an seinen Blättern! Diese Früchte der verfolgungstüchtigsten aller Religionen, deren Sieg gleichbedeutend war mit einem Sieg des engherzigen Semitismus mit seiner kindischen Gottesvorstellung und seinen grausamen Instinkten über das freier denkende Arierthum, liegen aber offen vor Aller Augen. „Es drängt sich mir“, sagt selbst der halbfromme Sallet in einem Brief an J. Krebs vom 19. November 1842, „immer mehr die feste Ueberzeugung auf, daß das Christenthum im engeren Sinne, das Christenthum der Kirche und der Pfaffen, in unserer Zeit, da es sich selbst überlebt hat, die Menschheit so durch und durch verdirbt, daß seine gänzliche Ausrottung, wenn sie möglich wäre, zur ernstesten Pflicht würde. Dieses Verderbniß aber besteht darin, daß das Christenthum, indem es das Diesseits aller Göttlich-

keit und Ewigkeit entkleidet, indem es dem Erdenleben seinen Platz innerhalb des göttlichen Lebens streitig macht, alle wahre und freie Sittlichkeit untergräbt und erstickt. — — Das Erdenleben und Erdenthum verachtet man, und je mehr man es verachtet, desto mehr glaubt man sich des wahren Lebens im Jenseits würdig zu machen. Hieraus stammt die verwerfliche Feigheit und Gleichgültigkeit unseres Geschlechts für alles menschlich Große und Echte. So schleppt man sich in ganz unwürdigen geselligen und geschichtlichen Verhältnissen fort und verträgt sie ohne Schamröthe; so kommt man nicht einmal zur Ahnung, geschweige denn zum Muth der Freiheit.“

Sa, nicht einmal das Verdienst kann man dem Christenthum unbestritten lassen, daß es (wie so oft behauptet wird) zuerst den sinnlosen Glauben an die alte Götter-Welt gebrochen und (im Anschlusse an das Judenthum) den Monotheismus oder den Eingott-Glauben zur allgemeinen Anerkennung gebracht habe. Denn schon sieben Jahrhunderte vor Chr. fing der Monotheismus an, in Folge zunehmenden Verkehrs und der Vermischung der Völker untereinander, wobei sie ihre verschiedenen Götter kennen lernten und gegenseitig austauschten, an Ausbreitung zu gewinnen; und schon fünfhundert Jahre vor Chr. finden wir ziemlich ausgebildete Formen des Monotheismus bei Aegyptern und Indern. Dasselbe kann man sagen von den Juden, Griechen und Scandinaviern, obgleich die Ersteren bekanntlich häufig und in Folge der geringsten Anlässe von einem Gotte zu dem andern übersprangen und in Zeiten des Elendes sich an alle Götter der umwohnenden Völker wandten oder ihre eigenen Kinder dem gräßlichen, aus Aegypten oder Phönizien ihnen überkommenen Gotte Moloch im Feuer opferten.

Auf der andern Seite machte sich aber auch der Polytheismus oder die Vielgötterei im Christenthume selbst sehr bald nach seiner Entstehung in der nachdrücklichsten Weise geltend, und zwar durch die göttliche Verehrung, welche man

Jesum, der Jungfrau Maria, dem heiligen Geist, den Heiligen überhaupt erwies; und sogar der uralte, den rohesten Stufen der Völker-Kindheit entsprechende Fetisch-Dienst findet sich im Christenthume wieder in der Anbetung von Bildern, Reliquien und dergleichen. Schon 325 Jahre nach Christo erklärte das Concil von Nicäa Christus für die zweite Person der Gottheit; und bereits im Jahre 381 fügte dem die Kirchen-Versammlung von Constantinopel den heiligen Geist als dritte Gottheit hinzu. Also verwandelte sich rasch nacheinander der einige Gott der Christen in einen zweieinigen und einen dreieinigen! Unserer Neuzeit war es (mirabile dictu!) vorbehalten, aus diesem dreieinigen einen viereinigen und selbst fünfeinigen Gott zu machen, und zwar durch Hinzufügung des unfehlbaren Papstes und des Dogmas von dem unbefleckten Empfangensein der Jungfrau Maria. Rechnet man dazu noch den Teufel, dessen angebliche Existenz und theilweise Anbetung ja von jeher einen wesentlichen Bestandtheil der christlichen Religion ausgemacht hat und sogar heute noch ausmacht*), so hat man bereits fünf oder sechs Götter in der Hand; und man muß sich demgegenüber billigerweise fragen, wo denn unter solchen Umständen der dem Christenthume so sehr nachgerühmte Monothéismus bleibt?**)

*) Christus glaubte bekanntlich an die Existenz des Teufels; und selbst der große Reformator Luther konnte sich diesem Glauben nicht entziehen. In der That ist dieser Glaube eine nothwendige und gar nicht zu umgehende Consequenz des wirklichen Gott-Glaubens und daher im christlichen Sinne durchaus nicht so unsinnig, als man dieses gewöhnlich anzunehmen pflegt. Es ist der nothgedrungene Versuch des menschlichen Geistes, sich ein Räthsel zu erklären, über welches weder Wissenschaft, noch Religion, noch Kirche einen Aufschluß zu geben vermögen.

**) Der christliche Marien-Cultus stammt nach Richard von der Alm (Theologische Briefe, 1862) aus dem Heidenthum und entspricht der von den Juden vielfach und lange Zeit geübten Verehrung der phönizischen Mond-Göttin Asarte oder der ägyptischen Isis mit dem Horus-Knaben, der Himmelskönigin. Auch die Einrichtung unseres Sonntags kommt

Freilich fehlte es auch in der trüben Zeit des Mittelalters nicht an Widerspruch von Seiten Derjenigen, welche ihrem Zeitalter vorausgeeilt waren, und zwar an einem Widerspruche, welcher wahrscheinlich um so heftiger oder energischer war, je mehr man dem Glauben Unmögliches zumuthete. Ja, man begegnet Aussprüchen, welche man heutzutage kaum wagen dürfte, ohne der Staatsanwaltschaft in die Hände zu fallen. So sagt Hermann Ryswick (um das Jahr 1500):

„Es ist keine Hölle, wie die Unsrigen achten; und nach diesem Leben ist keines mehr. Christus ist ein thöricht einfältiger Phantast gewesen und Verführer des einfältigen Volkes. Unser Glaube ist lauter Landmähr und Fabel, als unsere tolle Schriftpredigt, Gedicht, Bibel und narricht Evangelium beweist.“

Ob Hermann Ryswick für diese frechen Aeußerungen verbrannt wurde (wie er es nach den Begriffen jener Zeit vollkommen verdient hätte) ist nicht bekannt. Aber es ist bekannt, daß Andere um viel geringfügigerer Dinge oder Aeußerungen willen verbrannt wurden*); und wer überhaupt eine gegen-

von der zur Zeit der Einführung des Christenthums allgemein verbreiteten Verehrung des persischen, aus der Zoroastrischen Religionslehre stammenden Sonnen-Gottes Mithras. Daher wir auch nicht, wie die Juden, den Sabbath oder Saturn-Tag, sondern den Sonntag oder Tag der Sonne feiern! Auch die übliche Richtung unserer Kirchen gegen Sonnenaufgang rührt von dem Mithras-Dienst her. „Die lebenden Götter“, sagt Rig-Véda, „kommen von denjenigen, welche nicht mehr leben.“

*) So that der italienische, aus der Schule des Pomponatius hervorgegangene Freidenker V a n i n i (geb. 1558) die unschuldige Aeußerung: „Der Stoff ist gleich mit Gott“ — und wurde dafür 1619 in Toulouse auf Richterspruch des dasigen Parlaments gemartert, gewürgt und verbrannt. Dergleichen mußten ein G i o r d a n o B r u n o, ein M i c h a e l S e r v e t und viele Andere, welche es gewagt hatten, dem religiösen Aberglauben entgegenzutreten oder auch nur abweichende Meinungen zu äußern, gewissermaßen als Räucherkerzen für den Wohlgeruch des Himmels und als Schlachtopfer für den künstlich entflammten Fanatismus der unwissenden und absichtlich in Dummheit gehaltenen Massen dienen.

sätzliche Ansicht äußern wollte, konnte dieses nur in einer solchen Art und Weise thun, daß seine eigentliche Meinung dabei mehr oder weniger versteckt blieb. Am merkwürdigsten sind in dieser Richtung und namentlich bezüglich des Gottesbegriffes die j. g. Theosophen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, welche den Gottesbegriff derart vergeistigten und schließlich mit ihrem eignen Wesen und Denken identificirten, daß er in sein direktes Gegentheil umschlug und zum Atheismus oder zur Gottlosigkeit wurde. Man sieht diese Theosophen in der Regel als Mystiker und christliche Pantheisten an; und sie waren es wohl auch meistens, obgleich sie in ihren Aeußerungen oft eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem heutigen Materialismus an den Tag legen. Demjenigen, der des Verfassers Schrift „Kraft und Stoff“ gelesen hat, wird vielleicht ein über dem Kapitel „Die Gottes-Idee“ befindliches Motto mehr oder weniger unklar geblieben sein. Es ist unterzeichnet „Angelus Silesius“ und lautet:

„Gott ist ein lauter Nichts; ihn rührt kein Nun noch Hier,
„Je mehr Du nach ihm greiffst, je mehr entwidet er Dir!“

Dieser Angelus Silesius ist der deutsche Theosoph Peter Scheffler, welcher von 1624—1677 lebte, und welcher in jenem Gedichte*) so weiter fortfährt:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nimmermehr kann leben.
„Werd' ich zu Nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.
„Ich bin so groß, als Gott; er ist, als ich, so klein,
„Er kann nicht über mir, ich unter ihm nicht sein!“

In dieselbe Kategorie gehört Jakob Böhme, von 1575 bis 1624, dem ein über dem ersten Kapitel der genannten Schrift des Verfassers befindliches Motto entlehnt ist: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit!“ und Sebastian Frank, von 1500—1545, welcher fast mit denselben Worten, wie Ludwig Feuerbach,

*) Cheronbinisches Wanderbuch, Glogau 1674.

von Gott jagt: „Gott ist dem Menschen gerade so wie er ihn glaubt und denkt.“

Natürlich blieben diese Theosophen dem Volke selbst ebenso unverständlich, wie die eigentlichen Philosophen, welche entweder hohlen Wortkram hervorbrachten oder aber die Philosophie zur ancilla theologiae, d. h. zur Magd der Theologie herabwürdigten, wie dieses bekanntlich die sogenannten Scholastiker gethan haben; oder welche endlich aus Furcht vor dem Scheitern die Welt „Gott“ nannten, wie dies der berühmte Philosoph Spinoza gethan hat. Wenn auch in späteren Zeiten Einer oder der Andere einen besseren Anlauf nahm, wie z. B. der deutsche Philosoph Fichte, welcher eine Zeitlang als Atheist verschrien wurde*), so dauerte dieses doch nicht lange, und Fichte selbst, der einen so kühnen Anlauf genommen und in philosophischem Uebermuthe verkündet hatte, daß die Philosophie mit der Zeit dahin kommen werde, bloß aus dem reinen Gedanken heraus und völlig unabhängig von aller Beobachtung die Bewegungen der Himmelskörper ebenso wie den feinsten Bau des Grashalms zu ergründen, brach schließlich mit seinem eigenen System und endete im Mysticismus.*) Den „lieben Gott“ konnten eigentlich alle diese Philosophen ohne Ausnahme nicht los werden, wenn sie ihn auch oft mit den täuschendsten Verkleidungen umgaben und mit den verschiedensten Namen belegten, wie „das Absolute“, „die Weltseele“, „das ewige Sein“, „das absolute Ich“, „das Subjekt—Objekt“, „das

*) Gott, so lehrte im Wesentlichen Fichte, ist die moralische Weltordnung; eines anderen Gottes bedürfen wir nicht. Es ist kein besonderes Wesen als Ursache der Welt anzunehmen. Die Theologie soll nach ihm gänzlich vernichtet werden als ein alle Fassungskraft übersteigendes Hirngespinnst. „Daß ich ihren Götzen nicht will gelten lassen, ist was sie Atheismus nennen.“ Später bezeichnet er als Band aller Christen einen höchsten Willen, dessen Stimme in uns das Gewissen sei, bis zuletzt in der Schrift „vom seligen Leben“ (1806) die Lehre vom Aufgeben der Persönlichkeit und die Versenkung in Gott als die einzige Wahrheit des Daseins gepredigt wird.

Ding an sich“, „die Idee“, „die Urkraft“, „das All=Eine“ u. s. w., u. s. w. Sogar unsere neuesten deutschen Philosophen, welche angeblich ganz auf dem Boden des Atheismus stehen, Schopenhauer und sein schnell berühmter Nachfolger und Verbesserer E. von Hartmann, bauen ihre Systeme, wenn sie dieses auch nicht Wort haben wollen, im Grunde noch ganz auf dem alten Gottesbegriffe auf, nur mit dem Unterschiede, daß ihn der Eine mit dem sonderbaren Namen „der Wille“, der Andere mit dem noch sonderbareren „das Unbewußte“ bezeichnet.

Was nun die früheste Entstehung des Gottesbegriffes angeht, so kann wohl kein ernstlicher Zweifel darüber bestehen, daß seine eigentlichen Väter Unwissenheit und Furcht gewesen sind. Unwissenheit über die Natur und ihre Ursachen und Furcht vor den j. g. Natur=Mächten, deren gewaltige, unwiderstehliche Uebermacht über den Menschen sich derselbe nur aus dem Dasein eines oder mehrerer höherer, ihm selbst ähnlicher Wesen zu erklären mußte, von denen er sich gänzlich abhängig fühlte, und deren Gunst er durch selawische Unterwürfigkeit, durch Opfer, durch Gebete, durch Errichtung von Standbildern und dergleichen zu gewinnen suchte. Primus in orbe deus fecit timor — die Furcht ist es gewesen, welche die Götter in das Leben rief! ein Ausspruch des römischen Schriftstellers Petronius, welcher eine reichliche Bestätigung findet durch die Geschichte aller Religionen, sowie durch die Erfahrungen an wilden und rohen Menschenstämmen. Die Furcht vor dem Unbekannten, Unnatürlichen, Wunderbaren, Geheimnißvollen war es, welche in der Seele des Natur- oder Urmenschen zuerst den Gedanken an jene Uebermächte oder an übernatürliche Einwirkungen erwecken mußte. Namentlich waren es die selbst heute noch den ungebildeten Menschen erschreckenden Gewitter mit ihren Folgeerscheinungen, ferner die unheimlichen Erdbeben, die Verfinsterungen der Gestirne, die Vulkan-Ausbrüche, der Stürme, der Ueberschwemmungen, die epidemischen

Krankheiten, die Angst vor wilden Thieren u. s. w., was in der Seele des Armenischen Furcht und Entsetzen erregen und den Gedanken an übernatürliche Einwirkung wachrufen oder es schließlich dahin bringen mußte, daß derselbe die ganze, ihn umgebende Natur mit unzähligen Geistern oder Dämonen erfüllt glaubte, welche ihm bald Nutzen, bald Schaden brächten. Gewitter und Erdbeben gaben zunächst Anlaß zur Entstehung der Erd- und Gewitter-Götter oder Gewitter-Dämonen, während die Furcht vor gefährlichen Thieren zu dem bekannten Thier-Cultus mit Opfern führte. In den heißen und dürrn Ebenen des Morgenlandes, wo die asiatischen Völker am meisten von dem Wüstensturm, dem Feuer, dem Sonnenbrand zu leiden hatten, führte dieses zur Verehrung der Gottheiten des Wüstensturms und des Feuerherrn, während in kälteren Gegenden die Verehrung der leuchtenden und wärmenden Sonne als oberster Gottheit einen der verbreitetsten Culte des Alterthums bildete. Selbst bei den hochgebildeten Griechen sind alle ihre Götter mehr oder weniger Personifikationen der Naturkräfte oder Naturkörper. So ist Zeus der Gott des Donners und Blitzes, während seine Gattin Here oder Juno den Regen und die Dünste repräsentirt. Apollo ist der Gott des Tages, seine Schwester Artemis die Göttin der Nacht. Uranus repräsentirte den Himmel, Gaia die Erde, Poseidon das Meer, Hephästos das Feuer, Demeter und Dionisos die Speisen und Getränke, Aeolus die Winde u. s. w. Aber alle diese Götter waren ohne Ausnahme dem unerbittlichen Fatum oder Schicksal unterworfen, welches der nachdenkliche Grieche schon so frühe als oberstes Gesetz der Welt erkannt hatte. Auch nahmen die Gebildeten unter Griechen und Römern den Götterglauben der großen Menge nur symbolisch. „Wenn Jemand“, sagt Lufrezius Carus in seinem berühmten Lehrgedicht, „das Meer Neptun und das Getreide Ceres nennen, und den Namen Bacchus lieber mißbrauchen, als die Flüssigkeit beim rechten Namen nennen will, so wollen wir gestatten, daß dieser auch

den Erdfreis als die Mutter der Götter bezeichnet, wenn er es in Wirklichkeit nur unterläßt, sein Gemüth mit der schändlichen Religion zu beflecken."

Daß die Furcht vor dem Unbekannten oder vor den Schrecknissen der Natur die Seele des Naturmenschen beherrschen mußte, lehrt auch ein Blick auf die Seele der Thiere, welche ja nur ein verkleinertes oder Miniaturbild der menschlichen Seele darstellt, und in welcher alle Seelenfähigkeiten oder Seelenzustände des Menschen gewissermaßen im Keime oder embryonisch vorgebildet sind. So verrathen unsere Haushathiere Furcht und Aufregung bei Gewittern, Erdbeben oder Sonnenfinsternissen, oder werden die großen, in Gefangenschaft befindlichen Anthropoiden durch Donner und Blitz auf das Aeußerste erschreckt. Die Paviane haben eine höllische Angst vor Kriechthieren, und ein einziger Frosch kann nach dem Bericht Barons von der Decken (Reisen in Ostafrika 1869) eine ganze Heerde dieser sonst so mutigen Thiere in die Flucht jagen — was doch nur aus einer Art von Aberglauben erklärbar ist. Wölfe verrathen in der Nacht vor einem brennenden Licht mehr Angst, als vor einer Schaar feindlicher Hunde, weil sie letztere aus Erfahrung kennen, während ihnen das nächtliche Licht unbekannt ist. Der durch Intelligenz ausgezeichnete Hund fürchtet oder entsetzt sich in der Nacht vor sich bewegenden Schatten oder vor leblosen Gegenständen, welche durch eine ihm unsichtbare Einwirkung bewegt werden, oder vor einem donnerähnlichen Geräusch, dessen Ursache ihm unbekannt ist, während sich diese Furcht verliert, nachdem man ihn mit der natürlichen Ursache desselben bekannt gemacht hat. Eine in der Luft sich bewegende und schließlich platzende Seifenblase versetzte den Hund des Herrn Romanes in die höchste Angst und brachte den Hund des Herrn Delboeuf in solche Aufregung, daß man das Experiment unterbrechen mußte. Ein junger Hund des erstgenannten Herrn starb beinahe vor Angst, als er zum erstenmal den Donner hörte.

Solche und ähnliche Vorkommnisse können als Ausdrücke des religiösen Gefühls auf der frühesten Stufe seiner Entwicklung in der unter uns stehenden Thierwelt angesehen werden, während bei dem Menschen selbst die Wirkung der Alles übertreibenden und den ungebildeten Menschen noch mehr als den gebildeten beherrschenden Einbildungskraft hinzukommt. Auch der menschliche Geist fürchtet im Allgemeinen das Unbekannte oder Geheimnißvolle weit mehr, als das Starke, wofür zahlreiche Beispiele namhaft gemacht werden könnten. Man denke an die von den Mexikanern so sehr gefürchteten Pferde-
menschen des Ferdinand Cortez, oder an den Schrecken, welchen das Erscheinen von Dampfschiffen bei Wilden hervorzurufen pflegt, oder an die Bosheiten von Jericho, oder an den, den Römern so fürchterlichen Schlachtgesang der Germanen u. s. w.

An die Furcht schließt sich die Unwissenheit, welche eine bereits etwas höhere Stufe geistiger Entwicklung bedeutet, da hierzu schon ein gewisses Nachdenken über die Ursachen der Naturmächte und der Naturerscheinungen gehört, während der ganz rohe Wilde nicht einmal dieses Nachdenken kennt und sich daher im Zustande vollständiger Religionslosigkeit befindet. *)

*) Dieses Stadium absoluter Religionslosigkeit, in welchem der Mensch keine Götzen, keine Tempel, keine Opfergebräuche, überhaupt nichts besitzt, was den Charakter einer Religion oder eines frommen Brauches verriethe, hat L u b b o c k (Entstehung der Civilisation) bei mehreren, noch lebenden wilden Menschenstämmen in Afrika, Amerika und Australien nachgewiesen. Die Unterscheidung zwischen „natürlich“ und „übernatürlich“, welche wahrscheinlich aller Religion zu Grunde liegt und bereits ein gewisses Nachdenken erfordert, wird noch nicht gemacht und vielmehr, da auch die Unterscheidung zwischen dem eignen Ich und der Natur fehlt, eine allgemeine Befeehltheit der letzteren nach dem Muster der eignen Individualität angenommen. Auf dieses Stadium des sogenannten A n i m i s m u s folgte dasjenige des F e t i s c h i s m u s und Zauberei-Glaubens oder jener rohe, sinnliche Aberglaube, in welchem manche Gelehrte die früheste Religionsform erblicken zu sollen glauben. Aber zur eigentlichen Religion wird der Fetischismus erst im Stadium des sogenannten T o t e m i s m u s oder der Anbetung von Naturkörpern, hinter denen

Dieses früheste Nachdenken konnte nun, wo es überhaupt vorhanden war, bei dem Mangel aller Naturkenntniß gar kein anderes Resultat haben, als das angeführte. Denn nachdem der Mensch in Folge seiner fortschreitenden Entwicklung sich einmal aus seiner thierischen und halbtierischen Vergangenheit losgeschält hatte und zum Bewußtsein seiner selbst und als Mensch gelangt war, war das erste, was ihm auffallen und ihn, wie schon angeführt, erschrecken mußte, der übermächtige Einfluß der ihn umgebenden Natur, welchen er sich auf natürlichem Wege und ohne alle Kenntnisse ebensowenig zu deuten oder zu erklären wußte, wie die Ursachen und Zustände des eignen Daseins. Namentlich waren es die ihm unerklärlichen Zustände von Schlaf, Traum, Ohnmacht, Scheintod u. s. w., vor Allem aber die unbegreifliche Erscheinung des Todes, welche ihn veranlaßten, an außer- oder übernatürliche Einwirkung zu denken, und welche Anlaß zu dem Geisterglauben und dem sehr verbreiteten sogenannten Seelen-Cult, aus dem sich später der heute noch einige große, halbgebildete Nationen beherrschende Ahnen-Cult entwickelte, gaben. Auch bei der Entstehung dieses Glaubens spielte die Furcht vor dem Unbekannten oder Geheimnißvollen und vor schädlichen Einwirkungen aller Art, welche man sich auf natürliche Weise nicht zu erklären wußte, eine wesentliche Rolle. Aber dennoch reicht derselbe nicht hin, um daraus, wie dieses manche Forscher oder Gelehrte thun, die Annahme zu schöpfen, daß aus ihm allein aller Gottesglaube und Götterkultus, vielleicht auch die Religion selbst, hervorgegangen sei. Mag er auch viel dazu

man Wesen höherer Art oder Gottheiten vermuthete, welche in dieser Verkleidung die Erde bewohnen und Einfluß auf die Schicksale der Menschen ausüben. Darauf erst folgte nach Ueberschreitung noch einiger Zwischenstadien der Glaube an unsichtbare oder unerkennbare Wesenheiten, welche als Schöpfer des Himmels und der Erde erscheinen. Näheres in der Schrift des Verfassers: „Das goldne Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte“ (Berlin 1891), S. 298 u. folg.

beigetragen haben, und mag es auch richtig sein, daß die einzelnen Götter zum Theil aus der Seelen-Hierarchie hervorgingen, so muß doch in letzter Linie die tiefe Unwissenheit über die Naturvorgänge im Allgemeinen in Verbindung mit den bereits genannten Ursachen den Menschen dahin gebracht haben, seine Zuflucht zum Gottesglauben und zum Gedanken an höhere, überirdische Wesen zu nehmen, von welchen letzteren er annahm, daß sie die Welt und die Dinge um ihn her ebenso erschaffen hätten und beherrschten, wie er die Werke seiner eignen Hand erschuf und beherrschte, und von denen er zugleich sein eignes persönliches Geschick ganz und gar abhängig machte.

Aber dieser naive, die Unreise des menschlichen Geistes charakterisirende Glaube mußte auch wieder in demselben Maße schwinden oder an Kraft verlieren, in welchem wirkliche Kenntnisse, Erfahrung und logisches Denken zunahmen; und man kann, wenn man will, die ganze Geschichte menschlicher Geistesarbeit und geistiger Entwicklung als einen ununterbrochenen und immer mehr siegreichen Kampf mit dem aus Furcht und Unwissenheit gezeugten Gottesglauben ansehen. In demselben Maße, in welchem die Wissenschaft einen Schritt nach vorwärts macht, weicht Gott oder die übernatürliche Erklärungsweise einen Schritt zurück und in demselben Maße, in welchem die Gesetzmäßigkeit der Natur besser erkannt wird, zerrinnt unter den Händen von Vernunft und Wissenschaft die Macht der Geister und Götter. Freilich leidet dabei auch die Macht und der Einfluß Derjenigen Noth, welche an der Aufrechterhaltung jenes Glaubens ein bestimmtes materielles oder geistiges Interesse haben und welche die große Masse des Volkes gerne in jener geistigen Abhängigkeit erhalten sehen möchten, welche die beste Verbündete politischer und socialer Abhängigkeit ist. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß man auch von angeblich wissenschaftlicher Seite her versucht hat, dem Gottesglauben eine Stütze zu bereiten und den Verlust jenes ur-

sprünghchen Abhängigkeitsgefühls, welches den ersten Anlaß zur Entstehung des Gott-Glaubens gegeben, durch eine Reihe von sogenannten Beweisen für das Dasein Gottes zu ersetzen, welche den Zweck haben sollten, neben dem Gemüth auch den Verstand des Menschen zu befriedigen.

Diese Beweise, die übrigens zum Theil schon aus einer sehr frühen Zeit des philosophischen Denkens herrühren, sollen im Folgenden einer möglichst zusammengedrängten kritischen Analyse oder Untersuchung unterworfen werden. Wobei sich zugleich Gelegenheit finden wird, den Gottesbegriff selbst, so wie er sich im Laufe der Zeit logisch und wissenschaftlich entwickelt hat, von verschiedenen Seiten her und namentlich im Lichte moderner Naturkenntniß kritisch zu beleuchten. Zwar fehlt es gewiß nicht an Solchen, welche diese Beweise und daher auch ihre Widerlegung für etwas gänzlich Unnötiges erachten werden, da sie den Gottesbegriff und Gottesglauben für etwas so unmittelbar Gewisses und zugleich Unentbehrliches halten, daß daran durch theoretische Bedenken oder Untersuchungen überhaupt nicht gemäkelt werden könne. Aber sie halten diesen Begriff nur deswegen für so unmittelbar gewiß, weil er ihnen von Kindesbeinen an durch Erziehung, Schule, Lehre, Beispiel gewissermaßen zur zweiten Natur geworden ist. Würden wir nicht Alle in diesem Glauben künstlich aufgezogen, so würden wir ihn wohl auch nicht mehr entbehren oder vermissen, während er jetzt durch die Macht der Erziehung und Gewohnheit so vielen Menschen unentbehrlich und anscheinend unmittelbar gewiß geworden ist. Wissen wir doch, daß die große Mehrzahl aller Bewohner der Erde in Vergangenheit wie Gegenwart ohne einen solchen Glauben existirt hat, und daß selbst im Schoße der civilisirten Gesellschaft Menschen ohne Erziehung und Anleitung oder ohne die physische Möglichkeit einer solchen dem Gottesbegriff fremd gegenüberstehen! Auch ist ja bei den Bekennern des Glaubens selbst derselbe weit mehr äußerlich, als innerlich; und man kann ohne Uebertreibung

sagen, daß neun Zehntel aller Menschen so leben, als ob es weder Gott, noch himmlische Vergeltung gäbe.*) Sie widerlegen praktisch oder durch die That Das, was sie theoretisch zu glauben vorgeben, und bestätigen damit das treffende Wort E. Feuerbachs, daß die Heuchelei der Selbstbethörung das Grundlaster der Gegenwart sei.

„Die ultimo ratio der Theologen (d. i. der Gottesgelehrten) ist“, wie der Philosoph Schopenhauer treffend bemerkt, „der Scheiterhaufen, und ihr Vorthail besteht darin, daß ihre Lehren den Kindern beigebracht werden.“ —

Kommen wir indessen zu den Beweisen selbst, deren es nicht weniger als sieben sind — wobei allerdings der siebente oder letzte kaum mehr als ein eigentlicher Beweis zu rechnen ist.

Der erste oder an der Spitze stehende ist der kosmologische Beweis oder der Beweis aus dem Weltganzen. Er ging schon von den griechischen Philosophen Plato und Aristoteles aus, welche zuerst eine gewisse Idealistik in die Philosophie einführten und sich von ihren Vorgängern, den Kosmologen und Atomisten, sehr wesentlich dadurch unterschieden, daß sie nicht, wie diese, physisch-materielle Weltursachen annahmen, sondern die Existenz eines primum movens, d. h. einer ersten bewegenden Ursache aller Dinge, behaupteten. Zwar lehrten sie nicht eine Schöpfung aus nichts, wie dieses bekanntlich Christenthum oder Judenthum thun, da sie offenbar an die sogenannte Constanz oder Beharrlichkeit der Materie glaubten — ein Glaube, der im Alterthum viel verbreiteter war, als man gewöhnlich annimmt, und zwar nicht bloß in philosophischen, sondern auch in weit verbreiteten Regierungssystemen. So lehrte die älteste, uns näher bekannte oder jonische

*) „Selbst Diejenigen“, sagt E. Laing (Agnosticism and Christianity), „welche den Gottesglauben für eine unentbehrliche Grundlage des Denkens erklären, müssen doch beklagen, daß in dem modernen England von Einhundert Menschen neunundneunzig in Wirklichkeit so leben, als ob es keinen Gott gäbe.“

Philosophen=Schule (6.—5. Jahrh. vor Chr.), daß alle Dinge aus einem und demselben Urstoff bestehen, in welchem die Kraft der Bewegung und des Lebens von Ewigkeit her vorhanden sei, und der durch Verdichtung und Verdünnung alle Einzel=Dinge in einem immer sich wiederholenden Kreislauf der Veränderungen hervorbringe. Die Seele des Menschen besteht aus diesem Urstoff in dessen feinsten Beschaffenheit. Ebenso lehrte die der berühmten Religion des Buddha in Indien vorhergegangene Sankjah=Philosophie die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der Materie, welche von zwei großen Principien, Natur und Seele, bewegt wird und sich in einem ewigen, durch ihr anhängende Naturkräfte bewirkten Kreislauf, in einem unaufhörlichen Stoffwechsel befindet. Doch liegt in ihr, da Natur und Geist als Gegensätze erscheinen, bereits der Keim zu jenem Dualismus, welcher später so mächtig wurde und welcher, indem er die Materie als solche für träg, passiv, indifferent und daher unfähig einer Bewegung aus eigenem Antrieb oder aus sich selbst heraus hielt, sich nothwendig für die Existenz eines ersten Bewegens im Aristotelischen Sinne erklären mußte, welcher, selbst unbeweglich, von nichts anderem mehr bewegt wird — also für die Existenz nicht eines Welt=schöpfers, sondern eines Weltbewegers. Dieses ist, wenn auch unphilosophisch gedacht und moderner Naturerkenntniß gegenüber nicht mehr haltbar, doch immer noch besser, als der christliche Gottesbegriff, welcher die Welt aus Nichts hervorgehen läßt. Ein Nichts ist nun aber das größte Unding, welches die menschliche Phantasie ersinnen kann, es ist logisch undenkbar und thatsächlich nicht vorhanden. Dieses braucht man Solchen, welche bereits in der Schule den sogenannten horror vacui oder den Schrecken vor dem leeren Raum absolvirt haben, nicht näher auseinander zu setzen. Die ehemalige Annahme eines absolut leeren Raumes ist aus der Wissenschaft längst verschwunden; und Materie und Raum müssen daher als identisch oder gleichbedeutend angesehen werden. Daher

auch der philosophischer Seite gegen den Materialismus erhobene Einwand, daß die Materie nicht als ein Absolutes oder als nothwendiger letzter Grund der Welt angesehen werden könne, weil man sie jeden Augenblick aus dem Raum hinwegzudenken im Stande sei, wo dann der Raum selbst als das Unermeßliche und Letzte übrig bleibe, hinfällig erscheint. Es giebt keinen Raum ohne Materie, sowie es keine Materie ohne Raum giebt. Dazu ist es jetzt eines der anerkanntesten Axiome der Naturwissenschaft, daß der Stoff als solcher unerschaffbar und unsterblich oder unvernichtbar ist, und daß das sogenannte Atom die unzerstörbare Grundlage aller Dinge bildet, welche nie aus dem Dasein verschwinden, aber auch nie neu erzeugt werden kann — wobei es übrigens nicht ausgeschlossen ist, daß das Atom vielleicht selbst wieder aus Einheiten höheren Grades oder sogenannten „Ur-Atomen“ besteht in derselben Weise, wie das Molekül aus Atomen. Wahrscheinlich werden wir niemals im Stande sein, näher mit diesen unendlich kleinen Körpern bekannt zu werden, welche nichtsdestoweniger die Rohstoffe sind, aus deren ewigem Tanz und Wirbel das ganze Weltall sich aufbaut.

Grade so wie mit dem Stoff ist es auch mit der mit demselben unzertrennlich verbundenen Kraft oder — was dasselbe besagen will — mit der Bewegung des Stoffs. Bekanntlich hat die schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein anerkannte und durch die Chemie auch im Einzelsten nachgewiesene Unsterblichkeit des Stoffs seit einigen Jahrzehnten ihr nothwendiges Correlat oder ihre nothwendige Ergänzung gefunden in der sogenannten Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft, welche gegenwärtig eines der anerkanntesten Principien der Naturforschung und gewissermaßen den Leitstern bildet, nach welchem heute jeder Naturforscher seinen Kurs zu richten hat. Durch diese Entdeckung wird denn auch der Aristotelische Weltbeweger vollkommen unnütz, indem die Bewegung der Welt niemals einen Anfang genommen hat, sondern ebenso

ewig ist wie diese selbst. Der Stoff mit seinem nothwendigen Attribut oder der Form einerseits, die Kraft mit ihrem ebenso nothwendigen Attribut oder der Bewegung andererseits sind ewig und werden ewig sein, daher Anfang-, End- und Ursachelos. Ein Stoff ohne Kraft, Bewegung oder Form ist ein ebenso undenkbares oder unmögliches Ding, wie eine Kraft, Bewegung oder Form ohne Stoff. Es giebt weder Kraft an sich, noch Stoff an sich; und jeder Versuch, diese Begriffe getrennt zu denken oder vorzustellen, endet sofort in Unmöglichkeiten oder Widersprüchen. Die Worte, mit denen wir dieselben bezeichnen, sind nur Abstraktionen unsres Denkvermögens oder Gedankendinge, welche, aus dem Bedürfniß unsres Geistes nach Trennung oder Unterscheidung hervorgegangen, der Wirklichkeit nicht entsprechen — ungefähr gerade so, wie man in früheren Zeiten für die Bewegungen der Naturdinge besondere, außer ihnen liegende Ursachen oder Kräfte oder für die Verrichtungen der Lebensorgane besondere Essenzen oder Lebensgeister erfinden zu müssen glaubte, während man heutzutage Alles dieses mit Leichtigkeit auf die Natur oder auf die in den Naturdingen selbst vor sich gehenden Veränderungen oder Bewegungen zurückführt.

Wenn man daher sagt, daß die Welt doch eine Ursache haben müsse, welche nicht selbst Welt sei, so ist dieses ein falscher, aus menschlichem Thun und Treiben gezogener Schluß, welches Thun allerdings überall in räumlicher und zeitlicher Beschränkung vor sich geht — während die Welt selbst raum- und zeitlos ist. Denn „eine erste Ursache ist grade und genau so undenkbar, wie die Stelle, wo der Raum ein Ende hat, oder der Augenblick, da die Zeit einen Anfang nahm.“ (Schopenhauer.) Daher das Suchen der Philosophen nach einer Ursache der Welt gleichbedeutend ist mit dem Besteigen einer endlosen Leiter, wobei die Frage nach der Ursache der Ursache die Erreichung eines letzten Endzieles unmöglich macht.

Sagt man aber, Gott habe Raum und Zeit erst entstehen

lassen und damit die jetzt bestehende Welt hervorgebracht, so entsteht die Frage, wie und auf welche Weise denn Gott selbst entstanden sei? Hier wird man nur zwei Antworten geben können. Entweder: Gott hat sich selbst erschaffen — oder: Gott ist ewig! Wenn sich aber ein so vollkommenes Wesen, wie Gott, selbst erschaffen oder hervorgebracht hat, warum sollte dieses nicht bei einem so unvollkommenen, wie die Welt, der Fall gewesen sein? Nennt man aber Gott ewig, so ist dieses nur eine Umschreibung für die Ewigkeit der Welt selbst; und ist es jedenfalls viel einfacher und natürlicher, dieses Attribut auf die letztere zu übertragen, womit selbstverständlich jedes schaffende Princip hinwegfällt.

„Gott“, sagt van Cauberg in einem vortrefflichen Schriftchen über den Atheismus, „oder das ewige Wesen besitzt Attribute, welche eine Beziehung zur Welt voraussetzen und daher nur beim Bestehen dieser denkbar sind, wie Vaterschaft, Allmacht, Allwissenheit u. s. w. Wenn daher die Welt einen Anfang gehabt hat, so muß ihn auch Gott gehabt und sich im Einklang mit der Welt allmählich verbessert haben — was bei einem als vollkommen gedachten Wesen unmöglich ist. Wenn daher Gott mit seinen, der Welt entnommenen Attributen ewig ist, so muß es auch die Welt sein. Schon Origenes erkannte die Nothwendigkeit dieser Schlußfolgerung an.“

Die am meisten beliebte Annahme, welche auch durch die Genesiß oder durch die Erzählungen der biblischen Schöpfungsgeschichte gestützt wird, ist die, daß Gott, nachdem er eine Ewigkeit vorher geruht, zu irgend einer bestimmten Zeit die Welt aus sich selbst hervorgebracht und sich dabei ungefähr grade so benommen habe, wie ein menschlicher Baumeister, wenn er ein Gebäude errichtet. Diese Annahme führt zu der tollen Consequenz, daß die Geschichte des Daseins in zwei ganz getrennte Parthieen zerfallen würde, von denen die eine ein Dasein ohne, die andre ein Dasein mit Ursächlichkeit sein würde, während doch ohne Ursächlichkeit oder ohne jenes

bekannte Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung jedes Dasein gänzlich undenkbar ist. Auch ist nicht einzusehen, wo denn Gott, nachdem er eine Ewigkeit hindurch geruht und sich dabei wohlbefunden hat (wie dieses bei einem vollkommenen Wesen auch nicht anders denkbar ist) den Anlaß zur Welt=schöpfung hergenommen, und was er vorher gethan habe, da doch ein in absoluter Unthätigkeit verharrendes Wesen ebenfalls undenkbar und nicht viel besser, als das reine Nichts ist! Auf die letztere Frage giebt es in der That keine andere oder bessere Antwort als jene berühmte, welche bereits Luther einem unverschämten Frager gegeben haben soll, der nicht aufhörte, ihn mit der Frage zu quälen, was denn Gott vor Erschaffung der Welt gemacht habe? Nach einigem Besinnen antwortete Luther: „Er saß im Walde und schnitt Ruthen, um solche unnütze Frager, wie Ihr Einer seid, damit abzustrafen.“

Schon der griechische Philosoph Plato versuchte vergeblich, sich diese indiscrete Frage klar zu machen, auf welche in der That niemand anders eine befriedigende Antwort geben könnte, als Gott selbst. Da er aber dieses nicht gethan und vielmehr die Menschen oder seine Geschöpfe in vollster Unwissenheit über sich, sein Wesen und seine Absichten gelassen hat, so bleibt dem menschlichen Verstande nichts anderes übrig, als entweder die nothwendige Consequenz zu ziehen oder aber die Augen zu schließen und Willen= und Urtheislos dem Räthsel einfach auszuweichen. Der schwache Mensch verfährt dabei gerade so, wie im täglichen Leben, wenn ihm ein unangenehmes, aber unabwendbares Schicksal bevorsteht, welches er nach Kräften, und sei es auch nur um Minuten, hinauszuschieben sucht, wenn auch in der sicheren Aussicht, demselben unter keinen Umständen entrinnen zu können. In ähnlicher Weise ergeht es dem menschlichen Verstande in seinem Streben nach Erkennung der Ursächlichkeit, wobei er seine Unwissenheit oder sein Unvermögen durch an sich gänzlich unzulängliche Zwischenstufen oder Verlängerungen gewissermaßen vor sich

selbst zu verbergen oder die Entscheidung hinauszuschieben trachtet. Wenn z. B. die Alten, um das ihnen unbegreifliche Feststehen der Erde im Weltall erklären zu können, sich vorstellten, dieselbe ruhe auf den Schultern eines riesigen Mannes, oder wenn die Indier dieselbe gleicherweise auf dem Rücken eines, auf einer ungeheuren Schildkröte stehenden riesigen Elefanten aufruhend sich dachten, so konnten sie auf die Frage, worauf denn der Mann oder die Schildkröte stünden, ebenso wenig eine vernünftige Antwort geben, wie Luther auf die Frage, was denn Gott vor Erschaffung der Welt gemacht habe. Aber jene Zwischenstufe genügte ihnen vorläufig in derselben Weise, wie man sich heutzutage in der Frage nach der Welt-Erschaffung oder Welt-Ursache mit dem Begriffe „Gott“ genügen läßt, während man doch einsehen sollte, daß dieses nur einem (an sich gänzlich nutz- und erfolglosen) Hinauszuschieben der Frage, die sich sofort in die Frage nach der Ursache der Ursache verwandeln muß, gleich kommt. — Wenn übrigens die Frage, wie sich Gott vor Erschaffung der Welt verhalten habe, unbeantwortet erscheint, so gilt dieses im gleichen Maaße von der Frage, wie er sich nach dieser Erschaffung verhalten habe oder verhalte? Die sogenannten Deisten (welche man von den Theisten, die ein fortgesetztes Schaffen und Walten Gottes in der Natur annehmen, wohl unterscheiden muß) lassen sich bekanntlich an einem einzigen Schöpfungs-Akt genügen und nehmen an, daß Gott von Anfang an Alles so weise und vollkommen eingerichtet habe, daß nun die Welt, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, sich von selber in Ordnung halte. Darnach müßte Gott nach der Welterschöpfung in denselben Zustand der Ruhe und Thatlosigkeit zurückgefallen sein, den er vor derselben eingenommen hatte. Diese Theorie ist ebenso unsinnig und widerspruchsvoll, wie diejenige der Theisten, welche die von Gott erschaffene Welt für so schlecht oder hinfällig erklären, daß sie einer fortdauernden Erhaltung oder Nachhülfe bedarf. Auch ist das Fortbestehen Gottes oder des Welterschöpfers

neben und außer seiner sich selbst überlassenen Schöpfung eine ganz undenkbare Sache — ein dualistisches Ungeheuer!

Uebrigens erscheint diese ganze Erörterung im eigentlich philosophischen Sinne ziemlich unnütz, da sich der Begriff Zeit auf ein ewiges Wesen gar nicht anwenden läßt, und da der ewige Gott jenen vermeintlichen zeitlichen Anlaß zur Welt-schöpfung auch schon ewigemale gefunden haben müßte!

Wenn endlich Jemand einwendet, Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt seien eine undenkbare Sache, so gilt dieser Vorwurf dem ewigen oder unendlichen Gotte grade so, wie der ewigen und unendlichen Welt, und ist obendrein ungerechtfertigt, da Ewigkeit und Unendlichkeit wohl unvorstellbar für uns sind, weil all unser Vorstellen nur in Raum und Zeit vor sich geht, aber nicht undenkbar! Mit andern Worten: Wir können uns kein äußeres oder anschauliches Bild von Ewigkeit und Unendlichkeit machen; aber wir können diese Begriffe denken, und wir denken sie in der That, da wir ja sonst kein Wort, keine Bezeichnung dafür haben würden. Aber — wenn wir uns einerseits keine Vorstellung von Ewigkeit und Unendlichkeit zu machen im Stande sind, so sind wir noch weit weniger im Stande, uns eine solche Vorstellung von einem Anfange der Welt in der Zeit oder von einem Ende derselben im Raum zu machen; und jener alte Philosoph hatte vollkommen Recht, als er in seiner naiven Weise die Unendlichkeit der Welt durch das bekannte Gleichniß von dem Wurfspeer illustrierte. Denn wenn wir, so meinte er, an dem angenommenen Ende der Welt stehend, einen Wurfspeer in die vor uns befindliche Leere hinauswerfen würden, so sind nur zwei Fälle möglich oder denkbar: Entweder der Wurfspeer trifft auf einen Gegenstand, durch den er aufgehalten wird, oder aber er fliegt oder fällt ohne Ende oder Aufhören weiter. In beiden Fällen aber ist damit bewiesen, daß das angenommene Ende der Welt nicht das wirkliche Ende ist, und daß sie daher unendlich sein muß.

Jedes Einzelwesen, welches denkt, denkt sich selbst unwillkürlich als den Mittelpunkt des Weltalls, von welchem aus sich die übrige Welt radienförmig oder peripherisch nach allen Richtungen zeitlich und räumlich ausbreitet. In Wirklichkeit aber ist eine solche Vorstellung eine rein subjektive, und jeder Punkt des ewigen und unendlichen Weltalls ist zeitlich und räumlich Centrum und Peripherie zu gleicher Zeit. Daß wir uns dieses nicht vorzustellen vermögen, liegt lediglich an der zeitlichen und räumlichen Beschränkung unseres Gehirns oder Vorstellungs-Organes, dessen Einzel-Vorstellungen alle an im Raume ausgedehnte und zeitlich ununterbrochen sich verändernde Substanz-Formen gebunden sind, sowie an der empirischen Entstehungsweise unserer Erkenntniß-Formen. — Diese Betrachtung läßt sich auch auf Gott selbst anwenden, welcher, wenn er als Person gedacht wird, irgendwo in einem angenommenen oder vorgestellten Mittelpunkt der Welt seinen Sitz haben müßte, während doch ein solcher absolut nicht existiren kann. Läßt man aber die Persönlichkeit Gottes fahren, so fällt, wie später gezeigt werden wird, jeder ernstliche Unterschied zwischen Gott und Welt hinweg. Jedenfalls lassen sich Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt leichter begreifen oder verstehen, als die Ewigkeit oder Unendlichkeit Gottes, welcher ja doch immer, wenn er überhaupt Gott sein soll, als ein für sich bestehendes, von Anderen abgegrenztes Wesen betrachtet werden muß, während Individualität und Absonderung mit den Attributen von „ewig“ und „unendlich“ unvereinbar sind. Dem gegenüber demonstrieren uns „Kraft und Stoff“ oder „Raum und Zeit“ ihre Unzerstörbarkeit, ihre Endlosigkeit oder ihren Mangel an Beschränkung auf eine sinnlich faß- und greifbare Weise.

Uebrigens erscheinen für unsere Begriffe, und nach dem Maßstabe unseres eigenen Daseins beurtheilt, die Zeit-Räume und Welt-Größen, welche die Wissenschaft innerhalb des unsrer Forschung zugänglichen Himmels-Raumes angemessen hat, schon so endlos, daß sie uns nothwendig den Gedanken an Ewigkeit

und Unendlichkeit erwecken müssen. Auch ist bekanntlich die Forderung innerhalb dieser Grenzen nirgendwo auf Punkte gestoßen, wo dieselbe gewissermaßen hätte Halt machen und einen der gewöhnlichen Ordnung der Dinge und ihrer regelmäßigen Aneinanderfolge nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung widersprechenden, außer- oder übernatürlichen Anstoß hätte annehmen müssen. So kann heute wohl kein ernstlicher Zweifel mehr darüber bestehen, daß beispielsweise unser eignes Planetensystem vor Billionen von Jahren sich aus ursprünglich im Welt-Raume zerstreuten Nebelmassen in Folge allmählicher Zusammenziehung und Verdichtung grade so zusammengeballt und hervorentwickelt hat, wie wir dieses heute noch an entfernten Nebelflecken beobachten oder doch mit höchster Wahrscheinlichkeit zu vermuthen Grund haben. Die Folgen und Spuren dieser Entwicklung sind denn auch in der sonderbaren und fast unsinnigen Construction des Systems heute noch deutlich erkennbar, dessen zufällige, zwecklose und unsymmetrische Anordnung auch schon an und für sich und ganz direkt den Gedanken an die göttliche Dazwischenkunft ausschließt. Welchen Sinn hat es z. B., daß die Sonne, der Mittelpunkt dieses Systems, die Masse aller ihrer Planeten zusammengenommen um mehr als das Tausendfache übertrifft?

Man könnte einwenden, daß die Gesetze der Anziehungskraft dieses nöthig machten. Aber selbst vorausgesetzt, daß dieses trotz des enormen Mißverhältnisses richtig wäre, würde ein näheres Aneinanderrücken der Planeten oder eine dichtere Beschaffenheit des Sonnenkörpers denselben Zweck ohne Verletzung jener Gesetze erreicht haben.

Oder welchen Sinn hat es, daß die ungeheure Masse von Wärme, Licht und Kraft, welche die Sonne nach allen Richtungen in den Welt-Raum ausstrahlt, nutzlos für unser System in diesem Welt-Raume sich verliert, da die Planeten davon nur den allerkleinsten Theil empfangen, unsere Erde z. B. nur

den zweitausenddreihundertmillionsten Theil? Oder warum fehlt in der Zahl, Größe, Beschaffenheit und Anordnung der Planeten unter einander jede Symmetrie, jede Ordnung, jede Regel, jede Schönheit?

„Symmetrie“, so hat zwar erst vor Kurzem wieder ein berühmter Astronom diesen Einwänden des Materialismus gegenüber geäußert, „Symmetrie ist für den großen Weltenschöpfer zu kleinlich!“ Aber, so antworte ich, warum war ihm die Asymmetrie nicht zu kleinlich? die Unordnung nicht zu unordentlich? Er hatte ja die Sache in der Hand und konnte es machen, wie er wollte! Und wenn er die Menschen recht augenscheinlich von seinem Dasein hätte überzeugen wollen, warum gab er den Weltkörper-Systemen nicht eine solche Anordnung, daß seine Absicht daraus unzweifelhaft hätte erkannt werden müssen? Warum schrieb er seinen Namen nicht mit Flammenschrift an den Himmel und machte es den Menschen so schwer oder unmöglich, ihn zu erkennen? Wie könnte Gott die zahllosen Quälereien und Zweifel der Menschenbrust über seine eigne Existenz ruhig mit ansehen, da er ihnen doch so leicht ein Ende machen könnte?

Warum, so könnte man weiter fragen, ist unser Trabant oder der Mond unfähig, organisches Leben hervorzubringen? Oder warum sind die übrigen Planeten nicht so eingerichtet, daß sie ebenfalls von menschenartigen, vernunftbegabten Wesen bewohnt werden können? Welchen Zweck hat jener wüste nutzlose Weltraum, in welchem nur an einzelnen zerstreuten und endlos von einander entfernten Punkten einzelne Weltkörper die ungeheure Lücke unterbrechen? Welche Aufgabe erfüllen die Meteore und Kometen? Wozu sind die sogenannten Doppelfterne oder jene Sonnen ohne Planeten, welche sich ewig um einander oder um ihren gemeinsamen Schwerpunkt drehen? Warum ist endlich unser Planeten-System so eingerichtet, daß es nothwendig so wie es entstanden, auch wieder zu Grunde gehen, und daß damit alles Große, was die Menschen jemals

auf Erden geleistet, verschwinden und in den Schoß allgemeiner Vergessenheit zurückkehren muß? Oder warum wurde die Erde selbst so eingerichtet, daß jene vernunftbegabten Wesen, in welchen sich der eigentliche Zweck der Schöpfung angeblich erfüllen soll, oder die Menschen erst nach Ablauf von Millionen und aber Millionen Jahren und nach Ueberbreitung zahlloser Zwischenstufen auf derselben entstehen konnten, und daß oben drein ihr vernunftgemäßes Dasein nur an einzelnen, beschränkten Plätzen der Erdoberfläche möglich ist? Warum sind zwei Drittel dieser Oberfläche mit Wasser bedeckt, und ist das letzte Drittel so überaus ungleich und zum Theil ungünstig für die Lebensbedürfnisse des Menschen eingerichtet? Welchen Zweck haben die tagtäglich über den ungeheuren Sandwüsten Afrikas brütenden Sonnenstrahlen und die von ihnen nutzlos verschwendeten Licht- und Wärme-Mengen, während der arme Polarmensch in ewiger Kälte und halber Dunkelheit erstarrt? Warum erfüllt der Mond als Erhellter unsrer Nächte seine Pflicht so überaus mangelhaft, oder warum lassen die vererblichen Erdbeben den armen Erdbewohnern selbst da keine Ruhe, wo sie sich mit schwerer Arbeit das Recht eines ungestörten Daseins erobert zu haben glauben?

Man könnte diese Fragen beliebig vermehren, ohne daß das Resultat dadurch ein andres wird. Es mag daher, ehe die Besprechung dieses Beweises beendet wird, nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Genesis oder biblische Schöpfungsgeschichte, welche ja bisher die Grundlage des christlichen Glaubens in allen auf Welterschöpfung bezüglichen Fragen gebildet hat, und welcher man sogar mit lächerlichem Eigensinn bis auf den heutigen Tag nicht aufhört, wissenschaftliche Bedeutung zusprechen zu wollen, vom wirklich wissenschaftlichen Standpunkte aus auch nicht die mildeste Kritik verträgt und schon mit den ersten Worten ihrer Erzählung die größte astronomische Unkenntniß an den Tag legt. „Im Anfang“, so heißt es, „schuf Gott Himmel und Erde“ —

wobei also beide als gleichwerthig nebeneinandergestellt werden, obgleich in der That das größte Mißverhältniß der Wichtigkeit zwischen beiden besteht. Ferner werden bekanntlich Sonne und Mond erst am vierten Tage erschaffen, nachdem das Licht schon am ersten Tage vorhanden war, und wird dem Mond eignes Licht zugesprochen. Das Vorhandensein von Licht in dem sich zusammenziehenden Dunstnebel, aus welchem das Planetensystem entstand, vor Erschaffung der Sonne würde sich allerdings aus astronomischen und physikalischen Gründen begreifen lassen, nicht aber der angeblich schon am ersten Tag vorhandene regelmäßige Wechsel von Tag und Nacht, welcher ohne Sonne undenkbar ist. Ebenso ist ohne dieselbe das schon am dritten Tage vorhandene Wachsthum von Gras, Kraut, Bäumen, Früchten u. s. w. unmöglich. Ganz unsinnig ist die Darstellung der Dunkelheit als einer dem Licht vergleichbaren Substanz und die Unterscheidung zwischen den Wassern oberhalb und unterhalb des Firmaments, wobei also vorausgesetzt wird, daß oberhalb des Himmels dem Meere ähnliche Gewässer existiren. Ueberhaupt werden nach der Darstellung der Genesiß, wie dieses nach dem damaligen Stande des Wissens auch nicht anders sein konnte, Sonne, Mond und Sterne nur wegen der Erde und für dieselbe geschaffen, gewissermaßen wie große, die Erde beleuchtende Himmelslichter angezündet, während doch nunmehr die Erde von ihrer ehemaligen eingebildeten Höhe als Mittelpunkt des gesammten Weltsystems längst heruntergestiegen ist. Endlich verwendet Gott nach der Genesiß und ganz entsprechend der in derselben ausgedrückten Grund-Vorstellung auf die Erschaffung der Erde und ihrer Bewohner volle fünf Tage, während er für den ganzen Himmel nur einen einzigen Tag nöthig hat — davon gar nicht zu reden, daß die Erzählung Pflanzen und Thiere in wenigen Tagen erschaffen werden läßt, während wir heutzutage wissen, daß zu dieser Entstehung unermessliche Zeiträume und zahllose Generationen nöthig gewesen sind. —

Dieses also war der kosmologische Beweis, der eigentlich nur dadurch entstand, daß man nach Maßgabe beschränkter menschlicher Vorstellungen ein endloses Rückschreiten der Veränderung für undenkbar hielt, während heutzutage ein solches Rückschreiten als eine nothwendige Forderung der Logik wie der Empirie angesehen werden muß. Mit ihm im engsten Zusammenhange steht der folgende oder physiko=theologische Beweis. Er wird auch der teleologische oder Zweckmäßigkeit=Beweis genannt, weil er sich auf die angenommene Zweckmäßigkeit in der Natur stützt. Man findet beide Beweise häufig und sogar in der Regel gemischt; ich selbst habe sie jedoch hier des besseren Verständnisses wegen möglichst auseinander zu halten gesucht.

Unter allen Beweisen für das Dasein Gottes ist nun dieser der häufigste, der stärkste, der populärste, auch der anscheinend unwiderleglichste. Wie der kunstvolle Mechanismus einer Uhr — so sagt man — mit Nothwendigkeit einen Uhrmacher voraussetzt, so setzt der noch weit kunstvollere Bau der Welt nothwendig einen Baumeister voraus — wobei man freilich vergißt, daß die angewendete Analogie zwischen Kunst- und Naturprodukt gar nicht existirt, und daß z. B. Niemand daran denken wird, das natürliche Wachsthum einer Rose auf gleiche Stufe mit der künstlichen Herstellung einer Uhr zu stellen. Dort ist es die Zeit in Verbindung mit einem von jeher bestehenden Naturgesetz, hier der freie Wille oder die Geschicklichkeit eines vernunftbegabten Wesens, welche das Produkt hervorbringen — und zwar unter Benutzung von Stoffen, welche die Natur bereits fertig geliefert hat.

Auch diesem Beweise hat erst die moderne Naturforschung seine eigentliche Spitze abgebrochen, indem sie zuerst nachwies, daß die anscheinende Zweckmäßigkeit in der Natur nicht Folge einer Absicht, sondern ein nothwendiges und unumgängliches Resultat der in der Natur stetig vor sich gehenden Veränderungen, sowie der gegenseitigen Bestimmungen und An-

passungen der Naturdinge untereinander ist. Zwar erfordert es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß schon 450 Jahre vor Chr. der griechische Philosoph Empedokles die Zweckmäßigkeit in der Natur für einen Ueberrest unendlich vieler Anfänge oder gewissermaßen verunglückter Versuche erklärte. Aber die Philosophen, welche auf ihn folgten, begriffen die außerordentliche Tiefe dieses Ausspruches nicht, und bereits Sokrates wieder verschmähte es nicht, nach Analogie menschlicher Thätigkeit den bekannten und so oft angewendeten Schluß aus dem Werk auf den Meister (namentlich mit Bezug auf den Bau des menschlichen Körpers) zu machen — einen Schluß, welchen so viele Jahrhunderte später sogar noch der so oft mit Unrecht als Atheist verschrieene französische Philosoph Voltaire gebrauchte, um daran die Existenz Gottes zu erweisen. Auch von der früheren Naturforschung oder Naturbetrachtung wurde dieser Beweis bekanntlich mit ganz besonderer Vorliebe ausgebildet und ausgebeutet, und man kann kaum naturwissenschaftliche Schriften aus früherer Zeit, namentlich solche populärer Art, in die Hand nehmen, ohne zahllosen Anwendungen dieses Beweises und nicht enden wollenden Anpreisungen der sogenannten „Schöpfer-Weisheit“ zu begegnen. Ja man ist bis auf den heutigen Tag nicht sicher, sogar aus dem Munde wissenschaftlicher Rorpphäen bald offene, bald versteckte Anwendungen dieser Art hören oder vernehmen zu müssen. Daß theologische und auf theologischer Basis ruhende Popular-Schriften diesen Beweis von jeher ganz besonders cultivirt und gebraucht haben und dieses fortwährend thun, ist selbstverständlich und bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, obgleich schon Kant, der Abgott der Schulphilosophen und philosophischen Theologen, erkannt hatte, daß „die Zweckmäßigkeit erst vom reflektirenden Verstand in die Welt gebracht sei, der demnach ein Wunder anstaune, das er selbst erst erschaffen habe.“

Aber erst seit dem Auftreten des berühmten englischen Naturforschers Charles Darwin und durch dieses Auftreten

ist hier eine durchgreifende Besserung eingetreten. Zwar hatte sich bereits lange vor Darwin die eigentliche Naturforschung auf theoretischem Wege von dem leeren Zweckmäßigkeits=Standpunkte ziemlich allgemein emancipirt und eingesehen, daß z. B. der Hirsch nicht deswegen lange Beine erhalten hat, um schnell laufen zu können, sondern daß er schnell läuft, weil er lange Beine hat; oder daß der Maulwurf nicht deswegen verkümmerte Augen erhalten hat, um in der Erde wühlen zu können, sondern daß seine Augen verkümmert sind, weil er in der Erde wühlt und daher des Seh=Organs nicht bedarf; oder daß die blinden Thiere in unterirdischen Höhlen nicht der Dunkelheit wegen blind erschaffen wurden, sondern daß die Verkümmernng ihres Seh=Organs nothwendige Folge des mangelnden Lichtreizes sein mußte — und so Vieles dem Aehnliche. Auch konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, daß die angebliche Zweckmäßigkeit in ebenso vielen Fällen, in denen sie angetroffen, auch wiederum gänzlich vermißt oder selbst durch ihr Gegentheil ersetzt wurde.

Aber trotz dieses allgemeinen Standpunktes blieb doch im Einzelnen sehr Vieles dunkel und räthselhaft und schien da oder dort mit Nothwendigkeit auf die Annahme einer göttlichen Dazwischentunft hinzudeuten, bis endlich Darwin an der Hand der so lange vergessenen und verachteten Entwicklungs=Theorie die einzelnen Umstände und Zusammenhänge, durch welche Zweckmäßiges in der Natur zu Stande kommt, in einer wirklich überzeugenden Weise nachwies und zeigte, daß, wenn es Nützliches oder Zweckmäßiges in der Natur giebt, dieses nicht das Werk einer verständigen Absicht, aber auch nicht des bloßen Zufalles, sondern nothwendiges Resultat der Art und Weise ist, wie die Naturdinge und Natur=Einflüsse seit unendlich langer Zeit gegenseitig aufeinander wirken und sich untereinander anpassen, gegenseitig abgrenzen u. s. w.; daß also, wenn z. B. Insekten, welche auf Blättern leben, grün gefärbt sind und dadurch den Nachstellungen ihrer Feinde leichter

entgehen, dieses nicht Folge einer höheren Absichtlichkeit, eines überlegten Schöpfungs=Aktes, sondern einfach, des Umstandes ist, daß seit undenklichen Zeiten anders gefärbte Insekten den Nachstellungen ihrer Feinde erlegen und nur die mit jener vortheilhaften Färbung begabten übrig geblieben sind, indem sie diese vortheilhafte Eigenschaft auf ihre Nachkommen vererbten; oder daß, wenn der Eisbär in den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Polar=Zonen einen weißen Pelz besitzt und dadurch seine Nahrung leichter erbeuten kann, weil er von den verfolgten Thieren weniger leicht bemerkt wird, dieses nicht ein Geschenk des Himmels, sondern wiederum Folge des Umstandes ist, daß Thiere mit dunkel gefärbtem Pelz längst dem Nahrungs=Mangel erliegen mußten, während nur diejenigen, welche durch jenen Vortheil ausgezeichnet waren, sich erhalten konnten und diesen Vortheil durch Vererbung auf ihre Nachkommen übertrugen! Oder, wenn Thiere in kalten Klimaten mit einer dichten, gegen die Kälte schützenden Bekleidung versehen sind, während dieses in heißen Gegenden nicht der Fall ist, so erklärt sich dieses eben einfach und besser aus den Einflüssen der natürlichen Zuchtwahl oder Anpassung in Verbindung mit dem Klima und äußeren Einflüssen, als durch den Gedanken an einen himmlischen Zuschneider, der gewissermaßen jedem Thiere für Sommer= und Winter=Garderobe sorgt! Oder, wenn der sogenannte Wandertrieb so vieler Thiere uns heute den Anschein einer überaus zweckmäßigen Fürsorge für die Erhaltung des Lebens dieser Thiere darbietet, so erklärt sich nunmehr die Entstehung dieses nützlichen Triebes auf die einfachste und natürlichste Weise aus einer allmählich entstandenen, durch sogenannte Vererbung bleibend gewordenen und zuerst durch langsame Zunahme der Kälte von den Polen her während der sogenannten Eis=Zeit nach und nach schrittweise veranlaßten Gewohnheit.

Weitere dieser Beispiele, welche sich in das Zahllose vermehren ließen, finden sich bei Darwin und in den auf seine

Theorie bezüglich der Schriften. Man wird auch daselbst finden, daß wo auf den ersten Anblick die Annahme einer Absichtlichkeit in gewissen Einrichtungen der Natur ganz unabweisbar scheint, dieser Gesichtspunkt sofort seine Bedeutung verliert, sobald wir jene Einrichtungen nicht bloß einzeln betrachten, sondern vergleichend bei mehreren oder verschiedenen Naturwesen in das Auge fassen. So gewähren die bekannten Schädelnähte an den Schädeln junger Menschen und Säugethiere einen großen Nutzen für Erleichterung des Geburtsaktes, weil sie die Möglichkeit einer mechanischen Zusammenpressung und Verkleinerung der Schädelskapsel während jenes Aktes gestatten. Aber wir können unmöglich daran denken, daß diese Einrichtung eine für diesen Zweck absichtlich getroffene sein könne, wenn wir gewahren, daß dieselben Nähte auch an den Schädeln junger Vögel und Kriechthiere vorhanden sind, welche aus Eiern auschlüpfen und daher jenes Vortheils nicht bedürfen. Oder wenn wir die Ranken mancher Kletterpflanzen betrachten und diese Organe als für den damit verbundenen Zweck so ganz besonders nützlich eingerichtet finden, so kann uns der Gedanke, daß dieselben der Pflanze zum Zwecke des Kletterns bescheert worden seien, doch nur so lange beschäftigen, als wir nicht wissen, daß sich ganz dieselben Ranken auch bei anderen Pflanzen vorfinden, welche nicht klettern und daher jenes Vortheils nicht bedürfen.

Der berühmte Botaniker Schleiden erzählt, daß bei sehr vielen sogenannten Phanerogamen oder offenblühenden Pflanzen Blüthenstaub und Narbe zwar, wie es behufs der Befruchtung sein muß, nahe beieinander stehen, aber zu ganz verschiedenen Zeiten ihre physiologische Entwicklung oder Reife erlangen, so daß die Narbe entweder noch nicht hinlänglich ausgebildet oder bereits im Absterben begriffen ist, wenn der Augenblick der Ausstreitung des Pollens herbeigekommen ist, womit also die ganze Einrichtung ihren Zweck verfehlt. In andern Fällen wird die Befruchtung durch räumliche Trennung der beiden

Befruchtungsorgane auf derselben oder auf verschiedenen Pflanzen noch schwieriger gemacht. Ja, in manchen Pflanzengruppen scheint sich die Natur förmlich Mühe gegeben zu haben, durch den verwickelten und abweichenden Bau der Organe jedes natürliche Zusammenkommen des Blütenstaubes und der Narbe geradezu unmöglich zu machen. Die Befruchtung würde daher gar nicht stattfinden können, wenn nicht die Vermittlung fliegender Insekten (Bienen, Hummeln, Fliegen, Schmetterlinge) dieselbe zu Stande brächte — also ein ganz zufälliges, in keiner Weise teleologisch vorgesehenes Verhältniß. Wie nothwendig dieses ist, beweist der merkwürdige Umstand, daß bei fast allen Orchis-Arten der eigne Pollen eine Blüthe nicht nur unbefruchtet läßt, sondern geradezu als Gift (!) auf dieselbe wirkt. Sie bedarf daher nothwendig fremden, ihr zugetragenen Pollens.

Wenn fleischfressende Raubthiere durch große Körperkraft, scharfen Sinn, Klauen und Zähne, günstige Farbe und große Verschlagenheit vortrefflich für den Zweck ausgerüstet sind, andre Thiere, welche ihnen zur Nahrung dienen, zu tödten, so sind diese letzteren, z. B. die Antilope, mit Eigenschaften ausgerüstet, welche sie in den Stand setzen, jenen Angriffen zu entgehen. Hier steht also Zweck gegen Zweck. Wenn die Antilope dem Tiger als Nahrung bestimmt war, warum hat sie das Verlangen und die Fähigkeit erhalten, ihm zu entgehen? Weniger Sorge für die Antilope würde weniger Sorge für den Tiger nöthig gemacht haben. Oder sollte gar der Mensch mit seiner körperlichen Schwäche als Nahrung für Löwen und Tiger bestimmt sein? Es mag vielleicht sein, daß ohne Fleischfresser die Pflanzenfresser bald die ganze Erde überschwemmen und den Menschen verdrängen würden, aber eine ganz geringe Beschränkung ihrer Fruchtbarkeit würde dieses Uebel leicht gehoben haben. Wenn der Mensch, wie die theologische Weltanschauung will, der Hauptgegenstand für die Sorge der göttlichen Allmacht war, so würden die seine Existenz störenden

Pflanzen- und Thier-Arten besser gar nicht erschaffen worden sein. Dabei ist es Thatfache, daß mehr als 99 Procent aller Pflanzen- und Thier-Arten für den Menschen nicht bloß ohne Nutzen, sondern schädlich sind, da es ein Drittes oder Indifferentes nicht giebt. Aber auch mit den nützlichen sieht es windig genug aus, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit betrachten. So fehlt der Chinabaum, welcher das beste Fiebermittel liefert, grade in jenen Sumpfigegenden, wo er am meisten benöthigt wäre; dagegen wächst er in beinahe unzugänglichen Gebirgsgegenden, welche obendrein nicht einmal die besten Orte für sein Gedeihen sind. Der Mensch hat ihn seither in andere Gegenden verpflanzt, wo er weit besser gedeiht. Aber so wohlthätig uns seine Existenz heute erscheint, so wäre sie doch entbehrlich gewesen, wenn es der göttlichen Allmacht nicht gefallen hätte, die Fieber-Älge zu erschaffen. Hier, wie in hundert ähnlicher Fälle, sehen wir einen Organismus, welcher bestimmt ist, Krankheiten zu erzeugen, und einen andern, welcher dieselben, wenn auch nur in unvollkommner Weise, heilt. Hätte sich die Natur sparsamer in Erzeugung krankmachender Potenzen erwiesen, so hätte sie weniger Arbeit in Erschaffung einer *materia medica* gehabt.*)

Auch darf zur Ergänzung obiger Nachweise nicht vergessen werden, daran zu erinnern, daß, wenn wir auf der einen Seite in der Natur oder unserm Leben manchem Zweckmäßigen oder Zweckentsprechenden begegnen, wir doch auf der andern Seite ebensoviel Zweckloses, Unzweckmäßiges, ja direkt Schädliches nachzuweisen im Stande sind, welches sich mit der Annahme eines nach Zweckmäßigkeits-Rücksichten handelnden Schöpfers ganz und gar nicht in Einklang bringen läßt. Denn es erscheint unbegreiflich, daß die göttliche Weisheit Fehler begehen oder daß sie einen Theil der Natur zweckmäßig, einen andern

*) Weitere Ausführungen dieses Themas finden sich in des Verfassers Schrift „Aus Natur und Wissenschaft“, S. 377 des zweiten Bandes (Leipzig 1884).

unzweckmäßig gestalten sollte. Entweder ist Alles oder Nichts Produkt göttlicher Weisheit und Dazwischenkunft. Man denke nur an die vielen schädlichen Natur=Ereignisse, welche fortwährend so vielen Menschen und Thieren Leben oder Gesundheit kosten, an Erdbeben, Brände, Fröste, Stürme, Ueberschwemmungen, Gewitter; an epidemische Krankheiten, sowie an das Heer der Krankheiten überhaupt; an die zahllose Menge schädlicher Pflanzen und Thiere, welche in der Regel mit einer durch nichts einzuschränkenden Fruchtbarkeit begabt sind u. s. w. Welcher vernünftige Zweck könnte wohl mit der Erschaffung von dreitausend Arten von Schlangen verbunden sein, welche den Menschen mit Gift und Tod bedrohen? oder mit der Erschaffung jener ungeheuren Heuschreckenschwärme, welche Tod und Verderben über die Landstriche bringen, die ihr Zug berührt? oder mit der fabelhaften Vermehrungsfähigkeit jener mikroskopischen Organismen kleinster Art (Spaltpilze, Bakterien, Bazillen u. s. w.), welche die scheußlichsten und verheerendsten Krankheiten erzeugen und nur durch das massenhafte Elend anderer, viel höher stehender und werthvollerer Geschöpfe zu existiren im Stande sind? u. s. w. Um aus unsrer Erde ein Elysium für die Menschen zu machen, hat die göttliche Allmacht die Luft mit Hornissen, Wespen, Schnaken, Stechfliegen, Muskitos u. s. w. erfüllt, oder hat zahllose Mengen schädlicher Insekten, Würmer und Mikroorganismen geschaffen, welche Mensch und Thier bis zur Verzweiflung plagen, die Ernten vernichten, die Vegetation zu Grunde richten u. s. w.? Man lege sich auch die Frage vor, warum so viele Theile der Erde (welche doch nach theologischer Anschauung als Wohnitz für den Menschen erschaffen und eingerichtet sein soll) durch Klima und sonstige Natur=Verhältnisse der menschlichen Ansiedlung verschlossen sind (zwei Drittheile sind unabsehbare Wassermüsten, während ein großer Theil des letzten Drittels unter ewigem Eise begraben liegt), und warum trotzdem der Fortpflanzungstrieb im Menschen ein so überaus starker ist, da es doch an

den nöthigen Erfordernissen zur vollen Bethätigung desselben fehlt?

Sa, sogar in unsrem eignen Körper, der doch gewöhnlich als ein Meisterwerk der Schöpfung angesehen zu werden pflegt, und von dem die Theologen annehmen, daß ihn Gott nach seinem eignen Ebenbilde, also nach dem höchsten Typus der Vollkommenheit, geformt habe, sind wir im Stande, eine ganze Menge von Unzweckmäßigkeiten oder von schädlichen, unvollkommenen oder unnützlichen Einrichtungen ausfindig zu machen. Man denke an den sogenannten Wurmfortsatz, einen wurmförmigen Anhang des sogenannten Blinddarms, welcher nicht selten Anlaß zu tödtlich verlaufenden Unterleibs-Entzündungen, namentlich bei Kindern, giebt; an den Blinddarm selbst, welcher so oft gefährliche Unterleibs-Stockungen erzeugt; an die sogenannten Mandeln, welche nur dazu da zu sein scheinen, um häufig wiederkehrende Anginen oder Hals-Entzündungen zu erregen; an die Neigung der zu beiden Seiten unseres Kehlkopfs gelegenen Schilddrüse, den häßlichen Kropf zu erzeugen; an die Thymus-Drüse, welche asthmatische Zufälle bei Kindern hervorruft; an den sogenannten Schwanzknochen, welcher von den Anhängern der Entwicklungstheorie als Ueberrest des Schwanzes der Wirbelthiere angesehen wird; an die männlichen Brustdrüsen, welche sogar nicht selten in der Vierzahl angetroffen werden; an die äußeren Ohr-Muscheln, welche zum Hören mehr oder weniger unnöthig sind, und an die mit denselben bisweilen verbundenen Muskeln; an die sogenannte Nickhaut oder halbmondförmige Falte des Auges; an die bei manchen Menschen und Menschenstämmen bis an den Grad der Thierheit streifende Behaarung unsrer Oberhaut; an die schädliche und so oft Anlaß zu Erstickung gebende Vermischung unsrer Speise- und Luft-Röhre; an den aus thierischer Erbschaft herrührenden einseitigen Stand unsrer Wirbelsäule, welcher Ursache für die leider so häufigen Rückgrats-Verkrümmungen, sowie für die Neigung zum Vorwärtsfallen

bei Kindern und Greisen wird; an die häßliche und gradezu widrige Vermischung ganz verschiedener Verrichtungen in einem einzigen Organ oder Ausführungs-Gang innerhalb des weiblichen sowohl wie des männlichen Körpers, und so manches dem Aehnliche.

Sogar unser Auge, welches gewöhnlich als das vollkommenste aller Organe angesehen wird, und von dem wir wissen, daß es sich im Laufe endloser Zeiträume durch unzählige Abstufungen aus einem einfachen, empfindenden, unter der Haut gelegenen Nerven bis zu seiner heutigen Feinheit und Vollendung emporgebildet hat, entbehrt jener anscheinenden Vollkommenheit in der That so sehr, daß es dem ausgezeichneten Kenner der Sinnes-Verrichtungen, Professor Helmholtz, mit Leichtigkeit gelungen ist, an demselben eine ganze Reihe von sogenannten Constructions-Fehlern nachzuweisen, wie die Farben-Verstreuung, den sogenannten Astigmatismus, die sogenannten Lücken, die Gefäß-Schatten, die unvollkommene Durchsichtigkeit der Medien, u. s. w. Würde ein menschlicher Optiker, sagt Helmholtz, ein so unvollkommenes Werkzeug anfertigen, so würde man es ihm unter Protest zurückgeben. Es hat Fehler, welche in dem billigsten photographischen Apparat vermieden sind. Schon der Umstand, daß so viele Menschen der Brillen bedürfen, zeigt, wie sehr diese Fehler der Verbesserung bedürftig sind.

Ebenso unvollkommen, wie das Auge, ist in vieler Beziehung das Ohr. Man kennt an demselben nicht weniger als zehn, in rudimentärem Zustand befindliche und vollkommen nutzlose Muskeln. Auch seine innere Construktion läßt ebenso viele Fehler erkennen, wie diejenige des Auges.

Wie unvollkommen ist eines der wichtigsten Organe unsres Körpers oder das Zahnsystem beschaffen! Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Zahnarzt die einzigen dauerhaften und verläßlichen Zähne liefert. Auch die Verdauungs-Gänge zeigen zum Theil Eigenthümlichkeiten, welche mit allen

uns bekannten Principien der Chemie und Oekonomie in Widerspruch stehen.

„Warum“, fragt Spiller (Die Urkraft des Weltalls), „hat der Mensch nicht das Auge des Adlers, das Gehör der Eule, den Ortsinn des Storchs, den Flug der Thurmichwalbe, den Geruchsinne des Jagdhundes?“

Nun, einfach deswegen, weil die Natur sich Selbstzweck und nicht etwa das mehr oder weniger gelungene Ergebniss eines außer oder über ihr stehenden Willens ist, und weil sich jedes Einzeldasein nach Maßgabe innerer und äußerer Umstände selbstständig entwickelt. Entwicklung heißt oder ist die Hand der Vorsehung. Die Natur, wie wir sie jetzt vor uns sehen, ist kein Werk, sondern ein Resultat, und zwar ein Resultat aus einem durch Millionen und Billionen Jahre sich erstreckenden Entwicklungs-Proceß, dessen Ablauf durch ganz andere Ursachen, als durch Zweckmäßigkeits-Rücksichten bestimmt worden ist, und der in letzter Linie gar nicht anders ausfallen konnte, als so wie er wirklich ausgefallen ist. Denn wie wäre es möglich oder denkbar, daß eine Welt mit lauter zwecklosen oder unzweckmäßigen Bildungen oder Einrichtungen so lange Zeiten hätte existiren können, ohne vorher an ihren Mängeln zu Grunde zu gehen.*) Ja, jener ganze Entwicklungs-Proceß ist an und für sich schon der schlagendste Gegen-Beweis gegen jede Annahme einer göttlichen Dazwischenkunft, da ja eine als aus freiem Willen handelnd gedachte,

*) Es giebt Leute, welche so vernarrt in die Zweckmäßigkeits-Theorie sind, daß sie Alles in der Natur herrlich und bewunderungswürdig und es ebenso weise eingerichtet finden, daß wir die Nase mitten im Gesicht, als daß wir die Augen (abgesehen von den Hühner-Augen!) nicht auf den großen Fußzehen haben! Aber sie denken nicht daran, daß ein so unpassend eingerichtetes Geschöpf niemals einen Platz im Kampfe um das Dasein hätte erringen können. Uebrigens gilt dieses nur für unser eignes Geschlecht, da es in der niederen Thierwelt in der That nicht an Geschöpfen fehlt, welche ihre Augen auf den Kniegelenken tragen.

schaffende Macht sofort alles ihr gut oder nützlich Scheinende ohne Weiteres in das Leben hätte rufen können, ohne sich durch die in der allmählichen Gestaltung der Dinge und ihrem gegenseitigen Verhältniß gelegenen natürlichen Schwierigkeiten aufhalten oder beirren zu lassen. Im Gegensatze hierzu sehen wir Alles auf der Erde nur aus einer unendlich langsamen und mühseligen Entwicklung sich nach und nach bis zu seiner heutigen Reife oder auch Unreife emporarbeiten und dabei überall mit endlosen äußeren und innern Schwierigkeiten kämpfen. Auch läßt sich leicht nachweisen, daß die meisten der wirklich als zweckmäßig anzusehenden Einrichtungen in der Natur sich auf viel einfachere Weise hätten erreichen lassen, wenn jene Schwierigkeiten nicht entgegengestanden hätten. —

Damit mag es genug sein von dem teleologischen Beweis, obgleich man noch vieles Weitere hätte hinzufügen und an das alte und treffende Wort „Tres physici, duo athei!“ hätte erinnern können, welches ausdrücken soll, daß die große Mehrzahl aller Derjenigen, welche sich wissenschaftlich mit der Erforschung der Natur und ihrer Geseze beschäftigen, mit Nothwendigkeit auf atheistische Grundsätze und zu der Erkenntniß hingeführt werden muß, daß die Welt keine Monarchie, sondern eine auf breiterer demokratischer Grundlage ruhende Republik ist. —

Ich mache daher den Uebergang zu dem dritten oder zu dem historisch=theologischen Beweis, welcher einfach dadurch entsteht, daß man den teleologischen oder Zweckmäßigkeits-Beweis aus dem Gebiete der Natur auf dasjenige des Geistes überträgt. Es leitet dieser Beweis grade so, wie der vorhergehende aus der Natur, die Weisheit und Güte des Schöpfers aus der Geschichte und aus jener Voraussicht ab, mit welcher angeblich der Gang der Welt-Geschichte und der Geschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt angeordnet sein soll. Man erinnert hier z. B. an das Erscheinen von Christus in der Geschichte zur rechten Zeit, an das Auftreten von Luther, an

den Untergang Napoleons I. in Rußland und so manches dem Aehnliche. Wenn zwei Völker Krieg miteinander führen, so wird das siegende Volk seinen Erfolg jedesmal dem Beistand Gottes zuschreiben, obgleich nicht einzusehen ist, warum er einmal dem einen und ein andermal dem andern Theile hilft. Auch rechnet man hierher die Beweise, welche sich angeblich aus den von Zeit zu Zeit in der Religionsgeschichte sich wiederholenden Wundern und unmittelbaren göttlichen Offenbarungen ergeben sollen. Endlich macht man unter dem Titel dieses Beweises auch noch auf gewisse Erscheinungen des socialgeschichtlichen Lebens aufmerksam, welche angeblich nur durch göttliche Dazwischenkunft erklärbar sein sollen, z. B. auf die bekannte Erfahrung, daß nach erschöpfenden Kriegen, in denen viele junge Männer das Leben verloren haben, mehr Knaben als Mädchen geboren werden und auf diese Weise der eingetretene Mangel durch die wunderbare Fürsorge der Vorsehung wieder ersetzt wird.

Indem ich zur Kritik dieses Beweises übergehe, darf ich wohl zunächst die Wunder und Offenbarungen im Einzelnen unerörtert lassen oder brauche mich mit ihnen nicht aufzuhalten. Kein Gebildeter oder mit den Erwerbungen der Naturwissenschaften auch nur oberflächlich Vertrauter kann heutzutage noch an die Möglichkeit von Wundern und Offenbarungen glauben. Auch glauben die Herren Geistlichen, wenigstens die gebildeten, wie ich glaube, der großen Mehrzahl nach selbst nicht mehr daran!

Was zweitens die Begebnisse der Weltgeschichte angeht, so lassen sich den wenigen Ereignissen, deren Eintritt oder Verlauf allenfalls den Anschein einer zweckmäßigen höheren Leitung oder Fürsorge erwecken könnte, tausende und aber tausende von Begebenheiten entgegenstellen, welche das direkte Gegentheil besagen. Wie hätte Gott, wenn er wirklich die Geschichte leitet, jene zahllosen Greuel, Schandthaten, Unmenschlichkeiten, Entsetzlichkeiten aller Art dulden können, von denen die Geschichte

der Menschheit erzählt, und welche dieselbe mit Blut und Schauer füllen? Wie hätte er namentlich erlauben können, daß diese Greuel zumeist in seinem eignen Namen begangen wurden?

Wie hätte er dulden können, daß die Greuel der Inquisition und der Hexen=Verfolgung Millionen unschuldiger Menschen das Leben gekostet haben? oder daß so viele Menschen in majorem dei gloriam, d. h. zur Vermehrung seines eignen Glanzes, lebendig verbrannt oder eingemauert wurden? oder daß bei dem Bau des großen Tempels in Mexiko ebenfalls um seiner eignen Ehre willen sechzigtausend schuldlose Menschen ohne Erbarmen hingemetzelt wurden? Oder wie hätte Gott dulden können, daß das Thier im Menschen von jeher stärker gewesen ist, als der Mensch selbst, und daß dement sprechend seit Anfang der Geschichte sich die Menschen untereinander fortwährend in blutigen Kriegen und Kämpfen zerfleischt haben? ja daß selbst heutzutage noch ohne Zaudern tausende und aber tausende von kostbaren Menschenleben den Launen der Diplomatie oder der Herrschsucht einzelner Staaten oder dem Geiz des europäischen Gleichgewichts oder den Interessen der Sklavenhalter und ähnlichen Rücksichten geopfert werden? Oder wie könnte er zulassen, daß so viele Völker und Menschen sich niemals auf diejenige Stufe der Bildung und Ausbildung erheben, welche ihnen nothwendig, wenn eine göttliche Welt=Ordnung existirte, zukommen müßte, sondern in Wildheit, Barbarei, Sklaverei oder Unbildung dahinsterben? oder daß in ähnlicher Weise mehr als die Hälfte aller Menschen lange, ehe ihre Bestimmung erreicht ist, im Alter der Kindheit, und kaum nachdem sie geboren sind, wieder zu Grunde gehen? Wie könnte er dulden, daß so oft die herrlichsten Talente so frühzeitig dahinsterben, oder daß sie gerade in dem Augenblicke, wo sie ihre höchsten Ziele zu erreichen oder ihre besten Thaten zu verrichten im Begriffe stehen, von der unerbittlichen Hand des Todes dahingerafft werden? Wie könnte er der Nationen und

Individuen höchste und schmerzenvollste Anstrengungen so oft in Hohn, Verzweiflung und Schande enden lassen?

Wie könnte endlich Gott alle die Ungerechtigkeit und all den endlosen Jammer mit ansehen, welchen die ungleiche Vertheilung des Besizes innerhalb der menschlichen Gesellschaft, oder welchen Armuth, Elend, Tod, Haß und Schlechtigkeit ununterbrochen in reichster Fülle im Gefolge haben? Oder wie könnte er erlauben, daß so oft der Gerechte leiden oder unterliegen muß, während der Schlechte triumphirt? daß Gewalt in der Regel vor Recht geht? und daß Lüge, Dummheit oder Mittelmäßigkeit sich meistens mächtiger erweisen, als Wahrheit, Verstand oder Genie?

Was das Erscheinen von Christus in der Geschichte zur richtigen Zeit angeht, so habe ich bereits darauf hingewiesen, daß die Ansichten über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieses Ereignisses sehr getheilt sind. Auch wäre es, wenn er nicht erschienen wäre, nicht nöthig geworden, den durch seine Nachfolger angerichteten ungeheuren Schaden durch das Auftreten von Luther wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. Was den Untergang Napoleons in Rußland betrifft, so wäre er wohl nicht untergegangen, wenn nicht eine so große Kälte eingetreten, oder wenn er klug genug gewesen wäre, eine bessere Jahreszeit für seine Expedition zu wählen. Wäre Napoleon nicht untergegangen so würde allerdings die Weltgeschichte aller Wahrscheinlichkeit nach eine andre Gestalt haben als gegenwärtig; aber auch in dieser Gestalt würden die Vertheidiger der Teleologie gewiß nicht versäumen, den leitenden Finger der Vorsehung darin zu erkennen und nachzuweisen.

Was endlich den zuletzt erwähnten Umstand betrifft, daß nach erschöpfenden Kriegen mehr Knaben als Mädchen geboren werden, so findet diese Erscheinung die einfachste Erklärung, seitdem wir wissen, daß das Geschlecht der Kinder hauptsächlich durch das relative Alter der beiden Ehegatten bestimmt wird, und daß nach erschöpfenden Kriegen, in denen viele junge

Männer das Leben verlieren, viele ältere Männer wieder zur Heirath schreiten, welche dieses unter andern Umständen nicht gethan haben würden.

Grade so wie im Leben der Geschichte, ist es aber auch in unserm eignen persönlichen Dasein, welches nicht gelenkt und geleitet wird von Fäden, die „von Oben laugen“, wie Goethe sagt, sondern welches lediglich von uns selbst, von unsrer eignen Energie und Thätigkeit abhängt. Täglich und stündlich finden wir reichliche Gelegenheit, zu sehen, daß, wie sich Luther in seiner naiven Weise ausdrückt, „Gott dieses zeitlichen Lebens sich fürnemlich nicht annimmt“, und daß das Sprüchwort Recht behält: „Wer sich auf Gott verläßt, der bleibt verlassen!“ Alles, was wir im Leben erreichen, verdanken wir entweder dem Zufall oder uns selbst, unsrer eignen Thätigkeit, so wie wir andrerseits auch alle Leiden und Schmerzen des Lebens ohne Hülfe oder Erleichterung von Oben tragen müssen. Könnte nicht Jeder und Jede unter uns von sich dasselbe sagen, was Goethe seinen Prometheus in jenen herrlichen Versen sagen läßt, welche die großartigste Anklage bilden, die jemals aus dem Innern eines Dichter=Gemüthes gegen Gott und den Gottesbegriff überhaupt geschleudert worden ist:

„Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
„Heilig glühend Herz?
„Und glühtest, jung und gut,
„Betrogen, Rettungs=Drang
„Dem Schlafenden dort droben!
„Ich Dich ehren?
„Wofür?
„Hast Du die Schmerzen gelindert
„Je des Beladenen?
„Hast Du die Thränen gestillet
„Je des Geängsteten?
„Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
„Die allmächtige Zeit
„Und das ewige Schicksal,
„Meine Herrn und deine?“ —

Der vierte der Beweise für das Dasein Gottes ist der moralische Beweis oder der Beweis aus dem sogenannten Sitten-Gesetz, von welchem Gesetze man anzunehmen pflegt, daß es nur durch eine höhere Allmacht in unsre Brust gelegt sein könne, und daß es gewissermaßen die Stimme Gottes in uns selbst repräsentire. Es heißt auch „das Gewissen“ und tritt in der Philosophie (die Philosophen lieben es bekanntlich, einfache Dinge mit möglichst hochtönenden Namen zu bezeichnen, was ihnen alsdann den Anschein verleiht, als wüßten sie mehr, als andere Leute) als der berühmte „kategorische Imperativ“ der Kant'schen Schule auf. *) Es gilt zugleich als Ursache oder wenigstens als Erhalter der sogenannten moralischen Welt-Ordnung, deren Existenz ebenfalls, wie diejenige des Gewissens, als ein Beweis für die Existenz eines moralischen Welt-Gesetzgebers oder Ordnungsstifters angesehen wird.

*) Kant hatte bekanntlich die Ideen von Freiheit, Gott und Unsterblichkeit als aus der reinen Vernunft nicht erweisbar, dagegen als Forderungen oder Postulate der praktischen Vernunft hingestellt, wobei der freie Wille im kategorischen Imperativ sich selbst die Regel seines Handelns auferlegt. Aber dieses philosophische „Sollen“ ist bedeutungs- oder wirkungslos, so lange nicht das praktische „Können“ hinzukommt. Sehr gut persiflirt H. Heine die Kant'sche Theorie, indem er den berühmten Philosophen auf seiner täglichen Promenade zu bestimmter Stunde in der Königsberger Linden-Allee auftreten läßt, gefolgt von seinem treuen Diener, dem alten Lampe, mit seinem Regenschirm unter dem Arm „als getreues Bild der Vorsehung“. Kant hat soeben „Die Kritik der reinen Vernunft“ beendet und Gott, Freiheit und Unsterblichkeit unter die Füße getreten. Am Boden liegen alle die ontologischen, kosmologischen und physiko-theologischen Leibwächter; die Gottheit selbst ist unterlegen, und man hört nichts als Seufzer und Wehklagen. Da läßt der alte Lampe, erschüttert von solchem Elend, seinen Regenschirm fallen; Angstschweiß und ein Thränenstrom treten auf sein Gesicht. Und sein Herr, gerührt von diesem Anblick, zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist. Er überlegt und sagt mit einem halb gutmüthigen, halb böswilligen Gesichtsausdruck: „Der alte Lampe muß einen Gott haben; es ist sonst um das Glück des armen Burschen geschehen. Die praktische Vernunft verlangt, daß der Mensch in

Was nun diese moralische Welt-Ordnung selbst angeht, so existirt dieselbe allerdings, aber nicht als Folge eines angeborenen übernatürlichen Gewissens oder Sittengesetzes oder einer höheren Anordnung, sondern als nothwendige Folge jener staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, welche sich unter den Menschen allmählich durch ihr gegenseitiges Beisammensein herausgebildet und sie nach und nach zu einer gewissen Ordnung geführt haben, gradeso wie die Zweckmäßigkeit in der Natur auch Folge der Zeit und allmählicher Entwicklung ist. Die Annahme eines den Menschen angeborenen, aus übernatürlicher Quelle stammenden Sitten-Gesetzes, welches angeblich einen mehr oder weniger starken Zwang auf seine Handlungen ausüben soll, wird durch zahllose Thatfachen aus dem täglichen Leben, wie aus der Völkergeschichte, widerlegt und ist heutzutage sogar von den meisten spekulativen Philosophen in das Gebiet der Märchen verwiesen. Schopenhauer z. B. nennt es eine „Kinderschulen-Moral“. Die Moral ist, wie Alles, was der Mensch besitzt, nichts Angeborenes, Ursprüngliches, sondern etwas Gewordenes, allmählich und langsam mit dem Fortschritt des Geistes und durch denselben Entstandenes und beruht fast ausschließlich auf dem Princip der gesellschaftlichen Gegenseitigkeit. Daher das beste Moralitäts-Gesetz, welches sich denken läßt, durch die bekannten Worte ausgedrückt wird:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu“

Ergänzt man diesen Spruch durch den weiteren:

„Was Du willst, daß man Dir thue, das thue auch Andern,“

dieser Welt glücklich sein soll, und ich will dem nicht entgegen sein. Daher mag sie die Garantie für die Existenz Gottes übernehmen.“ Und so erweckt Kant den Gott, den er mit Hilfe seiner theoretischen Vernunft getödtet hatte, wieder mit Hilfe der praktischen, wobei es unklar bleibt, ob er dieses nur aus Freundschaft für den alten Lampe oder aus Furcht vor der Polizei oder in Folge eigner Ueberzeugung gethan hat.

so hat man die gesammte Moral und ihre Forderungen oder Vorschriften besser und einfacher in der Hand, als alle Religionen der Welt oder als die dickleibigsten Lehrbücher der Ethik uns dieselbe lehren könnten.

Wenn allerdings das Gefühl für Moralität unter den civilisirtesten Menschen im Laufe der Geschichte eine Stärke und Bedeutung gewonnen hat, welche uns heute den Anschein der Angeborenheit erweckt, und wobei es oft nur einer mäßigen Erziehung und Anleitung bedarf, um dasselbe zu seiner vollen Ausbildung zu bringen, so ist dieses im Sinne der Darwin'schen Theorie oder Entdeckung hauptsächlich Folge des mächtigen Gesetzes der Vererbung, durch welche ja nicht bloß angeborene, sondern auch während des Lebens erworbene Eigenschaften und Fähigkeiten von den Eltern auf die Nachkommen übertragen werden; und ist ganz analog oder ähnlich jenen Vorgängen, durch welche bei manchen Thieren gewisse Triebe oder geistige Gewohnheiten, z. B. die berühmten Kunsttriebe der Bienen oder Ameisen, der Bautrieb des Bibern u. s. w., durch Vererbung nach und nach eine so große Macht und Stärke erlangen, daß sie uns heute den Anschein der Angeborenheit oder absichtlich ein- und angebildeter Instinkte erwecken.

Natürlich würde auch diese ererbte Anlage dem einzelnen Menschen zur Moralität nicht viel helfen, wenn ihr nicht zu Hülfe gekommen würde durch Erziehung, Gesetz, Sitte, Furcht vor Strafe, Gewohnheit, Wohlsein u. s. w. Daher die besten Moralitäts-Lehrer in meinen Augen Erziehung, Bildung, Freiheit und Wohlstand sind! Wo diese vier vorhanden sind, da haben wir auch Moralität im Ueberflusse. Wo sie fehlen, da ist kein angebornes Sittengesetz im Stande, diesen Mangel auch nur annähernd zu ersetzen! Wo bleibt das angeborene Gewissen bei jenen wilden und barbarischen Völkern, von denen uns die Reisenden erzählen, daß sie nur nach den rohesten Trieben und Instinkten handeln? oder bei den An-

gehörigen niederer und niederster Stände, dem sogenannten Pöbel, der in der Regel nur durch Gewalt und Gesetz im Zaume zu halten ist? Oder bei unsern Kindern, welche lauter geborene Atheisten sind und mühsam zum Gottesglauben erzogen werden müssen? Welch verschwindend kleine Macht üben überhaupt Moral-Grundsätze auf die Handlungen der Menschen gegenüber den gewaltigen Antrieben der Leidenschaft, der Furcht, der Genuß- oder Herrschsucht, des Strebens nach Besitz oder Reichthum u. s. w.! Man handelt gut nicht aus Liebe zu Gott und seinen angeblichen Gesetzen, sondern aus Sitte, Gewohnheit, Nachahmung, Furcht vor Gesetz oder Schande, Rücksicht auf guten Ruf und dergleichen. Und zeigt nicht jener wüste, verworrene Traum der langsam und allmählich zum Bewußtsein erwachenden Menschheit, welchen wir „Geschichte“ nennen, auf jeder Seite seiner mit Blut und Thränen geschriebenen Chronik das Gegentheil von allem Dem, was der Mensch gethan haben würde oder müßte, wenn er nach angeborenen und unveränderlichen Moralitäts-Instinkten gehandelt hätte? Welche Greuel sind im Laufe dieser Geschichte im Namen des Gottesglaubens und des Alten Testaments ausgeübt worden! Von jeher hat es unzählige Bösewichter unter den Gottgläubigen gegeben, während die Menschen im Allgemeinen um so besser oder moralischer wurden, je zweifelsüchtiger in religiösen Dingen sie geworden sind. Was soll man zu den ewigen Klagen der Priester über zunehmende Gottlosigkeit sagen, nachdem sie beinahe zweitausend Jahre Zeit gehabt haben, die Menschheit in ihrem Sinne zu erziehen oder zu beeinflussen! Gestehen sie damit nicht selbst die moralische Ohnmacht ihrer Predigten oder Ermahnungen ein? Die Moral ruht glücklicherweise auf festerem Boden, als auf dem lockeren Sand dieser Ermahnungen; denn sie ruht auf Ideen und Gefühlen, welche, wie bereits gesagt, im Laufe der menschlichen Entwicklung mehr oder weniger instinktiv geworden sind und sich damit über die Sphäre abstrakter Betrachtungen erhoben haben.

Man hebt gewöhnlich die auffallende Einfachheit und Uebereinstimmung der Hauptgrundsätze der Moralitäts=Lehre zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern hervor, um daran deren höheren oder übernatürlichen Ursprung zu erweisen, bedenkt aber nicht, daß die gesellschaftliche Gegenseitigkeit, welche wir als die eigentliche Mutter der Moral-Vorschriften bezeichnet haben, fast überall ganz die gleiche Einfachheit und Uebereinstimmung der Haupt-Verhältnisse darbietet. Nichtsdestoweniger spricht das Gewissen bei jedem einzelnen Menschen je nach Naturell, Bildung, Zeitbewußtsein, Lage der Umstände u. s. w. eine eigne und besondere Sprache. — Uebrigens mag hier bemerkt werden, daß die berühmte, Oben angeführte und gewöhnlich als spezifisch christlich angesehene Moralvorschrift sich bereits mit fast denselben Worten in dem Moral=Codex findet, welchen der berühmte chinesische Religionsstifter Confutsee so lange vor Entstehung des Christenthums seinen Landsleuten hinterlassen hat. —

Noch hinfälliger als der Beweis aus der Moralität ist der fünfte oder der sogenannte Beweis a consensu gentium, d. h. aus der Uebereinstimmung der Völker bezüglich des Gottesglaubens, welche Uebereinstimmung trotz des hartnäckigen Widerspruchs der Theologen in der That so sehr fehlt, daß hieraus grade das Gegentheil dessen hergeleitet werden kann, was daraus hergeleitet wird. Eine Aufzählung der hierher gehörigen, sehr zahlreichen Beispiele von wilden Völkern, welchen der Gottesglaube ganz oder theilweise fehlt, findet sich, abgesehen von den in vielen ethnologischen und anthropologischen Schriften der Neuzeit angeführten, in des Verfassers Schrift „Kraft und Stoff“ (17. Aufl.) in dem Kapitel über die Gottesidee.*) Auch muß hier darauf hingewiesen werden, daß es im Alterthum weder an hochgebildeten Völkern, noch an Religions=

*) Man vergleiche darüber auch die Note 96 in des Verfassers Schrift über den Menschen (3. Aufl., Leipzig, 1889).

systemen gefehlt hat, welchen die Gottesidee fremd war. So besitzt (nach Schopenhauer) die Sprache der Chinesen keine Ausdrücke für die Begriffe von „Gott“ und „Erstellen“, sowie es auch im ganzen Sanskrit, der Ursprache der pantheistischen Vrier, kein Wort giebt, welches „erstellen“ im christlichen Sinne bedeutet. Endlich ist das verbreitetste Religions-system der Erde, der Buddhismus, welches sechshundert Jahre älter ist, als das Christenthum, und jetzt noch mehr Anhänger als dieses zählt, eine Religion ohne Gott und Götter und beruht auf ganz atheistischen Grundlagen. Dasselbe gilt von der ihr vorangegangenen Sankjahlehre des Kapila, sowie von der darauf gefolgten Schule einer Abzweigung der Vaiseschika-Lehre oder den Tscharvakas. Auch in der Gegenwart scheint das hochgebildete Volk der Japaner ein Volk von Atheisten zu sein; denn ihre drei hauptsächlichsten Religions-systeme (der einheimische Sintuglaube, der Buddhismus und der Confucianismus) beruhen auf atheistischen oder materialistischen Anschauungen.

Also fehlt die behauptete Uebereinstimmung in der That. Aber sollte sie selbst vorhanden sein oder nachgewiesen werden können, so würde doch hieraus kein Schluß auf die Wahrheit des Gottesbegriffes erlaubt sein, da selbst die verbreitetste Meinung der Thoren und Unwissenden niemals etwas Unwahres wahr machen kann. Die menschliche Vernunft hat schon in den wichtigsten Dingen die größten und folgenschwersten Irrthümer begangen. Braucht man doch nur an den unsinnigen und wahn sinnigen Hexen- und Zauberglauben des Mittelalters zu erinnern, welcher sich Jahrhunderte hindurch erhielt und eine solche Stärke besaß, daß selbst die gebildetsten Männer jener Zeit sich ihm nicht ganz zu entziehen vermochten.

Dieses erinnert mich daran, daß, wenn allerdings der Gottesglaube eine gewisse große und allgemeine Verbreitung gefunden hat, dieses doch ebenso und gleicherweise bezüglich des Teufelsglaubens der Fall gewesen ist, welcher sogar unter

den Natur-Völkern in der Regel viel stärker und ausgebildeter angetroffen wird, als der Gottesglaube. Er bildet selbst, wie bereits weiter oben bemerkt wurde, einen wesentlichen Bestandtheil unsrer christlichen Religion, da es ja in der Bibel ausdrücklich heißt, daß Christus in die Welt gekommen sei, um die Werke des Teufels zu zerstören! Wollte man also aus dem consensus gentium auf die wirkliche Existenz Gottes schließen, so müßte man mit demselben Recht und aus demselben Grunde auch auf die wirkliche Existenz des Teufels schließen. —

Es bleibt mir nun noch der sechste oder letzte der eigentlichen Beweise für das Dasein Gottes, der sogenannte ontologische oder Vollkommenheits-Beweis zu erörtern übrig, welcher Beweis etwas schwerer zu verstehen ist, als die vorhergehenden, da er gewissermaßen auf einem philosophischen oder dialektischen Kunstgriff oder Kniff beruht, der aber doch bei genauerem Zusehen nicht schwer zu entlarven ist. Er wurde bekanntlich von dem Erzbischof Anselmus von Canterbury im Sinne der scholastischen Philosophie zuerst auf die Weise gebracht und ist einer der merkwürdigsten Versuche, mit Hülfe religiöser Metaphysik oder Dialektik die menschliche Vernunft zu betäuben oder gefangen zu nehmen.

Da die Gottes-Idee, — so sagt man nun nach Maßgabe dieses Beweises — als solche einmal in dem Geiste des Menschen existirt, so liegt darin auch ein Beweis für die wirkliche oder objektive Existenz Gottes. Denn da zum Wesen Gottes Vollkommenheit gehört, und da ein wirklich existirendes Wesen mehr vollkommen ist, als ein bloß gedachtes, so muß Gott wirklich sein! Andernfalls ließe sich ein mehr vollkommenes Wesen denken, als das durch die Gottes-Idee ausgedrückte, was ein Widerspruch in sich selbst wäre. Also muß das vollkommenste Wesen nicht bloß in der Idee, sondern auch wirklich existiren, was überdem schon daraus folgt, daß Sein oder Existenz zum Wesen der Vollkommenheit gehört.

Man wird bei einiger Aufmerksamkeit leicht bemerken, daß

hier der gesuchte und erst zu beweisende Gott als Inbegriff und als höchster Ausdruck der Vollkommenheit bereits als existirend vorausgesetzt wird, so daß der ganze Schluß sich in einem Cirkel bewegt. Wie kann man aus einem an sich problematischen oder zweifelhaften Gedanken auf die Wirklichkeit des Gedachten schließen wollen? Ueberdem können Sein oder Existenz vom philosophischen Standpunkte aus nicht einmal als ein Zeichen der Vollkommenheit angesehen werden. Denn geht man auf den Grund, so erkennt man, daß Sein ein sinnlicher, aus der Erfahrung genommener Begriff ist, der Gott als dem vollkommensten Wesen gar nicht zukommen dürfte. Denn der Gegensatz von Sein ist Nichtsein, welches also Gott, sobald er wäre, als etwas ihm Fremdes gegenüber haben würde, was aber offenbar gegen den Begriff der Vollkommenheit streitet. Sein und Thätigkeit sind nur in der endlichen, unvollkommenen Welt möglich oder denkbar, während Gott als absolute Vollkommenheit oder als etwas absolut Fertiges oder Vollendetes gar keinen Grund zur Thätigkeit in sich finden könnte und daher in absoluter Ruhe verharren müßte. Daher auch die Idee der Welterschöpfung ganz unvereinbar mit dem Begriff Gottes als eines vollkommenen Wesens ist, da eine solche Schöpfung nothwendig mit Veränderung verbunden ist, während Veränderung bei einem vollkommenen Wesen nur gleichbedeutend mit Verschlechterung sein kann.

Die Idee eines Andern, als er selbst, ist in Gott als dem Ausdruck der höchsten Vollkommenheit, gar nicht möglich. Denn wie sollte Gott als das vollkommenste Wesen etwas anderes denken können, als dasjenige was er selbst ist? Daher denn auch jener Gegensatz von Idealem und Realem, von Denken und Sein, wie er sich in der Welterschöpfung und durch dieselbe offenbart haben würde, in Gott gar nicht möglich ist — abgesehen davon, daß man sich absolut keine Vorstellung darüber machen kann, wie und auf welche Weise ein Uebergang vom göttlichen Denken zum Sein oder zur Realisirung des Gedankens

der Welt-Idee stattgefunden haben könne oder solle. Und wollte man selbst diese Möglichkeit zugeben, so müßte die Welt fix und fertig oder vollkommen aus dem göttlichen Gedanken hervorgegangen sein, während sie sich in Wirklichkeit als ein endlose Zeiträume umfassender Entwicklungs-Proceß darstellt.

Die Vollkommenheit Gottes ist bekanntlich ein von allen theologischen Schulen angenommener Grundsatz, obgleich der Uebergang eines solchen Wesens zur Welterschöpfung nothwendig den Begriff der Unvollkommenheit oder Selbstbeschränkung einschließt. Ebenso betrachten alle theologischen Schulen Gott als reinen, immateriellen Geist, obgleich ein solcher, wenn er die Welt aus sich selbst hervorgebracht hat, auch die Materie aus sich entstehen lassen mußte. Wie kann aber Materie aus Geist entstehen? Besteht man aber der Materie eine besondere, von Gott getrennte, vorherige Existenz zu, so folgt daraus wieder die Unvollkommenheit und Beschränkung Gottes, abgesehen davon, daß, wie bereits gezeigt wurde, mit der Existenz der Materie auch Kraft und Bewegung gesetzt sind. Wozu bedurfte überhaupt Gott die Materie, um lebende Wesen zu schaffen, wenn er sie aus Nichts oder aus reinem Geist schaffen und ihnen damit jene Zwischenstufen-Dual des materiellen Daseins, welches sie von dem letzten Ziel des Daseins in Gott trennt, ersparen konnte? Da übrigens Niemand im Ernste leugnen wird, daß aus Nichts — Nichts werden kann, so muß Gott, wenn er wirklich die Welt geschaffen hat, sie aus sich selbst geschaffen, muß also den Gegensatz von Geist und Materie bereits in sich getragen haben, was wiederum gegen die Vollkommenheit streitet.

Ueberhaupt könnte Gott, wenn er existirte, gar keine Attribute oder Eigenschaften haben, wie Sein, Leben, Bewegung, Unendlichkeit u. s. w., da er ja sonst überall Gegensätze sich gegenüber haben müßte, über die er seiner göttlichen Natur nach erhaben sein muß. Raum und Zeit dürfen für ihn gar nicht vorhanden sein. Er müßte als das

vollkommenste Wesen zugleich die Abwesenheit aller Unterschiede oder Bestimmungen sein oder die absolute Bestimmungslosigkeit, mit andern Worten: das reine Nichts oder gleichbedeutend mit jener Nacht, in welcher alle Rüche schwarz und alle Klagen grau aussehen! Da er könnte nicht einmal ein Selbstbewußtsein haben, da ein solches ohne Persönlichkeit undenkbar ist, und da Persönlichkeit ohne Absonderung (welche selbstverständlich gegen die Vollkommenheit streitet) nicht möglich ist.

Noch viel deutlicher werden diese Widersprüche, wenn man die einzelnen Eigenschaften in das Auge faßt, welche man Gott (indem man ihn als Person dachte) angedichtet hat, z. B. Allmacht, Allwissenheit, Allliebe u. dgl., und welche Eigenschaften alle nur als Gegensätze unsrer eignen Unvollkommenheit eine Bedeutung haben, diese Bedeutung aber bei einem vollkommenen Wesen, wie Gott, ganz verlieren. Wie kann Gott allwissend genannt werden, da es ein besonderes Wissen außer ihm gar nicht geben kann, und da alles Wissen in ihm enthalten ist? und da er Alles, was jemals geschehen ist oder geschehen wird, bereits weiß oder wußte! Oder wie kann er allmächtig genannt werden, da eine andre wirkliche Macht, als er selbst, der gegenüber er seine Allmacht geltend machen könnte, gar nicht existirt oder nicht existiren kann? Wie konnte er namentlich allmächtig oder allwissend vor Erschaffung der Welt sein, da um diese Zeit ein Gegenstand für Ausübung dieser Eigenschaften, außer ihm selbst, gar nicht existirte? Oder wie kann man ihm Liebe zur Welt oder zu den Menschen zuschreiben, da ja Liebe unzertrennlich von Sehnen, von Schmerz, von Unruhe ist und daher bei einem so vollkommenen Wesen, wie Gott, gar nicht gedacht werden kann, oder da Liebe eigentlich erst durch ihren Gegensatz, den Haß, besteht, der alsdann auch in Gott sein müßte! Wie könnte überhaupt Gott aus Liebe zur Welt oder zu den Menschen diese geschaffen haben, da ja vorher nichts da war und

man es daher auch nicht lieben konnte! Oder wenn Gott wirklich den Menschen und zwar wie die Bibel erzählt, als sein eignes Ebenbild erschaffen hat, warum hat er ihn alsdann nicht als durchaus gut erschaffen, sondern mit einer Natur versehen, welche aller Greuel und Wildheiten fähig ist? Und warum hat er ihm Sünde und Unglück mit auf den Weg gegeben? Ueberhaupt ist das Böse in der Welt (mit Einschluß von Sünde und Unglück) mit der Idee Gottes absolut unvereinbar. Denn entweder ist das Böse in Gott oder außer Gott und muß in beiden Fällen der Gottes-Idee verderblich werden. Ist es in Gott, so ist er unvollkommen und überhaupt kein Gott mehr. Ist es außer Gott, so ist er nicht allmächtig und außer Stande, dasselbe zu besiegen oder aus der Welt zu schaffen. *) Hätte Gott die Welt vollkommen erschaffen, wie er als vollkommenes Wesen gemußt hätte, so könnte es keine Fehler, keine Sünde, kein Unglück in der Welt geben. Die

*) Schon Epikur hat nach der Citation von Laktantius (*De ira Dei*, Cap. XIII) diesen Widerspruch sehr treffend hervorgehoben: „Entweder will Gott das Böse aus der Welt entfernen und vermag es nicht. Oder er vermag es wohl, will es aber nicht. Oder endlich er will es und vermag es auch. Wenn er es will und nicht vermag, so bedeutet dieses Ohnmacht. Wenn er es vermag und will es nicht, so bedeutet dieses Bosheit. Wenn er es nicht will und nicht vermag, so bedeutet dieses Ohnmacht und Bosheit zu gleicher Zeit. Wenn er es aber will und auch vermag, woher kommt alsdann das Böse in der Welt?“ — „Tausend und aber tausend Schreibgelehrte“, so fügt Voltaire dieser Citation hinzu, „haben die Pfeile ihrer Schulen gegen diesen unerschütterlichen Felsen gerichtet; und unter seinen gewaltigen Schutze haben sich alle Gottesläugner gesüßet.“ Wie wenig überhaupt Sünde und Unglück mit der Idee eines liebenden Schöpfers zu vereinen sind, zeigt bekannlich die alte, bei so vielen Völkern wiederkehrende *Paradieses-Sage* und die damit in nothwendigem Zusammenhange stehende Vorstellung von der „Ersünde“; oder die ebenfalls häufige Annahme zweier feindlicher, einander bekämpfender Götter oder Gewalten (z. B. Ormuz und Ahriman), von denen der Eine das gute, der Andre das böse Princip repräsentirt.

Welt bedürfte nicht der fortwährenden Erhaltung oder Nachhülfe, wie dieses die Religion lehrt; und jenes langsame, mühsame, träge Werden, jene allmähliche Entwicklung, durch welche alles Große erst nach und nach zu Stande kommt, wäre gänzlich unnöthig. —

Ganz ähnliche oder gleiche Gesichtspunkte, wie die angeführten, kann man gegen eine andere Form des Gottes-Begriffes geltend machen, welche man als Pantheismus oder als Lehre vom All-Gott zu bezeichnen pflegt, und mit welcher man einen großen philosophischen Fortschritt gegenüber dem Theismus oder dem Glauben an einen persönlichen Gott begründen zu können geglaubt hat, während er in der That seine Entstehung einem Vermittelungsstreben verdankt, welches auf der einen Seite den Begriff „Gott“ nicht wollte fahren lassen, auf der andern Seite aber den kolossalen Widersprüchen und Unmöglichkeiten des Theismus aus dem Wege gehen wollte. Wenigstens gilt dieses für den philosophischen Pantheismus, während der religiöse Pantheismus des Orients sich unabhängig entwickelt zu haben scheint.

Nach dieser pantheistischen Theorie oder Lehre ist nun Gott keine Person, sondern eins mit der Welt selbst, daher durch die ganze Welt verbreitet, in allen Dingen und somit auch in uns selbst enthalten. Gott hat sich nach dieser Lehre gewissermaßen an die Welt dahin gegeben und sich in ihr aufgelöst. Das Unendliche ist mit dem Endlichen eins und dabei zugleich in dem Endlichen sich seiner selbst bewußt geworden!

Ist der Unsinn in dem Theismus schon groß genug, so ist er in dem Pantheismus, der übrigens von je eine große Rolle in der Philosophie gespielt hat, womöglich noch größer. Gott soll sich also in der Welt oder in der Natur gewissermaßen auflösen und dabei seiner selbst bewußt werden! Aber die Natur als solche hat bekanntlich gar kein Bewußtsein und erlangt dieses erst innerhalb des thierischen oder menschlichen Geistes, aber doch offenbar nur in einer sehr unvollkommenen

Weise, so daß dieses unter allen Umständen nur eine sehr schlechte oder mangelhafte Repräsentation des göttlichen Geistes sein würde. Der consequente Pantheist ist daher genöthigt, entweder streng zwischen Organischem und Unorganischem zu scheiden — was nach den heutigen Anschauungen der Wissenschaft nicht mehr möglich ist — oder aber der gesammten organischen Welt eine Art verborgener Beseelttheit zuzugestehen, was mehr oder weniger gleichbedeutend sein würde mit der uralten und neuerdings wieder sehr beliebt gewordenen Theorie der „beseelten Atome.“ Wenn übrigens nach pantheistischer Anschauung das Unendliche erst in dem Endlichen wirklich wird oder werden kann, so folgt daraus nothwendig, daß das Endliche das wirklich und wahrhaft Unendliche ist, oder — mit andern Worten — daß der wirkliche und wahre Gott die Welt selbst ist! Ein Unendliches, das nur im Endlichen seiner selbst bewußt werden kann, ist eine logische Unmöglichkeit, da Bewußtsein nur in Einzelwesen entstehen kann, welche ein Gegenüber haben, von dem sie sich als Einzelwesen unterscheiden und von dem sie Eindrücke empfangen. Bewußtsein kann daher dem Grenzenlosen, Unendlichen, Unbedingten als solchem gar nicht zukommen.

Hätte Gott als vollkommenstes Wesen sich in der Welt aufgelöst, wobei übrigens absolut nicht einzusehen ist, wie? wo? wann? oder warum? dieses hätte geschehen können, oder welches letzte Ziel ein solcher Vorgang im ewigen und unendlichen Sein haben könnte, so müßte die Welt vollkommen sein. Denn eine vollkommene Ursache kann doch wohl nur eine vollkommene Wirkung erzeugen! Daß nun aber die Welt nicht vollkommen ist, wissen meine Leser grade so gut wie ich selbst. Welche Qualen hätte nun aber der vollkommne, ewige, in der Welt aufgelöste Gott zu erdulden, wenn er fortwährend unter den zahllosen Unvollkommenheiten und Schlechtigkeiten dieser argen Welt zu leiden hätte! Wenn er z. B. in Jedem von uns Zahnweh bekommen oder krank werden oder unter Zweifeln

und Schmerzen sterben müßte! oder wenn er gar all den greulichen Unfinn lesen müßte, der bereits von den Menschen über ihn selbst ausgekrant worden ist! Das leiseste Zucken des Schmerzes, die kleinste Thräne an der Wimper eines Kindes, das geringste Unbehagen eines einzigen Augenblicks macht einen Riß durch die ganze pantheistische Schöpfung von Oben bis Unten!

„Einen solchen Gott“, sagt der Philosoph Schopenhauer in seiner ironischen Weise, „der sich hätte beugehen lassen, sich in sechs Millionen Negerclaven mit sechzig Millionen Peitschenhieben täglich oder aber in drei Millionen europäischer Weber zu verwandeln, einen solchen Gott müßte doch wahrlich der Teufel geplagt haben!“

Geht man nun aber noch einen Schritt weiter und sagt, diese Gründe bedeuteten um deswillen nichts, weil Gott in der Welt keine Persönlichkeit mehr besitze, also auch keine Empfindung haben könne, sondern nur (wie Spinoza angenommen hat*) der eigentliche materielle Grund der Welt oder die einige, ewige und unendliche Substanz selbst sei (einerlei nun ob man diese Substanz „Substanz“ oder „Kraft“ nennen, oder ob man sie, wie der Astronom Spiller, mit dem „Weltether“ identifizieren will**), so fällt natürlich jeder wirkliche Unterschied zwischen Gott und Welt hinweg; und wir stehen wieder auf dem Boden der materialistischen oder Einheitsphilosophie, d. h. wir sind bei den unerschütterlichen Begriffen des ewigen Stoffes und der ewigen Kraft angelangt.

*) „Unter Gott“, so lehrte Spinoza (1632–1677) „verstehe ich das völlig unbeschränkt Seiende, die Substanz aus unendlich vielen Eigenschaften bestehend, von denen jede die ewige und grenzenlose Wesenheit bezeichnet.“ Als die zwei Haupt-Attribute der Substanz unterschied Spinoza die Ausdehnung und das Denken, von denen das eine das Körperliche, das andere das Geistige darstellt.

**) Ph. Spiller: Gott im Lichte der Naturwissenschaften. Berlin, 1873.

Daß hiermit jedes schaffende, erhaltende oder herrschende Princip der Welt hinwegfällt und als höchste, in unsrer Welt vorhandene geistige Potenz nur die menschliche Vernunft übrig bleibt, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Diese Vernunft steht daher ganz allein auf sich selbst, und sie allein ist Richterin über sich und die Wahrheit. Alle Wahrheit liegt daher lediglich in uns selbst und in unserm freien Denken, welches unverträglich ist mit jeder Art von Autoritäts-Glauben, und welchem Niemand (und sei er der Gelehrtesten Einer) wagen darf, bestimmte Grenzen setzen zu wollen. Wenn sich dieses freie Denken, ebenso wie das persönliche Bewußtsein, auf eine allerdings bis jetzt noch unerklärliche und vielleicht immer unerklärt bleibende Weise aus dem ewigen Spiel der Atome lösringt, so ist dieses an und für sich nicht wunderbarer oder unbegreiflicher, als alle übrigen, wenn auch vielleicht weniger complicirten Natur-Vorgänge und als die gesammte Entwicklung der Welt selbst, welche Alles aus sich selbst heraus und nichts auf ein Geheiß oder einen Anstoß von Oben herab schafft. Nicht Gott erschafft die Welt, sondern der Theist erschafft den Gott und damit auch alle aus diesem Glauben entspringenden nachtheiligen Consequenzen, während umgekehrt das freie, durch keine äußerliche Rücksicht bestimmte Denken nothwendig antitheistisch, antimonarchistisch und dem Autoritätsglauben feindlich sein muß.

Ein wirkliches Wissen ist nur möglich, wenn die Vernunft selbst das absolute Maß oder Höchste ist, während andernfalls all unser Wissen und Weissagen nur Stückwerk und ein armeseliges, unzulängliches Streben nach einem längst Gewußten und Erkannten sein würde. Da nun aber die Vernunft nie über sich und die Welt hinaus gelangen kann, so bleibt nichts übrig, als entweder jedes überweltliche, transcendente Sein fahren zu lassen oder aber mit Preisgebung jeder Wissenschaft und Philosophie sich blindlings in die Arme des kirchlichen Autoritätsglaubens zu stürzen. Wenn man neuerdings mit

ganz besonderer Betonung darauf hingewiesen hat, daß das Bewußtsein aus bloßen Naturbedingungen unerklärbar sei und immer sein werde, so wird doch kein Naturkundiger leugnen, daß das Bewußte sich ganz allmählich und stufenweise aus dem Unbewußten hervor entwickelt. Was sich aber auf offenbare Weise aus einer allmählichen Potenzirung von Naturbedingungen hervor bildet, kann doch unmöglich etwas Transcendentes sein, mag es auch vorerst der positiven Forschung noch so große Schwierigkeiten bezüglich der Erkenntniß seines Wesens darbieten. Auch zeigt uns die Erfahrung auf die augenscheinlichste Weise, daß das Bewußtsein fortwährend von materiellen oder Naturbedingungen in einer solchen Weise abhängig ist, daß eine Trennung beider als ganz unmöglich erscheint. Im Schlafe verlieren wir sofort unser ganzes Bewußtsein, und doch bezweifelt kein Physiolog, daß der Schlaf auf rein körperlichen Verhältnissen und auf Veränderungen in den Circulations-Verhältnissen des Gehirns beruht. Was kann eine vorurtheilsfreie Logik Anderes daraus folgern, als daß auch das Bewußtsein Ausdruck materieller Zustände sei?*)

Der Theismus oder der persönliche Gottesglaube — einerlei ob in monotheistischer oder polytheistischer Form — beruht auf Unvernunft, Unkenntniß der Naturvorgänge, niedrigem Eclavensinn und grobem Anthropomorphismus. In praktischer Beziehung führt er, wie die Geschichte unwidersprechlich zeigt, zur Theokratie, zum Monarchismus, zur Priesterherrschaft, zur Unduldsamkeit, zur Verfolgung Andersgläubiger. Auch in moralischer Beziehung ist sein Werth höchst zweifelhaft. Der Theist oder Gottgläubige handelt gut, weil Gott es so will, und weil er dafür von Gott entsprechende Belohnung in einem andern Leben hofft. Das Gute wird dadurch zu etwas rein Aeüßerlichem und halb Erzwungenem, zu etwas Werkheiligem,

*) Genaueres darüber findet sich in des Verfassers bekannter Schrift „Kraft und Stoff“ (17. Aufl.) in dem das Bewußtsein behandelnden Kapitel.

während von echter Sittlichkeit doch wohl nur da die Rede sein kann, wo man das Gute aus Gefallen am Guten selbst und aus der Ueberzeugung seiner Nützlichkeit und Nothwendigkeit für sich und für Andere thut. Der Mensch wird daher um so besser, je mehr er sich von Gott ab- und dem echten Menschenthume zuwendet. Theismus und echte Tugend vertragen sich nicht mit einander, wenn auch natürlich damit nicht gesagt sein soll, daß Theisten oder Gottgläubige nicht vortreffliche oder tugendhafte Menschen sein könnten. Aber sie sind es, ihrer selbst unbewußt, aus andern Ursachen, als aus ihrem Gottesglauben. Die jüdische Sekte der Essäer, die Philosophen aus der Schule eines Zeno, die Religionslehre eines Confutsee oder Buddha u. s. w. lehrten keine Belohnung nach dem Tode und haben doch aus ihren Lehren Moralgrundsätze entwickelt, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt bildeten.

Der Pantheismus oder der Glaube an den Allgott beruht auf einer logischen Ungeheuerlichkeit und führt, wo er in seiner religiösen Form herrschend wird, zur Stabilität oder zum geistigen Stillstand. Er ist ebenso wie die Abart des Theismus, welche als Deismus bezeichnet zu werden pflegt, im Grunde nur eine verschleierte oder verschämte Bezeichnung für den Atheismus oder philosophischen Monotheismus, welcher gleichbedeutend mit dem mehr populären und daher mehr gebrauchten Ausdruck „Materialismus“ ist. *)

*) Monismus oder Einheits-Philosophie sollte der eigentliche Ausdruck für Materialismus oder materialistische Philosophie sein, welches Wort in der Regel ganz falsche Vorstellungen erweckt, da man dabei immer bloß an die Materie und an alle die lächerlichen, ihr bisher beigelegten negativen Eigenschaften denkt, während man an Materie und Kraft oder vielmehr an ihre Einheit denken sollte. Alle bisherigen philosophischen Systeme sind, abgesehen von den materialistischen, mehr oder weniger dualistisch oder zweitheilig gewesen, indem sie eine bestimmte Trennung oder Scheidung etablierten zwischen Stoff und Kraft, Materie und Form, Sein und Bewegung, Natur und Geist, Welt und Gott, Leib und Seele, Erde und Himmel, Tod und Leben, Zeit und Ewig-

Dieser Atheismus allein führt zur Freiheit, zur Vernunft, zum Fortschritt, zur Anerkennung des Menschen und des echten Menschenthums — mit einem Worte — zum Humanismus. Dieser Humanismus strebt die volle, freie Menschheit an und sucht die Motive seines Ethos oder seiner Sittlichkeit nicht in äußerlichen Beziehungen zu einem außerweltlichen Gott, sondern in sich selbst und in dem Glücke der Menschheit! Denn zahllose Erfahrungen haben ihn darüber belehrt, daß Tugend und Sittlichkeit unabhängig sind von religiösen Vorstellungen, und daß es beinahe ebensoviele Religionen wie Menschenköpfe giebt, während der Mangel an Zufriedenheit und Wohlergehen auf Erden durch keine Religion ersetzt werden kann.

„Die Götter“, sagt R. Valliſ (Naturgeschichte der Götter, Leipzig 1875) „wirken schädlich, ja verderblich auf das Glück und Gedeihen des Menschengeschlechts. Man erwäge nur, wieviel rüstige Thatkraft geradezu durch Gottvertrauen vernichtet wird. — — Wie würde die Thätigkeit des ganzen Menschen=

heit, Endlichem und Unendlichem u. s. w., ja sie haben diese Begriffe in der Regel als förmliche Gegensätze behandelt. Die materialistische Philosophie hat zuerst an der Hand der Thatfachen nachgewiesen, daß jene Gegensätzlichkeit in der That nicht besteht, und daß wir jene Begriffe nur im Gedanken zu trennen im Stande sind, während alle aus jener Trennung entspringenden Räthsel sofort verschwinden, sobald wir ihre tatsächliche Einheit anerkennen. „Natur ist weder Kern, noch Schale, Alles ist sie mit Einemmale“ (Goethe). An die Stelle der bisherigen Zweiheit oder Getrenntheit tritt daher die den Bedürfnissen unsres menschlichen Geistes so sehr entsprechende Einheit; und daher denn auch die diese Meinung verfechtende Philosophie nicht besser, als mit dem Namen der monistischen oder Einheits-Philosophie oder des Monismus kurzweg bezeichnet werden kann. Diese Philosophie führt auch zum praktischen Idealismus, welcher gleichbedeutend mit dem theoretischen Materialismus oder dem Materialismus der Wissenschaft ist, während der theoretische Idealismus dem „Streit der Gelehrten und dem Gezänk der Schulen angehört.“ Diesen praktischen Idealismus nennt E. von Hartmann mit vollem Recht den „wahren, tiefinnersten Hebel allen Culturfortschritts“ oder den „wahren Welteroberer.“

geschlechts gesteigert werden, wenn jeder Einzelne genau wüßte, daß er in allen Verhältnissen nur aus sich selbst und durch seine Mitmenschen Hülfe erwarten könnte, und daß er gegen die letzteren ebenso handeln muß, wie er von ihnen behandelt zu werden wünscht — — Endlich hat die Menschheit noch einen großen Gewinn von dem Untergang der Götter; sie verliert einen Grund des Hasses und der Verfolgung; es versinkt ihr in Staub die trennende Scheidewand, das böse Hinderniß der allgemeinen Liebe — — hier ist die offne und freie Bahn der allgemeinen Menschenliebe ohne Schranken und Hindernisse. Ja, besser und glücklicher werden die Menschen sein, wenn sie durch den Untergang der Götter eine alte, böse Krankheit von sich abschütteln, wenn sie frei und gesund, edel und stolz auf ihre neue Würde mit Lächeln auf die Verirrungen alter Jahrhunderte zurückblicken.“

Vorstehendes mag zugleich als teilweise Kritik dienen für den siebenten oder letzten Beweis für das Dasein Gottes, welcher allerdings kaum den Namen eines Beweises verdient und welcher treffend als „Verzweiflungs-Beweis“ bezeichnet worden ist. Er drückt sich am deutlichsten in dem berühmten Wort Voltaires aus: „Si Dieu n'existait pas il faudrait l'inventer!“ (Wenn Gott nicht existirte, so müßte man ihn erfinden!) — ein Wort, das nicht sehr lange nachdem es ausgesprochen war, praktisch gemacht wurde, als während der großen französischen Revolution der doktrinäre Fanatiker Robespierre, nachdem er die damaligen Atheisten oder Hebertisten, welche die Vernunft für das höchste Wesen erklärt hatten, auf das Schaffot geschickt hatte, das berühmte Fest der Wiedereinsetzung des höchsten Wesens in Paris anordnete und dasselbe mit dem größten Pompe ausführen ließ — gradeso wie man einen irdischen König ab- und wieder einsetzt.

Zufolge diesem Beweise ist nun der Gottes-Glaube eine moralische und politische Nothwendigkeit und die unentbehrliche Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung, ohne welche die

Menschen nothwendig in Barbarei und Anarchie versinken müßten. Gott spielt dabei gewissermaßen die Rolle eines Popanzes oder Polizei-Büttels, welcher stets mit aufgehobener Ruthe vor den Menschen steht und allen Denen, welche ihm während des Lebens nicht genug Diener gemacht oder seine angeblichen Gebote nicht befolgt haben, mit schweren Strafen im Jenseits droht.

Auf diesem Polizei-standpunkt steht auch noch das Princip unsrer europäischen Staats-Religionen, welche eine Art moralischen Zuchtthums darstellen, und welche man hartnäckig festhalten zu müssen glaubt, obgleich die Erfahrung in andern freieren Ländern längst die Entbehrlichkeit eines solchen Zuchtthums bewiesen hat.

Daß überhaupt dieser ganze Polizei-Standpunkt ein falscher ist, wird durch zahllose Erfahrungen der Geschichte und des täglichen Lebens bewiesen. Unserer festen Ueberzeugung nach dürfte der Gottesglaube als solcher kaum jemals Jemandem vom Verbrechen zurückgehalten haben, während andererseits, wie bereits angeführt, zahllose Greuel der Geschichte durch ihn verschuldet worden sind und in einzelnen Fällen selbst heute noch verschuldet werden mögen. Sind doch die gottesgläubigsten Länder und Zeiten in der Regel auch die unmoralischsten und schlimmsten gewesen!

Man denke nur an Spanien, an Italien, an Irland, an die trüben Zeiten des Mittelalters und daran, daß ein recht herzhafter Glaube mit der größten moralischen Schlechtigkeit verbunden sein kann. Daß es von jeher unter den Gottesgläubigen unzählige Bösewichter, und zwar der raffinnirtesten Sorte, gegeben hat, ist ebenso bekannt, als daß ungläubige Menschen oft, ja in der Regel sich durch moralischen Lebenswandel auszeichneten. Zur Zeit der Religionskriege in Frankreich war dort der religiöse Fanatismus so groß, daß Menschen mit moralischem Lebenswandel allein hierdurch der Ketzerei und des Atheismus verdächtig wurden, und daß

man sie als schlechte Katholiken verfolgte.*) Umgekehrt waren die Atheisten des achtzehnten Jahrhunderts, die berühmten Encyclopädisten, sehr moralische Menschen und zeichneten sich zum Theil durch große Herzensgüte und Wohlthätigkeit aus, wie z. B. Diderot oder Helvetius oder Baron Holbach, der Verfasser des mit Unrecht so vielgeschmähten *Système de la nature*, u. s. w.

„Der Atheismus“, sagt der große Bacon, „überläßt den Menschen dem gesunden Menschenverstand, der Philosophie, dem natürlichen Mitgefühl, der Achtung der Gesetze, der Rücksicht auf guten Ruf — lauter Führer zu einer religionslosen Moral und Tugend, während der Aberglaube alles dieses über den Haufen wirft und sich zu absoluter Alleinherrschaft in den Köpfen der Menschen aufwirft Wir sehen, daß die zum Atheismus neigenden Zeitepochen die Zeiten der Civilisation waren.“

*) Im Jahre 1573 verbrannte man, wie Bayle erzählt, in Paris einen Atheisten, welcher behauptete, daß es keinen andern Gott gäbe, als Reinlichkeit des Körpers, und welcher alle Tage ein frisches Hemde anzog. Er hatte großen Abscheu vor allem Unreinen in Worten und Handlungen und ein äußerst sauftes und mildes Wesen. Auch bringt Bayle eine große Menge von Beispielen berühmter Atheisten bei, namentlich unter den heidnischen Philosophen, welche einen sehr moralischen Lebenswandel führten. — Die menschliche Seele, so führt Bayle weiter vortrefflich aus, scheint mehr für die Lüge, als für die Wahrheit gestimmt zu sein. Kinder hören bekanntlich lieber Fabeln und Märchen, als wahre Geschichten; und auch die Erwachsenen haben meistens mehr Geschmack an Romanen oder romanhaften Erfindungen, als an der einfachen Wahrheit. Erst große Bildung erzeugt wirkliches Gefallen an der Wahrheit, während bei der Masse der Ungebildeten ein natürlicher Hang zum Aberglauben besteht — ein Hang, welcher sogar stark genug ist, um Wahres in Unwahres, Gutes in Schlechtes umzuwandeln. Buddha wollte die Götter vernichten — und die Menschen machten ihn selbst zu ihrem Gott! Christus kam, um den Betrug auszurotten, aber die Menschen beteten ihn an und machten ihn zum Vater des Betrugs. Robespierre wollte die Freiheit unssterblich machen, aber die Menschen riefen ihm Beifall und machten ihn zu ihrem Tyrannen u. s. w., u. s. w.

Und der mit Unrecht so vielfach geschmähte und verleumdete Lamettrie: „Wenn der Atheismus allgemein verbreitet wäre, würden die düstren Vorstellungen der Religion mit der Wurzel ausgerissen werden. Die entsetzlichen Religionskriege würden ein Ende nehmen, und die von dem heiligen Gift angestechte Natur würde ihre Rechte und ihre Reinheit wiedergewinnen.“

Den Gegensatz zu diesem Gemälde des Friedens und der Wohlfahrt bildet wiederum jene Religion, in welcher der Gottesglaube seine höchste Potenz erreicht hat, und welche durch den von ihr hervorgerufenen religiösen Fanatismus höchst wahrscheinlich mehr Verbrechen erzeugt als verhindert hat. Die Feder sträubt sich, alle die Frevel aufzuzählen, welche im Namen der christlichen Religion an der Menschheit verübt worden sind. Obendrein hat diese Religion in so vielen Fällen das grade Gegentheil von dem großgezogen, was ihr wohlwollender, aber schwärmerisch denkender und in der Logik nicht sehr starker Gründer empfahl. Denn welcher Christ denkt heute noch daran, Demjenigen, der ihm auf die eine Wacke schlägt, auch die andre zum Schlagen darzubieten, wie dieses Christus vorschreibt? Im Gegentheil heißt es allgemein: Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie das häßliche Duell-Unwesen zur Genüge beweist. Oder welcher Christ würde Dem, der ihm den Rock wegnimmt, auch noch den Mantel dazu schenken? Oder welcher Christ würde heutzutage, wie dieses Christus dem reichen Jüngling anempfiehlt, seine Güter verkaufen und sie den Armen geben? Im Gegentheil lehrt die tägliche Erfahrung, daß dem Reichen noch dazu gegeben und dem Armen von dem Wenigen noch hinweggenommen wird. Oder welcher Christ würde sich der Sorge für Kleidung und Nahrung enthoben glauben, weil, wie Christus sagt, Gott im Himmel die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt? Oder welcher Christ würde glauben, durch herzhaftes Sündigen und nachheriges Bußethun sich einen Extrastuhl im Himmel

zu erwerben? Oder welcher gebildete Christ glaubt heutzutage wie Christus, noch ernstlich an die Hölle und die Millionen darin hausender Teufel oder an den Weltuntergang im christlichen Sinne und an das jüngste Gericht, oder an die Möglichkeit, Todte zu erwecken und Aehnliches? Oder wer wollte sich heutzutage dergestalt selbst erniedrigen, daß er wieder wird wie die Kinder? Oder wer möchte sein Auge ausreißen, wenn es ihn ärgert, u. s. w., u. s. w. Ja, es scheint, daß man aus wirklichen Christen, d. h. aus solchen, die nicht bloß im Sinne des Evangeliums reden, sondern auch darnach handeln, einen lebensfähigen Staat im heutigen Sinne gar nicht würde bilden können. Im Gegentheil sind die meisten Menschen in der Theorie, d. h. in ihrem Glauben, ihren Ansichten, ihren Gebeten, Theisten, aber in ihren Handlungen Atheisten; und dieses bildet einen Hauptgrund für die unglückselige innere Zerrissenheit, welche sich durch unser ganzes privates wie öffentliches Leben hindurchzieht, und für die unlösbaren Widersprüche, an welchen nicht nur das Zeitbewußtsein, sondern auch das Gewissen des Einzelnen krankt. *) Unser gesamntes Rechtswesen zum Beispiel und damit auch unser Rechtsbewußtsein hat gar keine Beziehung zum christlichen Gottesbegriff und ist meist heidnischen Ursprungs. Was aber die christliche Engherzigkeit und christlicher Aberglaube hinzugefügt haben, ist meist mehr

*) Es ist undenkbar, daß ein Mensch, welcher überhaupt denkt, nicht frei denken, d. h. nicht die lächerlichen Dogmen der Kirche oder die hohlen Tiraden der philosophischen Phrasendrescher durchschauen sollte. Dennoch scheuen sich alle innerlich frei Denkende (mit Ausnahme Weniger) sich offen zu dem Namen eines „Freidenkers“ zu bekennen oder das Odium eines solchen auf sich zu nehmen. Die Macht der Gewohnheit, der Erziehung, des Herkommens und die Scheu oder Furcht, gesellschaftlich anzustoßen oder sich Nachteile zuzuziehen, ist eben immer noch größer, als die Macht der Wahrheit. Daher jener oben gezeichnete Zwiespalt, jene „Heuchelei der Selbstbethörung“ (Feuerbach), welche unser öffentliches wie privates Dasein mehr oder weniger vergiftet und das Leben zu keiner harmonischen Ruhe kommen läßt!

vom Uebel, als von Nutzen oder Vorteil. Auch wurde bereits bei Besprechung des moralischen Beweises darauf hingewiesen, daß sich die Handlungen der Menschen von jeher nicht nach ihrem religiösen Glauben richten, sondern nach den mannigfaltigen und wechselnden Einflüssen von Stand, von Beruf, von Gewohnheit, von Sitte, von Einbildung, von Furcht vor Gesetz oder Strafe, von Rücksicht auf guten Ruf oder Schande, auf Glück oder Unglück u. s. w., u. s. w. Nichts befördert daher so sehr die Sittlichkeit und thut dem Verbrechen einen größeren Abbruch, als Bildung, d. h. vermehrte Einsicht des Einzelnen in die Zwecke des Staates und der Gesellschaft und vermehrte Achtung vor den Rechten Anderer, sowie vor den eignen Pflichten! Die weitaus größte Menge aller Verbrechen wird von Angehörigen niederer Stände verübt, bei denen Verstand, Einsicht und Bildung im Rückstand geblieben sind; und die Verbrechen gegen Staat und Gesellschaft mindern sich bekanntlich in demselben Maaße, in welchem nicht die Schärfe der Strafen, sondern der Gradmesser der allgemeinen Bildung steigt. Beweisende Beispiele für diesen wichtigen Satz liefert uns in Usummen die interessante Wissenschaft der Statistik, von denen als Beleg in Kürze nur Folgendes erwähnt sein mag:

Der officiële Bericht der französischen Regierung über die Wirkung der Criminal-Justiz in Frankreich und Algerien während des Jahres 1870 besagt, daß von allen vor die Geschwornen gestellten Verbrechern und Angeklagten achtunddreißig Procente ohne jeden Unterricht betroffen wurden. Dreiundvierzig Procente der Angeklagten konnten unvollkommen lesen und schreiben, sechzehn Procente besaßen diese Elementar-Kenntnisse, und nur drei Procente hatten eine höhere Bildung genossen!!

Noch auffallender ist dieses Verhältniß in England, wo nach Lubbocks Mittheilung (Vorgeschichtliche Zeit) im Jahre 1867 von 130 000 zu Gefängniß verurtheilten Personen nur 4137 ordentlich lesen und schreiben konnten. In der That

besteht nach diesem Autor die englische Criminal-Bevölkerung eigentlich aus Wilden, und die meisten Verbrechen entstehen aus Urtheilslosigkeit und aus verzweifelden Versuchen, inmitten und auf Kosten einer gebildeten Gemeinschaft wie Wilde zu leben.

Verbrecher sind daher meist weit mehr Bedauernswerthe, als Verabscheuungswürdige, Arme an Verstand, Charakter, Erziehung und Besitz, welche mit den Strafgesetzen in Conflict gerathen müssen, ob sie wollen oder nicht; und daher eines der tiefsten Worte, welche jemals gesprochen wurden, dasjenige der Frau von Staël ist: „Alles begreifen hieße Alles verzeihen.“

Bildung, Erziehung, Wissenschaft und Aufklärung sind daher bessere Lehrmeister der Menschheit, als der phantastische, unwahre, zu so vielen häßlichen Zwecken ausgebeutete Gottesglaube, und gute Schulen bessere Erziehungsmittel derselben, als Schaffotte und Gefängnisse. Sünde ist Krankheit, Irrthum, Verzweiflung, und Unwissenheit ist die Quelle aller Uebel. „Unwissenheit“, sagt der große Shakespeare, „ist Fluch von Gott, und Wissenschaft der Fittich, durch den wir in den Himmel uns erheben.“ Nicht die Gottesfurcht wirkt verbeßernd auf die Moralität (wie ja das Mittelalter zur Evidenz zeigt), sondern die Veredlung der Sitten, der Weltanschauung, die Verbeßerung des privaten und nationalen Lebens, die Ausbreitung von Kenntnissen u. s. w. Daher heutzutage eine ganz andre Grundlage unsrer Sittlichkeit gesucht werden muß, als die lächerliche Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung durch einen himmlischen Richter. Je mehr der Mensch diesem Glauben entsagt und sich auf seine eigne Kraft, seine eigne Vernunft, sein eignes Denken verläßt, um so glücklicher und um so erfolgreicher wird er in seinem großen Kampfe mit der Ungunst der ihn umgebenden Elemente oder Lebensverhältnisse sein. Um so baldern aber wird es ihm auch gelingen, nicht bloß Dummheit und Aberglauben, sondern auch Armuth, Elend

und Knechtschaft aus der Welt zu schaffen — also eine That zu verrichten, welche bis jetzt noch keiner Religion und keinem philosophischen System gelungen ist. Alsdann wird eine Zeit kommen, in welcher das Lösungswort der staatlichen Erziehungsweisheit nicht mehr wie bisher heißen wird: „Kopf ab“, sondern „Kopf auf“.



Druck von Ernst Heitmann in Leipzig.

Verzeichnis

der

Schriften von Prof. Dr. Ludwig Büchner.

- 1) **Das Ob.** Eine wissenschaftliche Skizze. Darmstadt, bei J. P. Diehl, 1854. — 3 Bogen.
- 2) **Kraft und Stoff**, oder: Grundzüge der natürlichen Weltordnung Nebst einer darauf gebauten Moral oder Sittenlehre. In allgemein verständlicher Darstellung Erste Auflage 1855.
Siebzehnte vermehrte und verbesserte Auflage bei Th. Thomas, Leipzig 1892. — 34 Bogen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. (Fünf Vorreden im Separat-Abdruck. Leipzig, Th. Thomas. Preis 1 Mk.)
- 3) **Kraft und Stoff**, oder: Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst einer darauf gebauten Sittenlehre. Billige Volksausgabe (50–60 Tausend). Leipzig, Th. Thomas, 1894. Preis 2 Mk., geb. 2 Mk. 50 Pf.
- 4) **Natur und Geist**, oder: Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart. — Dritte Auflage bei Th. Thomas in Leipzig. 19 Bogen. Preis 4 Mk 50 Pf., geb. 5 Mk. 50 Pf.
- 5) **Physiologische Bilder.** Erster Band Leipzig, Theod. Thomas. — Dritte Auflage. — 27 Bogen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.
- 6) **Physiologische Bilder.** Zweiter Band. Leipzig, Theod. Thomas. — 28 Bogen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.
- 7) **Aus Natur und Wissenschaft.** Studien, Kritiken und Abhandlungen, in allgemein verständlicher Darstellung. Leipzig, Th. Thomas, — Dritte Auflage. 31 Bogen. Preis 6 Mk., geb. 7 Mk.
- 8) **Aus Natur und Wissenschaft.** Studien, Kritiken, Abhandlungen und Entgegnungen. Zweiter Band. Leipzig, Th. Thomas. — 27 Bogen. Preis 6 Mk., geb. 7 Mk.

- 9) **Herr Lassalle und die Arbeiter.** Bericht und Vortrag über das Lassalle'sche Arbeiter-Programm. Frankfurt a. M., R. Baist 1863.
— 2 Bogen.
- 10) **Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde** und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des Sir Charles Lyell. Leipzig, Th. Thomas. — Zweite Auflage. — 32 Bogen. Preis 8 Mk., geb. 9 Mk.
- 11) **Die Darwin'sche Theorie** von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der Erfahrungs- oder Wirklichkeits-Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. Allgemein verständlich. Leipzig, Th. Thomas. — Fünfte, sehr vermehrte Auflage. 25 Bogen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.
- 12) **Der Mensch** und seine Stellung in Natur und Gesellschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Oder: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? Allgemein verständlich. Leipzig, Th. Thomas. — Dritte, sehr vermehrte Auflage. — 29 Bogen. Preis 6 Mk., geb. 7 Mk.
- 13) **Der Gottesbegriff** und seine Bedeutung in der Gegenwart. Leipzig, Th. Thomas. — Zweite Auflage. 4 Bogen. Preis 1 Mk., geb. 2 Mk.
- 14) **Aus dem Geistesleben der Thiere**, oder Staaten und Thaten der Kleinen. — Vierte, vermehrte Auflage bei Th. Thomas in Leipzig. — 26 Bogen. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.
- 15) **Liebe und Liebesleben in der Thierwelt.** — Zweite vermehrte Auflage bei Th. Thomas in Leipzig. — 25 Bogen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.
- 16) **Licht und Leben.** Drei allgemein verständliche naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Leipzig, Th. Thomas. — Zweite, verbesserte Auflage. 24 Bogen. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.
- 17) **Die Macht der Vererbung** und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit. Leipzig, E. Günther. — 6 $\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 2 Mk.
- 18) **Der Fortschritt in Natur und Geschichte** im Lichte der Darwin'schen Theorie. Ein Vortrag. Stuttgart, Schweizerbart. — 3 Bogen. Preis 1 Mk. 20 Pf.
- 19) **Thatsachen und Theorien** aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Berlin, Verlag des Allgem. Vereins für deutsche Pitteratur. — 23 Bogen. Preis 6 Mk.

- 20) **Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung.** Leipzig, Th. Thomas. — 5 Bogen. Preis 1 Mk. 50 Pf.
- 21) **Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft.** Zehn Briefe an eine Freundin. Leipzig, M. Spohr. — 9 Bogen. Preis 2 Mk. 40 Pf.
- 22) **Zwei gekrönte Freidenker.** Ein Bild aus der Vergangenheit als Spiegel für die Gegenwart. Leipzig, Th. Thomas. — 7 Bogen. Preis 1 Mk. 50 Pf.
- 23) **Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart.** Leipzig, M. Spohr. — 25 Bogen. Preis 7 Mk.
- 24) **Das goldene Zeitalter, oder: Das Leben vor der Geschichte.** Berlin, Verlag des Allgem. Vereins für deutsche Literatur. — 22 Bogen. Preis 6 Mk.
- 25) **Das Buch vom langen Leben, oder die Lehre von der Dauer und Entfaltung des Lebens (Makrobiotik).** Nach den wissenschaftlichen Principien der Neuzeit allgemein verständlich dargestellt. Leipzig, M. Spohr. — 18 Bogen. Preis 6 Mk.
- 26) **Darwinismus und Socialismus, oder der Kampf um das Dasein und die moderne Gesellschaft.** Leipzig, F. Günther. — 4½ Bogen. Preis 1 Mk.
- 27) **Meine Begegnung mit Ferdinand Lassalle.** Ein Beitrag zur Geschichte der socialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Nebst fünf Briefen Lassalle's. Berlin, A. Wolff. — 3 Bogen. Preis 75 Pf.



Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Rückner, Dr. G., Das Altfranzösische Lothringer-Epos. Betrachtungen über Inhalt, Form und Entstehung des Gedichts im Anschlusse an die Steinthal'sche Theorie über die Entstehung des Volks-Epos überhaupt. Preis M. 1.50.

Höfding, Dr. Harald. Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Autorisirte Uebersetzung von Dr. H. Kurella. Preis M. 4.—.

Lange, Dr. G., Ueber Gemüthsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie. Autorisirte Uebersetzung von Dr. H. Kurella M. 1.60.

Rau, Geribert, Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus. Siebente neu bearbeitete und verbesserte Auflage mit Holzschnitten und dem Bildnis des Verfassers. Vollständig in 12 Lieferungen à 50 Pf. Preis broschirt M. 6 —, gebunden M. 7.50.

Inhalt: Der Sternenhimmel. — Die Erdbildungsgeschichte. — Blicke in das Pflanzenleben. — Die Wunder des menschlichen Körpers. — Blicke in das Thierleben. — Das Reich der Physik. — Das Wissenswertheste im Reiche der Chemie.

— **Beethoven, Ein Künstlerleben.** Kulturhistorisch-biographischer Roman in 3 Bänden. M. 8.—, geb. M. 10.—.

— **Mozart, Ein Künstlerleben.** Kulturhistorisch-biographischer Roman in 2 Bänden. M. 6.—, geb. M. 7.50.

— **C. M. v. Weber, Ein Künstlerleben.** Kulturhistorisch-biograph. Roman in 2 Bänden. M. 6.—, geb. M. 7.50.

 **Vorstehende 3 Romane zusammen (auf einmal bezogen)** M. 17.50, geb. M. 21.—.

Turner, J., Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. Vierte erweiterte und vermehrte Auflage. Mit 30 Tafeln. Preis M. 12.—.

— **Die zerstreute Materie.** Preis M. 1.50.

— **Die strahlende Materie.** Preis M. 1.—.

Wollny, Dr. F., Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. M. 1.50.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Wollny, Dr. F., Grundriß der Psychologie. Mf. 2.—.

— Leitfaden der Moral. Mf. 1 —.

— Ueber die Grenzen des menschlichen Erkennens. 50 Pf.

Günther, W., Bienenzüchter in Gipsersleben. Praktischer Rathgeber zum Betriebe einträglicher Bienenzucht. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. ca. 300 Seiten mit 61 Abbildungen. — Preis broschirt Mf. 2.—, kartonirt Mf. 2.30 — Der Verfasser, ein Schüler des Barons von Berlepsch, und Meister in der Bienenzucht, veröffentlicht in obiger Schrift seine dreißigjährigen praktischen Erfahrungen. Günther's Name gilt als Autorität.

Weilinger, J., Warme Worte über und für die Bienenzucht. Erste Folge. Inhalt: 1 Thüringen ein Land der Bienenzucht. 2. Unsere Bienen. 3. Imkers Frühlingslust und Frühlingsnoth. 4. Die geistige Mission der Bienenzucht. Preis 50 Pf. Zweite Folge Inhalt: 1 Unsere Generalversammlung 2. Unser Hauptverein. 3. Der deutsche Centralverein 4 Gruß von Eisenach 5. Landwirthschaft und Bienenzucht. Preis 50 Pf.

Brander, Dr. O., Die dreierlei Bienenwesen und ihre Vereinigung zum Bienenstaate. Mit 21 Abbildungen. Preis 50 Pf.

Lederer's Geschäftsbuch für Bienenzüchter mit Inventarbuch, Jahresabschluß, div. statist. Notizen und Geschäftskalender. Preis kartonirt 60 Pf.

Sichtenthäler, Gustav, Neue Theorie über den Winterknäuel und die Ueberwinterung der Bienen Mit einer lithographierten Tafel. Preis 30 Pf.

Jeuner, W., Lehrer. Das Wichtigste über unsere Biene für die Schüler in Oberklassen der Volksschulen und für Fortbildungsschulen Mit 15 Abbildungen Preis 40 Pf.

Deutscher Bienenfreund. Zeitung für praktische Bienenzucht. Erscheint am 1. und 15 jeden Monats. Abonnementspreis pro Jahr Mf. 2.25.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Edmund Sensinger von Waldegg. Die Ziegel-, Röhren- und Kalkbrennerei in ihrem ganzen Umfange und nach den neuesten Erfahrungen. Gründliche Anleitung zur Anlage und zum Betriebe von Ziegeleien und Kalkbrennereien, zur Anfertigung von allen Arten Backsteinen, Hohlziegeln, Dachziegeln, thönernen Fliesen und Röhren, zur Herstellung von Cementen, Kalk und Mörtel. Ein Hand- und Hilfsbuch für Ziegler-, Kalk-, Cement-, Backsteinbrenner, Maurer, Fabrik- und Gutsbesitzer, sowie technische Behörden. Vierte durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage, bearbeitet von P. Kayser, Architekt, Lehrer an der Königl. Baugewerkschule in Dresden, Vorstand der Prüfungsanstalt für Baumaterialien an der Königl. Baugewerkschule. Das Werk ist in zwei Theilen erschienen, von denen jeder einzeln auch abgegeben wird. Der erste Theil enthält: Die Ziegel- und Röhrenbrennerei. Mit 624 Holzschnitten im Text und 5 Tafeln, sowie einer Tabelle. Preis Mk. 20.—, dauerhaft gebunden in Halbfranz Mk. 23.—. Der zweite Theil enthält: Die Kalk- und Cementfabrikation. Mit 148 Holzschnitten im Text und 1 Tafel. Preis Mk. 10 —, dauerhaft gebunden in Halbfranz Mk. 12¹/₂.

Joseph Freiherr König zu Kronburg Grundzüge einer Reform der Düngewirtschaft zur Vermehrung und Verbilligung der Nahrungsmittel, zur Beseitigung der Parasiten, sowie zur Entbehrlichmachung eines überseeischen Frucht- und Fleischimportes nach Europa. Zur besonderen Beachtung empfohlen nicht nur allen Landwirthen, Grund- und Gutsbesitzern, Wirtschaftsbeamten, landwirtschaftlichen Vereinen und Lehranstalten, sondern auch allen Landgeistlichen, Lehrern, Direktoren, Doktoren, Professoren und Mitgliedern der Gemeinde-Vertretungen. Mit drei Tafeln nebst Normal-Plänen. Preis Mk. 7.—, gebunden Mk. 8.—.

SEP 5 1972

1	2	3	4	5	6	7	8	9
ZELLER, Eduard							Call Number	
							610.2	
AUTHOR							S911.9	
David Friedrich							Z51da	
TITLE							1874	
Strauss in seinem Leben							cop.2	

ZELLER, Eduard	610.2
David Friedrich	S911.9
Strauss in seinem Leben	Z51da
und Schriften geschildert.	1874
	cop.2

